CAPTN. GORDON,
Royal Navy.

Geogr. it.
o.
133 a
9

Polen

unter

russischer Herrschaft.

Reisen

und

Sittenschilderungen

aus der neuesten Zeit

von

C. Goehring.

Zweiter Band.

Leipzig,

Friedrich Fleischer.

1843.

Polen

unter

russischer Herrschaft.

Reisen

und

Skizzen [illegible]

und [illegible]

von

E. Harbring.

Zweiter Band.

KÖNIGL. BAYER. BIBLIOTHEK BAMBERG

Leipzig,

[illegible]

1848.

Inhalt.

Warschau.

Erster Abschnitt.

Seite 3.

Kaffeehaus — Der Student — Der Spion — Gespräch — Die deutsche Kirche — Der betrunkne Soldat — Anekdote — Der Podporucznik. —

Zweiter Abschnitt.

Seite 20.

Die Knaben des Findelhauses — Politische Maßregel — Die Conditorei — Warschauer Fanfarons — Ausländische Zeitungen — Weichselbrücke — Badehäuser — Wachhäuser — Ansicht Warschau's von der Weichselseite — Dampfboot — Badehäuser für freies Bad — Diebereien — Badeplatz für Frauen — Polnische Sittlichkeit — Zwei Schwimmerinnen. —

Dritter Abschnitt.

Seite 40.

Der Bettelmönch — Briefquittungen — Der sächsische Platz — Reitkünste der Perser — Persische Pferde — Der bettelnde Soldat — Soldaten, Diebe — Der Candidat als Pastor — Der Essigfabrikant — Die Illumination — Der Tscherkesse. —

Vierter Abschnitt.

Seite 59.

Paßbureau — Der alte Russe — Die Illuminationssünder — Polnische Edelleute. —

In den Provinzen.

Fünfter Abschnitt.

Seite 64.

Mangel an Lohnfuhrwerk — Die Bryczka — Sitzeinrichtung — Der Abschied — Der Rogatkenbeamtete — Rauferei — Ansicht Warschau's von der Westseite — Denkmale der Revolution — Kosaken als Steuerwächter — Feldweg — Gegend — Ehemalige Colonie — Karczma — Landsleute — Sprachmißverhältniß zwischen Kindern und Aeltern — Böses Wetter — Unfall — Stadt Grojec — Das Futterhäuschen — Leierkasten — Die Schenke — Polnische Medicin — Erfindung — Abgehärtetsein der Polen — Die Karczma — Pilicathal — Ruinen — Polnisches Ritterthum — Sage — Polnische Kühnheit — Stadt Wysmierzice — Einwohnerschaft — Die Neugierigen — Kleinstädtisches Frühstück — Der Graf — Polen für die Sachsen — Polnische Fahrt. —

Sechster Abschnitt.

Seite 99.

Das Stubenmädchen — Frühmahl — Das gräfliche Haus im Innern — Die Apotheke — Das gräfliche Bett — Das gräfliche Haus im Aeußeren — Der Wirthschaftshof — Bauart der Ställe ꝛc. — Polnische Ordnung — Begrüßung — Bauern und Bäuerinnen — Karbowy — Die Kartoffelernte — Rasthaufen — Der Keller — Palast — Die Wirthschaftsbeamteten — Die Befehlertheilung. —

Siebenter Abschnitt.

Seite 117.

Der Koch — Adelsrangsucht — Adelsdeputation — Adelsverhältnisse — Der Pisarz — Gesindehaus — Gesindestube — Mittagsmahl — Die uralte Frau — Gefängniß — Speisen der Bauern — Verhältnisse der Wirthschaftsbeamteten — Allgemeines Stehlen — Kibitken Caravane — Kibitken — Ochsen — Militairische Fuhrleute — Weide. —

Achter Abschnitt.

Seite 134.

Der Brief — Die Kirchgänger — Die Kirche im Aeußern — Die Strafrede — Die Kirche im Inneren — Gesang — Karczma — Der Doppeltanz — Der Zakrystyan. —

Neunter Abschnitt.

Seite 143.

Bauerknaben — Kopfbedeckungen — Bauerhütte — Hof — Brunnen — Schorsteinleitern — Garten — Ansicht des Dorfes — Verhältnisse der Bauern — Die Edelleute — Bäurische Tabaksfabrikation — Buttermilchversicherung — Wildes Obst — Bauerschafe — Das Gespenst am Kreuze — Das unzeitige Kind. —

Zehnter Abschnitt.

Seite 157.

Pferdeweide — Die Museninsel — Rindviehstall — Weibliches Geheimniß — Die Reiterin — Gruß — Waldungen — Das Waldthal — Pilzsammler — Felder der Bauern und deren Verbindlichkeiten — Schafheerden — Schäferschlaf — Schafhunde — Wölfe — Wolfsmanieren — Gewehrverbot; Prämien auf Wölfe — Stróż — Spinnstube. —

Elfter Abschnitt.

Seite 177.

Gastfreundschaft — Deutsche Bücher — Die allwissende Zigeunerin — Die zerfallene Mühle — Aussicht — Fischfest — Gäste — Taufnamen — Titel — Vögel — Waldbehandlung — Der Fischzug — Gastmahl — Polnische Galanterie — Upadam do nóg. —

Zwölfter Abschnitt.

Seite 193.

Stube einer Wöchnerin — Jubelfest — Sonderbare Sitte — Vortaufe — Der kleinstädtische polnische Arzt — Pferdecadaver — Ueber Aerzte — Kindtaufe — Der Wolfsfang. —

Dreizehnter Abschnitt.

Seite 206.

Possirliche Gäste — Lohnzahlung — Kwiti — Zigeunertrupp — Dreschmaschine — Großartigkeit der Polen — Mistbombardement — Zauberkünste der Zigeuner; Aberglaube der Bauern — Heilige Oplatki — Erklärungen — Weihnachts-heilger-Abend — Oblatenbrechen — Nachtbesuche — Heu — Sterne — Mahl — Echo — Strohstreuen — Gottesdienst. —

Vierzehnter Abschnitt.

Seite 235.

Sitten und Gebräuche — Recrutirung des Gesindes — Brautwerbung — Edelleute und Pfaffen. —

Bauerhochzeit.

Liebesverhältniß — Die Werbung — Aufgebote — Jubel — Wahl der Drużby und Druchni — Geschenke — Beichte — Der Dziewosląb — Einrichtung der Stube — Musikanten — Demuth des Brautpaares — Tanz — Haarflechte — Hochzeitliches Abendbrod — Schmuck — Pan mlody, Panna mloda — Trautagsfrühmahl — Collecte — Trauzug — Trauung — Frühstückwanderung — Die Kuh — Uebergang in die Gemeinschaft der Frauen. —

Reisen
im Königreich Polen.

Reise nach Warschau.

Erster Abschnitt.

Die Sitte, welche dem ledigen Polen das Mittagsmahl in fremde Häuser und Straßen setzt, servirt ihm auch den Kaffee nach ihrer Sitte. Meinem Freund zu Gefallen durft ich nicht mehr den Kaffee mit häuslicher Ruhe in den behaglichen Schlafrock gießen, sondern mußte ihn im unbequemen Moderocke täglich aus einem anderen Kaffeehause heimtragen. So unangenehm mir auch diese Sittenherrschaft war, denn nichts ist dem Deutschen himmlischer, als der mit Kaffeetassen gesternte Morgenhimmel im Schlafrocke, so war sie mir doch nützlich, indem sie mich die warschauer Kaffeehäuser kennen lehrte, die mit Recht für den Hauptsitz der warschauer Unsittlichkeit gehalten werden dürfen. Eins dieser Häuser lieferte mir einen riesenhaften Beweis.

Wir gingen dahin früh gegen acht Uhr. Sobald wir die Thür der Stube öffneten, erblickten wir auf dem der Thür gegenüberstehenden Sopha ein gänzlich nacktes junges Frauenzimmer, das sich bei unserm Eintritt das erste Erwachen ankünstelte, als es uns erblickte, fünf Minuten lang vor

Scham umkommen wollte, endlich nach einer für die Natürlichkeit viel zu langen Zeit in die nächsten Zimmer sprang, und dort in ein verdächtiges Gemach verschwand.

Auf einen so hohen Grad gesteigert hatte ich die Schamlosigkeit und Niederträchtigkeit in meinem Leben noch nie gesehen. Wäre das Kaffeehaus ein Bordell in einer Schmuzecke der Stadt gewesen, so hätten wir sagen müssen: „die Sache ist in der Ordnung", doch in einem Kaffeehause in einer der vornehmsten Straßen der Stadt hätten wir kein Bordell, und am allerwenigsten eins gesucht, in dem das schlechte Gewerbe mit so vollkommner Niederträchtigkeit betrieben wurde.

Um nichts feiner, als dieses Kaffeehaus, waren aber alle Kaffeehäuser, deren Zahl sich fast auf drei hundert belief so, daß sich oft in einer Straße zehn bis funfzehn befanden. Stellt man die Art der warschauer Kaffeehäuser und ihre Zahl zusammen, so muß man, wenn man nicht ein sehr schlechter Rechner ist, eine Summa bekommen, die ein furchtbares Quantum von warschauer Unsittlichkeit enthält. Ich würde, um die Probe auf das Exempel zu machen, eine Menge von Belegen aufführen müssen und können, die sich schwerlich in einen Druckbogen wickeln ließe, und eine allzuschwere Last für das Herz meiner Leserinnen werden würde, darum will ich nur noch in Bezug auf die Kaffeehäuser kurz berichten, daß dieselben ihr Unwesen auf eine so öffentliche und tolle Weise trieben, daß die Behörde, die doch für Concessionsgebühren Alles gern geschehen läßt, sich am Ende im Jahr 38 bewogen fühlen mußte, gegen zweihundert Kaffee- und Freudenquellen zu verstopfen, und der Restzahl den Befehl zu

einem tugendhaften Leben zu ertheilen, der übrigens, wie mir erzählt wurde, schlecht befolgt worden ist. —

Um uns nicht durch den Schein, als ob wir nicht einen starken Bissen verschlucken könnten, lächerlich zu machen, kehrten wir nicht, wie es wohl billig gewesen wäre, gleich in der Thür um, sondern schritten unbefangen in das Zimmer, und setzten uns, mit heroisch verachtenden Mienen die freche Hetäre ignorirend und kränkend, an einem Tische nieder. Außer zwei üppig gekleideten Mädchen, die uns mit Kaffee versahen, befand sich Niemand weiter in dem Zimmer, als wir und drei kurländische Spitze, die, wie es schien, nächst den zahlfähigen Gästen die Lieblingsgeschöpfe der dicken Wirthin waren, die nach einer Weile eintrat, uns begrüßte und wieder verschwand. —

Unser Kaffee war vernichtet, wir hätten das Schandlocal wieder verlassen können, doch die polnische Sitte forderte von meinem Freunde das Schmauchen einer Pfeife. Obgleich die Pfeifen, die man in den warschauer Kaffeestuben erhält, Köpfchen haben, die man mit zwanzig Lungenerweiterungen bis auf den Grund ausbrennen kann, so verzögerte doch die Schmauchsucht meines Freundes und hauptsächlich der Streit, in den derselbe mit dem bedienenden Mädchen um die Neuheit der statt Pfeifenspitze dienenden Federspuhl gerieth, unseren Aufbruch so lange, daß wir gezwungen waren, noch die Bekanntschaft eines Studenten (Gymnasiast), und darauf einer zweiten Person zu machen.

Erster, ein sehr junger Mensch, dessen Eintritt in das skandalöse Kaffeehaus mir ein schlagender Beweis für die warschauer Zucht und Sittlichkeit zu sein schien, kam mit dem

völligen Benehmen eines Stammgastes und mit seiner Büchermappe ins Zimmer, ließ sich nach Landessitte ein Glas Kaffee und eine Pfeife geben, und unterhielt uns in geläufigem Deutsch mit einer Menge von Anekdoten, die die zwischen dem Fürsten Constantin und den ehemaligen Studenten bestanden habende Feindschaft ans Licht der Welt gefördert hatte. Der junge Mensch war mir weniger seines großen Geistes oder Körpers, als seines Titels und seiner Uniform wegen interessant.

Der Titel: „Student," war meiner Meinung nach ein viel zu großes Ehrenkleid für eine so kleine Person. Der Deutsche ist gewöhnt in das Wort „Student" schon umfangreichere Körper und Geister, die große Geister sein wollen, einzuhüllen, der junge Mensch in der Kaffeestube aber war nur Gymnasiast; doch als polnischer Gymnasiast trug er den Studententitel mit Ehren und Recht, wenigstens mit mehr Recht, als mancher Andere den unbezahlten Doctortitel.

In Polen ist es Sitte, die Schüler jeder höheren Schule „Studenten" zu nennen. Jeder vom kleinsten Ultimus bis zum größten Primus der Primaner heißt: Student. Ich hätte meine Worte umkehren sollen, um nicht unrichtig zu berichten. Die Classenordnung auf den polnischen Schulen ist der der deutschen entgegengesetzt. Die jüngsten Schüler sind die Primaner — auch Primaner darf ich nicht sagen, denn die Classen der polnischen Schulen werden nicht mit lateinischen Worten bezeichnet — also die unterste Classe ist die erste; von ihr steigen die Classen fort bis zur achten, in der sich die körperlich und geistig größten Schüler oder Studenten befinden.

Diese Classen-Ordnung ist offenbar naturgemäßer, als die der deutschen Schulen. Bei Allem, was in der Welt eine Fortsetzung hinter sich her zieht oder vor sich herschiebt, ist No. 1. das Erste. Wollen wir, wie der Schüler auf den Classen, auf einer Leiter emporsteigen, so müssen wir mit der ersten Sprosse anfangen, und danach in die Mehrheit steigen. Der Mensch kann nicht mit einer Vielzahl seine Lebensjahre zu rechnen anfangen, er muß mit No. 1. anfangen, und auf seinen Tod warten, um zu wissen, mit welcher Vielzahl er verkehrter Weise seine Lebensrechnung hätte beginnen können u. s. w. Somit verstand der Einrichter der polnischen Schul-Classenordnung mehr Logik, als die Stifter der deutschen Schulen.

Von dieser Ordnung weicht keine einzige der polnischen Schulen ab, denn alle sind von einem einzigen militairischen Befehle zugeschnitten. Wie man Alles in Rußland und Polen, selbst die Lampenputzer- und Schorsteinfeger-Zunft militairisch organisirt hat, so auch bis zur geringsten Kleinigkeit die Schulen. So z. B. spannt man die milchfleischnen Jungen, die zum Theil der Mutter Brust noch nicht vorlange haben aus dem Munde fahren lassen, in enge, militairische Uniformen. Gar possirliche Figuren präsentiren die kleinen Bengels in ihren grünen Röcken mit blauen Kragen und großen, runden Zinnknöpfen, wenn sie sich auf der Straße bei den Haaren fassen, und einander die Staatsuniformen vom Leibe reißen und die grün und blau gestreiften, vorschriftsmäßigen Mützen in den Koth werfen. Im Jahre 1840, vor der Durchreise der Kaiserin von Rußland und ihrer jetzigen Schwiegertochter, der Prinzessin Maria von

Hessen, erlitt das Montirungswesen der Schulen eine Reorganisation, indem die blauen Kragen von den Röcken und blauen Streifen von den Mützen losgetrennt und der Vergangenheit übergeben, und scharlachrothe ins Leben gefördert werden mußten. —

Unser Herr Studiosus amüsirte uns noch mit Schulwitzen und verschiedenen alten und neuen Historien, als ein bejahrter Mann in die Stube trat, und sich nach einigem Umherdrehen an unseren Tisch drehte.

Bei allem Schlimmen ist immer doch etwas Gutes. Daß man in Polen nirgends vor Spionen sicher ist, ist schlimm; aber, daß man diese Menschen gleich erkennt, ist gut; und dies Gute ist auf Rechnung der jüdischen Leidenschaft zu schreiben: somit ist es sogar gut, daß nur Juden zum Spionengeschäft fähig sind.

Der gegenwärtige neue Bekannte kam in die Kaffeestube, verweilte in ihr, forderte aber nichts zum Genuß, weil es Geld kostete. Das Recht die Stühle zu zersitzen, ohne Etwas zu verzehren, hatte er als Spion; doch durch seinen Geiz legitimirte er sich. Mein polnischer Lehrer erkannte ihn augenblicklich, er stieß mich mit dem Fuße und winkte mir Vorsicht zu.

Der Judas richtete die erste Frage an mich; da dieselbe aber polnisches Costume trug, fand sie bei mir keine Aufnahme. Dadurch erkannte er in mir einen Deutschen; und die politische Bekanntschaft eines solchen hielt er für unwichtig. Er wandte sich zu M—ski, meinem Lehrer, den er sogleich als einen Polen erkannte. In dessen Offenherzigkeit schien es ihm werth die Angelhaken auszuwerfen.

Das Gespräch zwischen beiden Personen war mir anfangs unverständlich, weil es polnisch geführt wurde; bald aber lenkte es M—ski, anscheinend aus höflicher Rücksicht auf mich, im Grunde aber aus einem viel wichtigeren Grunde in die deutsche Sprache so, daß ich, wenn auch nicht Theilnehmer, doch Vernehmer werden mußte. Ich habe dies Gespräch seiner Eigenthümlichkeit wegen, sobald ich in das Hotel zurückkam, in meiner Brieftafel so wörtlich, als möglich aufgezeichnet, und so, wie es sich in ihr befindet, schreibe ich es hier nieder:

M—ski. „— mir hat das Leben in Wien tausend Mal besser gefallen. Wer nicht verheirathet ist, weiß Gott, der kann dort billiger und fideler leben, als irgend wo. Ich habe auch nicht Lust zu bleiben. Ich reise wahrscheinlich nächstes Frühjahr, vielleicht im Juni, wieder hin.

Spion. I, Donnerwetter! wissen Sie was? ich will mich zwar nicht zudrängen — es kommt auf Sie an — aber es sucht doch Jeder so billig als möglich dazu zu kommen, und Gesellschaft auf der Reise ist wahrlich auch was hübsches — ich wenigstens fahre nicht gern zwei Stunden weit allein — wissen Sie was? bei meiner Ehre, ich mache mit Ihnen die Reise. Wie lange werden wir denn fahren? die vier Tage, das ist ja eine Kleinigkeit.

M. Was wollen Sie in Wien?

S. I nun; ich habe zwar Verwandte dort, aber deren wegen reise ich wahrlich nicht hin; aber ich habe Wien noch nicht gesehen. Ich hatte es mir schon im vorigen Jahre vorgenommen, hin zu reisen, in diesem Jahre ist wieder

nichts daraus geworden, aber für nächstes Jahr steht's fest. Also, wissen Sie was? sind Sie's zufrieden?

M. Nun, warum denn nicht? — im Gegentheile; — das Frühjahr ist nur noch zu weit, als daß wir jetzt schon darüber etwas bestimmen sollten.

Sp. I, wenn Sie nicht verheirathet und durch nichts gebunden sind, so können Sie schon mit Bestimmtheit etwas sagen; — bei mir wenigstens steht es fest. Nehmen Sie mir es nicht übel, aber mir selber liegt etwas daran, mit Jemandem die Reisekosten zu theilen — und nun auch: an der Unterhaltung liegt mir was — die Reise langweilt sonst so sehr. Wissen Sie was? in jedem Falle ist es gut — wenn Sie mir's nicht übel nehmen — wenn wir unsere Bekanntschaft nicht so kurz abbrechen. Wissen Sie? ich besuche Sie ein Mal — wo wohnen Sie denn?

M. Ich? — — Gut, besuchen Sie mich! Ich wohne unten — wissen Sie den Holzhof vom Juden Kohn in der Brückenstraße —

Sp. Der ist nicht Kohnen.

M. Nicht? ich denke. Nun aber von diesem Holzhofe ein kleines Stückchen herauf, in der Brückenstraße — wenn Sie das Eckhaus von der Querstraße wissen — das linke Eckhaus, gleich das dritte Haus davon, da wohne ich; ungefähr hundert Schritte von der Weichsel.

Sp. Aha, ich weiß schon — es ist eine schlechte Bude.

M. Ja. Ich hätte dort kein Logis genommen, aber ich war nicht in Warschau, und mußte einem Bekannten den Auftrag geben. Ich wäre auch nicht eingezogen, aber Der hatte gleich ein Vierteljahr pränumerando bezahlt.

Sp. So? Nun, ich komme vielleicht in diesen Tagen ein Mal hin. Wie frage ich denn, wenn ich Ihr Zimmer etwa nicht finden könnte?

M. Sie dürfen nur die linke Treppe — — oder, fragen Sie nur nach dem Apotheker, der nicht lange erst eingezogen ist, — ich kann Ihnen auch meinen Namen sagen; um so sicherer finden Sie mich; ich heiße Janowicz.

Sp. Sie? Sie heißen nicht Janowicz.

M. Weiß Gott.

Sp. So? Es ist möglich. Ich habe einen Bekannten, der eben so heißt. — Ja, nach dem Wien habe ich mich schon lange gesehnt. Der österreichische Hof wird jetzt auch Trauer anlegen müssen; wahrscheinlich auch der russische.

M. Wie so?

Sp. Nun, der König von Frankreich ist ja todt.

M. Dummes Zeug! Wer hat Ihnen das gesagt?

Sp. Es steht in den französischen und deutschen Zeitungen. Er ist von einer neuen Höllenmaschine getroffen worden.

M. Haben Sie es denn selbst gelesen?

Sp. Das gerade nicht; aber fragen Sie doch alle Menschen; die ganze Stadt weiß es ja schon.

M. Meinetwegen; — ich glaube aber, es ist Unsinn; — ich habe gestern noch die Zeitung gelesen, und habe nicht eine Spur von so Etwas gefunden.

Sp. Nein, nein; Sie können sich darauf verlassen — ich weiß es ganz bestimmt.

M. Nun meinetwegen; — die Könige sind auch sterblich.

Sp. In Frankreich nicht; dort lebt der König immer; — die Franzosen sagen: le roi est mort, vive le roi.

M. Die Franzosen haben in ihrer Art Recht; die Krone stirbt nicht, der Mensch lebt aber nicht ewig.

Sp. (vertraulich zuflüsternd.) Wissen Sie was? ich glaube, wir Polen brauchen den Tod des Königs von Frankreich am wenigsten zu betrauern — unter seiner Regierung war für uns nichts zu erwarten; — er hat, weiß Gott, kein rechtschaffnes Herz für Polen; sonst müßte es wohl anders mit uns aussehen. Jetzt, wo er todt ist, gewinnt Thiers freies Feld — der ist ein Mann — lassen Sie nur ein Jahr vergehen. Was halten Sie davon?

M. I, dummes Zeug. Lassen Sie sich nicht auslachen.

Sp. Was denn? Sie glauben wohl nicht, daß die Verhältnisse so stehen? — ich will nicht gesund vor Ihnen stehen. Sehen Sie? ich will Ihnen noch mehr sagen: Unsere Auswanderer (polnische Flüchtlinge) in Paris haben schon wieder ein neues Bureau gebildet; d. h. gleich, sowie der König gefallen ist. Nun, in diesem Jahre wird wohl Alles noch so ruhig hingehen — auch vielleicht im nächsten Jahre — aber — verstehen Sie? es kommt auf die Gelegenheit an. — Da gebe ich Ihnen mein Wort, was in Frankreich vorgeht und auf unsere Angelegenheiten Bezug hat, das weiß ich schon den dritten Tag. (Er zieht den M. ein wenig bei Seite, und flüstert ihm ins Ohr.) Verstehen Sie? Ihnen kann ich's sagen — Sie sind ein Pole so gut, wie ich — ich bin hier in einer politischen geheimen Gesellschaft — wir haben ihr den Namen Oyczyzna (Vaterland) gegeben — aber erwähnen Sie gegen keinen Menschen Etwas! — sehen

Sie? daher habe ich die Nachrichten. Wir haben nämlich unseren Correspondenten in Paris; durch den erfahren wir alles Geheime, und alles Oeffentliche zwanzig Mal schneller, als durch die Zeitungen. Wissen Sie was? Sie können durch mich Mitglied werden, wenn Sie wollen — das heißt, — vielleicht sind Sie aber schon in einer anderen Gesellschaft?

M. Ich müßte toll sein, in einer geheimen Gesellschaft zu sein, oder hineinzutreten.

Sp. Nun, Donnerwetter! Sie sind doch nicht in Südindien geboren? Vor was fürchten Sie sich denn? — oder Sie wollen's vielleicht nicht sagen? — å, so ängstlich bin ich nicht — das sehe ich auch dem Menschen gleich am Gesicht an, ob er — wissen Sie? Sie können ja alle Beide eintreten, d. h. ich muß Sie erst in Vorschlag bringen, und für Sie mein Wort geben. Das heißt, wenn Sie vielleicht schon in einer ähnlichen Gesellschaft sind, nun, da wär es dummes Zeug.

M. Machen Sie sich nicht lächerlich mit Ihrer Gesellschaft! Was bezweckt denn Ihre Gesellschaft?

Sp. Hören Sie! wir sind gedrückt. Ist das nicht wahr? Das müssen Sie zugeben — wir sind gedrückt.

M. Was denn?

Sp. Sie sollen mir selbst sagen, ob das Recht ist, daß der General S— einen polnischen Professor nach dem anderen zwingt, Pension zu nehmen, und dann russische Offiziere in die Stellen setzt. Und nun, wie ist es mit den polnischen Adelsgeschichten? I, Donnerwetter! sagen Sie mir offenherzig! das können Sie doch nicht billigen?

M. Ae, das ist Alles sehr gut; ich sehe nicht ein, was

Sie daran zu tadeln haben. — Wir wollen abbrechen — wenn Sie mich besuchen, können wir mehr davon sprechen." —

So ungefähr schloß das von Seiten des Spions ungemein plump geführte Gespräch.

M—ski, dem es am Ende etwas unheimlich zu werden anfing, indem er fürchtete, daß seiner Zunge doch einmal die falsche Kappe abgleiten könnte, gab mir einen Wink zum Aufbruch. Der Judas wollte uns begleiten, blieb aber auf das Vorgeben M—skis, daß er mich nur erst nach Hause führen, und ihn dann abholen wolle, zurück.

In späteren Jahren habe ich den Menschen oft wieder gesehen, und etwas näher kennen gelernt. Er vereinigte in seiner Person drei Geschäftsleute, nämlich: einen Mäkler, einen Schenkwirth und einen Spion. In letzter Rolle mochte er ein weniger gefährlicher Mensch sein, als in den ersten beiden. Als Mäkler betrog er, als Wirth stahl er den Menschen den Verstand, sofern sie welchen besaßen, wenn sie sich ihn stehlen ließen, als Spion aber, glaube ich wenigstens, schadete er Niemandem, außer etwa einem Stupiden. Er war zu plump und ungewandt; er verstand es zu wenig, sich hinter seinem Scheine zu verstecken.

Die meisten seiner Collegen sind eben solche Leute. Man erkennt, so vertraulich und unschuldig sie sich auch stellen, augenblicklich in ihnen den Spion. Demungeachtet giebt es so viele listige, verschmitzte Spione, daß man alle Ursache hat, die Zunge mit Vorsicht zu bewegen.

Wir schlugen aus Vorsicht nicht den Weg nach der langen Straße und zum Hotel ein, sondern gingen an der Münze vorüber nach der Mazurenstraße, wo uns die deutsche

Kirche, ein hohes, prächtiges Gebäude, begegnete. Sie ist zirkelrund, hat einen sehr bedeutenden Umfang, und besitzt eine majestätische Höhe. Auf der Mitte ihres Gewölbes erhebt sich ein Aufsatz, der dieselbe Form hat, wie die Kirche. Er steht auf Säulen, deren Zwischenräume mit ungeheueren Glasthüren ausgefüllt sind.

Diese und die Alexanderkirche sind die einzigen Kirchen in Warschau, welche ganz frei stehen; die anderen alle befinden sich in den Reihen der Häuser. —

Mit dem Ende der Mazurenstraße gelangten wir in einen Stadttheil, der nur um Weniges besser war, als der, in welchem ich mit dem Candidaten über Kehrig- und Schmuz-Haufen fast den Hals gebrochen hätte. Die Häuser waren hier, wie dort, die erbärmlichsten Nester. Die Straßen aber waren breiter und viel kürzer. Beide Beschaffenheiten konnten für Tugenden gelten. Die Breite ließ den Wind zu, der die übelen Dünste zum Abzug nöthigte, und die Kürze verkürzte die Prüfung der Durchwandernden.

Wir hatten die garstige Straße hinter uns, und wollten eben auf die breite, mit Baumwerk und Seitenwegen herrlich ausgestattete Chaussee treten, von der aus Einen der Blick über das ganze Weichselthal hinwegträgt, als ein russischer Soldat uns begegnete, den der Schnaps über alle irdische Trübsale erhaben gemacht hatte. Der glückselige Mensch war nicht so glücklich, doch so selig, daß er von Nichts Etwas wußte, was er eigentlich wußte. Schon in einer Entfernung von vielleicht sechzig Schritten zog er seine Mütze ab, und stolperte, bald die linke, bald die rechte Seite des Weges unter sich nehmend, mit möglichst gestreckten Fü-

ßen parademäßig uns entgegen. In einer gewissen Nähe blieb er, Fronte machend, mit entblößtem Kopfe straff, d. h. so sehr, als es ihm sein schwankender Zustand erlaubte, an der Seite stehen. Der Mensch sah uns ohne Zweifel für Offiziere an. Meinem buckligen Freunde machte seine Erhebung in den Offizierstand um so mehr Spaß, als er wohl wußte, daß er für keinen Rock untauglicher sei, als für den Soldatenrock. Eine solche Erhebung, meinte er, könne er unmöglich unbelohnt lassen, und so gab er dem Soldaten ein Guldenstück, das denselben in solches Erstaunen versetzte, daß er eine lange Zeit mit breit gestellten Beinen, schwankend, mit der rechten Hand seinen Schnurrbart haltend, stehen blieb, und uns in der größten Verblüfftheit unverwandt nachsah. Erst, als wir um mehre hundert Schritte entfernt waren, wandte er sich um, und stolperte seines Weges weiter — wahrscheinlich zu einer Schnapsschenke, wo das Guldenstück die für die Kehle nöthige Verdünnung erhalten mußte. —

Nicht häufig findet man betrunkene russische Soldaten. Man kann solche im größten Theile des Jahres sogar für Seltenheiten halten. Dies ist nicht die Folge der Genügsamkeit, sondern einer sehr zweckmäßigen Einrichtung. Bekäme der gemeine Russe, wie der Soldat eines anderen Landes, alle acht oder zehn Tage seinen Sold, so würde er alle acht oder zehn Tage betrunken sein, und die Armee würde somit das ganze Jahr nicht nüchtern werden. Doch für ihn giebt es im Jahre nur drei Zahltage. Alle vier Monate bekommt er seinen Silber-Rubel, den er denn auch in zwei bis drei Tagen bis zum letzten Atom vertrinkt. Ist dieser riesenhafte Rausch vorüber, dann erst ist er wieder zum

Dienste fähig, und bleibt es vier Monate hindurch bis zum neuen Zahltage, d. h. wenn er nicht in dieser Zeit irgend etwas zur Hand bekommen kann, das sich in Geld verwandeln läßt. Die Trunkenheit in den ersten Tagen nach der Zahlung hat, wie mir versichert wurde, ein förmliches Privilegium. Sie wird nicht geahndet. Sind aber die privilegirten Seligkeitstage vorüber, dann wird sie für ein halbes Verbrechen angesehen, und durch Stockschläge in Nüchternheit verwandelt. Man erzählte mir, daß der Großfürst Constantin betrunkene Soldate haben durch drei bis vier hundert Schläge aus ihrem Himmel herabstürzen lassen. Eine Anekdote, die in Polen sehr häufig erzählt wird, dürfte meinen Lesern nicht eben unangenehm sein:

Constantin fuhr aus dem Schlosse nach dem Belvedere, seinem Lieblingsaufenthalte. Auf der „neuen Welt", der Prachtstraße von Warschau, erblickt er einen Soldaten, der, unsicher in seiner Wonne, herüber und hinüber taumelt, Jedem, der nicht einen geschickten Seitensprung macht, auf den Hals stürzt oder vom Trottoir herunterstößt; kurz, der mittels des Schnapsgeistes sich über alle irdische Niedrigkeit hinweggehoben hatte. Constantin, aufgebracht über eine so eigenmächtige Erhebung, läßt anhalten, und ruft dem Soldaten zu. Dieser ist immer noch genug auf Erden, um den strengen Gebieter zu erkennen. Halb erschrocken, zieht er die Mütze vom Kopfe, und taumelt zur Kutsche, wo er den Befehl erhält, hinter der Kutsche auf den Platz zu steigen, der eigentlich einem nüchternen Bedienten zukommt. Constantin fürchtet, der Soldat möchte sich unterweges herunter und davon machen; da er aber nicht Lust hat, sich, um das

zu verhüten, immer nach ihm umzusehen, so wirft er seinen Mantelkragen zurück über die Schulter, und befiehlt dem Soldaten, den Zipfel fest zu halten. Unterweges fühlt der Soldat, daß der Großfürst öfters am Kragen zieht, und sich dadurch von seiner Anwesenheit überzeugt. Mit jeder Bewegung des Kragens wächst aber seine Angst; zugleich überzeugt ihn aber die Besorgniß des Großfürsten von der Möglichkeit des Entwischens. Die Furcht holt seine entflohenen Geisteskräfte wieder zurück; er findet ein Rettungsmittel, indem er den Zipfel vom fürstlichen Mantelkragen an die Handhabe der Kutsche bindet. So sicheren Fußes als möglich steigt er herab, und stolpert in das nächste Haus. Der Großfürst zupft und zieht am Kragen, doch der Soldat ist noch da. Endlich langt er am Belvedere an. Er ruft, der Soldat soll loslassen; doch der will nicht pariren. Der Großfürst wird wüthend, will aufspringen und den Kerl hinter die Ohren schlagen; doch er findet sich so angebunden, daß er den Mantel auf der Stelle vom Leibe ziehen muß, und den betrunkenen Soldaten außerhalb seiner Macht. —

Wir wandten uns zur linken Seite, und schritten über die „neue Welt", die, obgleich sie eine krumme Linie beschreibt, ihrer vortrefflichen Gebäude wegen eine schöne Straße zu nennen ist, zum Hotel zurück. Kaum einige Minuten befanden wir uns im Zimmer, als wir an dem Podporucznik, der durch seinen nächtlichen Besuch der Punschterrine meiner Reisegefährten eine unerwünschte Ausleerung verschafft hatte, einen Gast erhielten. Wichtige Gründe lagen seinem Besuche nicht unter; wenigstens habe ich sie nicht merken können. Er frug angelegentlich nach meinen Reisegefährten,

wohin sie gereist seien, und ob sie wieder zurückkehren würden. Nachdem er sich eine Menge von Deutschland hatte erzählen, ganz Berlin und die Farben und Trachten der preußischen Militairgattungen hatte beschreiben lassen, lud er uns auf den nächsten Tag in ein Speisehaus zum Frühstück ein, und entfernte sich. —

Zweiter Abschnitt.

Am Nachmittag wurde uns ein zweiter Besuch durch einen jungen Polen zu Theil, der, wie es mir schien, mit meinem Stubengenossen sehr nahe befreundet war. Der junge Mann lud uns zum Kaffee und zugleich zum Bade ein.

Der Weg zu der Conditorei, in welcher der Kaffee genossen werden sollte, führte uns wieder durch die Mazurenstraße zu dem weiten Platze vor dem „Spital, Kindlein Jesus", dem Findelhaus von Warschau. Eine Menge von militairisch eingekleideten, acht- bis zwölfjährigen Knaben zog vor Allem meine Aufmerksamkeit auf sich. Die Kinder schienen sich für einen weiten Weg reisefertig gemacht zu haben, den anzutreten sie eben im Begriff standen. Sie waren Pfleglinge des Findelhauses, ungemein bleiche, von der dumpfen, ungesunden Klosterluft in Wachsthum und Gedeihen behinderte Wesen, welche nach der Erklärung unseres Gastes oder Wirthes, denn wir waren ja seine Kaffeegäste, so eben eine politische Wanderung in das Innerste von Rußland anzutreten gezwungen waren. Der junge Mann gab mir über die Verhältnisse der Knaben einen vollständigen Aufschluß, der, obgleich die Sache in Polen so bekannt ist, daß ich ihn

von Jedermann hätte erhalten können, mir doch neu und von hohem Interesse war, so wie er meinen verehrten Lesern eine interessante Neuigkeit sein wird:

Rußland hat an den letzten polnischen Flinten- und Kanonenkugeln zu bittere Erfahrungen gemacht, als daß es nicht nach allen Kräften streben sollte, diesen Kugeln für ewige Zeiten das Wiederaufleben unmöglich zu machen. Rußland weiß, daß es diesen Zweck nicht anders erreichen kann, als dadurch, daß es den Kraftkern aus dem polnischen Lande zieht, und ihn, zu doppeltem Profit, in sich verpflanzt. Die jungen militairpflichtigen Polen, auf die der polnische Adel seine letzte, für künftige Zeiten berechnete Hoffnung stützte, entfernt es aus dem Lande, und treibt sie hinter die fernsten Steppen, in das mittele Sibirien, an die Werchoturischen Gebirge, wo der Patriotismus der jungen Leute nur höchstens mit Seufzern bombardiren kann.

Dies ist eine politische Maaßregel, wegen der kein gebildeter Pole Rußland verdammt, obgleich sie ihm Kummer und Schmerzen macht. Jede andere Gewaltherrschaft, und wenn sie in den Händen der heiligen Elisabeth läge, würde dieselben Maaßregeln ergriffen haben. Mit welchem Rechte Rußland Polen bekommen hat, ist jetzt nicht mehr die Frage. Polen gehört jetzt ein Mal zu Rußland, und Rußland muß das Seine zu erhalten suchen. Die Entfernung der polnischen Militairpflichtigen sichert Rußland, indem sie die ihm feindliche Kraft entfernt, die Erhaltung des polnischen Landes, und ist somit nicht unbillig zu nennen. Ist aber ein Mal die einheimische Militairkraft aus einem Lande gezogen, und obendrein die feindliche hineingepflanzt, so ist, meinen

die Polen und vielleicht auch andere Leute, der Zweck, die Erhaltung des Landes, schon so vollkommen erreicht, daß eine weitere Maaßregel das Maaß der Billigkeit übersteigt. Doch Jeder muß auf das höchste Maaß seines Nutzens denken. So ist es Rußland nicht gerade als eine Todsünde anzurechnen, daß es sich nicht mit der Erhaltung des polnischen Landes begnügen mag. Es will an Polen nicht ein Land haben, was es bloß sicher hat, und zu sicherer Behaltung doch am Ende noch hüten muß; es will an ihm ein Land haben, auf das es sich stützen kann, wie auf sich selbst. Ein solches würde Rußland an Polen vielleicht durch eine innige, durch Güte erlangte Aussöhnung erhalten; doch Rußland hat gesiegt; der Sieger krönt sich mit Stolz; durch Strenge schafft er seinem Stolze die Huldigung und sich den ferneren Nutzen; Güte aber ist ihm fremd.

Durch Güte also mag Rußland seinen Zweck nicht erreichen; durch die Ausführung der militairpflichtigen, erwachsenen Polen in die fernsten seiner Gegenden, weiß es, erreicht es ihn nicht, weil der Pole am fernsten Ende der Welt doch immer seinen polnischen Geist, seine Liebe zu seinem polnischen Vaterlande, seinen unversöhnlichen Haß gegen Rußland in sich behalten wird, und um so mehr in sich behalten wird, als er sich für den Beunrechteten hält, und statt der Strenge Güte genießen zu müssen meint, und so muß es durch ein anderes Mittel seinen Zweck zu erreichen suchen. Dieses Mittel glaubt Rußland in der Erziehung der polnischen Kinder (Knaben) in seinem Innern zu finden. Ein zweckmäßigeres, besser berechnetes Mittel kann es allerdings nicht geben. Wird die polnische Jugend in solcher Lebensfrühe (acht bis

zwölf Jahre Alters), wo sich ihr Herz noch für Vaterlandsliebe nicht aufgeschlossen haben kann, wo ihr Geist noch nicht geeignet sein kann, die patriotischen Wehklagen der Aeltern und Geschwister zu verstehen und in sich einzudrükken; wenn die polnische Jugend, sage ich, in solcher Frühe nach Rußland versetzt und in ihm erzogen wird, dann allerdings ist das vorgesteckte Ziel von Seiten Rußlands erreicht. Die kindliche, unwillkürliche Fügsamkeit lehrt den Knaben die polnische Sprache vergessen und die russische annehmen; polnische Sitten und Gebräuche hat er selbst eigentlich noch nicht gekannt oder verstanden, um so schneller nimmt er hier die russischen an; mit vorrückendem Alter bricht erst sein Geist auf: jetzt erst erscheint ihm das Wort „Vaterland" von Bedeutung; er fragt sich, welches Land ist mein Vaterland? Polen nicht! Polen hat er ja nicht einmal, oder wenigstens kaum kennen gelernt; Polen kann sein Vaterland nicht sein, weil er in Polen noch kein Verständniß von der Bedeutung „Vaterland" hatte; weil er in Polen, ob seiner Jugend, noch keine Vaterlandsliebe besaß; — ohne Vaterlandsliebe kann es ja kein Vaterland geben — also Polen geht ihn nichts mehr an, er kennt es nicht ein Mal — Rußland ist sein Vaterland; wenigstens sieht er es dafür an. Er ist in Rußland erzogen worden, er hat sich an es gewöhnt, er spricht seine Sprache, die russischen Sitten und Gebräuche sind sein Eigen geworden; hiermit besitzt er Alles, was ihn bestimmen kann, diesem Lande Vaterlandsliebe zu schenken. Endlich kommt er nach Polen zurück; das Land aber ist ihm fremd, vielleicht gar unbehaglich, denn er besitzt keine Liebe für dasselbe, oder er liebt es eben nur als einen Theil von Rußland.

Er lebt nun in Polen, nennt sich auch vielleicht Pole, aber er ist ein Russe und bleibt es, denn mit dem Aufbruch seines Geistes hat er Rußland als sein Vaterland anerkannt, und diese Anerkennung läßt der feste, männliche Charakter schon nicht mehr ändern.

Dies Alles kennt Rußland sehr gut; es weiß sehr wohl, daß, wenn es alljährlich die gesammte Knabenjugend Polens in sein Inneres versetzen, dort erziehen, eine lange Reihe von Jahren dort halten und endlich nach Polen zurücklassen könnte, in achtzig Jahren kein einziger Pole mehr in Polen sich befinden, und sein Zweck vollkommen erreicht sein würde. Die Erziehung der polnischen Knabenjugend in Rußland ist also das Mittel, auf welches Rußland sein Augenmerk vorzüglich richtet. Je vortrefflicher dies Mittel aber zu Erreichung des vorgesteckten Zieles ist, um so größeren Beschränkungen unterwirft es das Menschenrecht; so beschränkt es aber auch ist, so verschmäht es doch Rußland nicht.

Ueber die Kinder legitimer Aeltern kann sich natürlich die russische Behörde kein Recht anmaßen, doch die Findelkinder, deren sich im Findelhause von Warschau jährlich sieben bis acht hundert und mehr aufsammeln, gehören dem Staate, also Rußland an, und diese zu Erreichung des Zweckes zu benutzen, hat die Behörde das Recht. Wenn die Knaben acht bis zwölf Jahre alt sind, und die gehörige Körperkraft besitzen, werden sie militairisch eingekleidet, und von Warschau abgeführt. Die Einrichtungen für die Reise, so hat man mir erzählt, sind gut. Man giebt einem jeden Kinderzuge mehre Aerzte und eine Apotheke mit; man läßt Wagen

mitgehen, damit die ermüdeten Knaben fahren, neue Kräfte für einen neuen Marsch sammeln, und dann anderen Ermüdeten Platz machen können; kurz, man sorgt für die Gesundheit und Ausdauer der Knaben nach allen Kräften. Demungeachtet, sagte man mir, erliegen sehr viele den Beschwerlichkeiten der Reise. Endlich langt der Zug am Orte seiner Bestimmung, d. i. in einer Militairstadt des innersten Rußlands an. Hier werden die Knaben verschiedenen Militairschulen übergeben, nach mehren Jahren daraus entlassen, und in verschiedene Regimenter vertheilt. Nachdem sie endlich sechzehn Jahre im stehenden Heere gewesen, kehren sie, bis zum innersten Kern verrusset, wieder nach Polen zurück, und sind nun Einwohner von Polen, wie sie sich Rußland wünscht.

Da die Zahl der Findelkinder doch viel zu gering ist, als daß die Maaßregel von bedeutender Wirkung auf Polen sein könnte, so sucht die russische Behörde ihrem klugen Werke dadurch eine größere Ausbreitung zu verschaffen, daß sie eine Menge von Knaben durch Kauf in ihre Hand bringt. Dies ist allerdings des Guten ein Wenig zu viel gethan. Menschenhandel ist zwar in Rußland ein alltägliches Ding; dort verkauft nach Belieben der Grundherr dreißig, vierzig Bauern, ohne daß ihm Jemand sagen wird: es ist scheußlich; in Polen aber war doch lange der Menschenhandel nicht mehr heimisch, und es ist nicht gut daran gethan, daß er wieder eingeführt wird. Nicht allein daß die an sich schon so tief stehenden unteren Volksklassen Polens durch Einführung der Verkäuflichkeit der Kinder gänzlich demoralisirt werden, sondern die besseren Stände Polens, die doch am Ende zu gebildet sind, als daß sie nicht das Unsittliche eines solchen Verfahrens er=

kennen sollten, werden auch erbittert, oder werden zu Verachtung der Behörde veranlaßt.

Für einen gerade gewachsenen, gesunden, acht- bis zwölfjährigen Knaben, sagte man mir, zahle die Behörde hundert polnische Gulden. Mit der Annahme dieses Geldes entsagen die Aeltern nicht allein ihrem Kinde für eine gewisse Militairzeit, sondern auch dem entferntesten Rechte auf dasselbe.

In einer Volksklasse, wie die niedrigste des Königreich Polens namentlich in den Städten ist, findet sich natürlich eine große Menge von Menschen, denen für sechszehn Thaler und sechszehn Groschen Schnaps das Herz mehr kitzelt, als ein Bißchen Vater- oder Mutter-Liebe. —

Wir schritten die St. Kreuz-Straße hinab bis zur „Neuen Welt." Hier, im rechten Eckhause, fanden wir die Conditorei, die von dem jungen Polen zur Beglückerin unserer Zungen auserwählt war. Nachdem wir im zuckersüßen Verkaufsladen ein Corps von Zuckermännern, die statt der Eingeweide Himbeersaft und dergl. in sich trugen, mit Hut, Stiefeln rc. verschluckt hatten, begaben wir uns in eins der anstoßenden Zimmer. Hier fanden wir eine ziemlich starke Männerkaffeegesellschaft, die so stumm war, wie die heilige Inquisition nach ihrer Aufhebung, und uns darum nur durch ihre verschiedenen Physiognomien Unterhaltung gewährte. Die interessantesten Wesen waren hier einige göttliche Dandy's, oder polnisch: Fanfarons, die mit ellenlangen, parisisch-modischen Haaren, schwarzgewichsten Schnurrbärten und gelehrt zusammengeknippenen Augen zu imponiren suchten.

Solcher Leute finden sich in Warschau entsetzlich viele.

Sie wandeln von früh bis zum Abend in himmlischer Behaglichkeit durch die Straßen, wo sie mit Kennermiene jede begegnende Dame nach ihrer Nase, Mund, Augen und sonst sichtbaren Leibesgliedern begutachten; stolziren hie und da in eine Zuckerbäckerei, wo sie die französische Zeitung und ein Glas unkostspieliges Wasser in Gebrauch nehmen; wandeln am Abend vermöge eines Freibillets, das sie von dem Intendanten unter der Bedingung erhalten, daß sie seine Geliebte, die ungeschickte Ballettänzerin Kwozdecka, minütlich beklatschen und entzücken, zum Theater; besuchen darauf wo möglich noch einige Kaffeestuben, und tragen sich endlich nach des Tages Last und Hitze mit der süßen Ueberzeugung: wichtige, unentbehrliche Glieder der Menschheit zu sein, ins Bett.

Unser Begleiter erzählte, daß diese warschauer Fanfarons die Gewohnheit haben, im Speisehause ein Glas Wasser zu genießen, dann sich zu empfehlen, vor dem Hause auf der Straße aber mit hervorgepreßtem Bauche stehen zu bleiben, und mit einer Federspuhl und großartigen Mienen sich die Zähne auszustochern.

Die deutschen und französischen Zeitungen, die wir hier fanden, waren in der That betrachtenswerthe Gegenstände.

Die preußische Staatszeitung, die mir zuerst in die Hand fiel, war von der polnischen Censur so entsetzlich angeschwärzt, daß sie dem Lesefreunde kaum des Ansehens werth war. In einer einzigen Nummer waren sieben Stellen, von denen zweie mehr als eine halbe Spalte einnahmen, mit Buchdruckerschwärze so dick überzogen, daß es mit allen Künsten der Welt dem polnischen Auge nicht gelingen konnte, das gefährliche Gift unter der schwarzen Decke hervorzuzie-

hen. In einer anderen Nummer der preußischen Staatszeitung hatte sich die Censur nicht bloß durch Anschwärzung, sondern auch durch Ab- und Ausschneidung bemerkbar gemacht. Die ganze dritte Spalte des ersten Blattes (Nachrichten aus Frankreich) war ab- und ein handgroßes Stück des Beilagebogens mittelweges ausgeschnitten.

Findet die Censur eine giftige Stelle von einigem Umfang, oder gar mehre, so behält sie die ganze Nummer inne, so daß der Zeitungsleser für diesen Tag fasten muß.

Den Polen machen Anschwärzungen, Ab- und Ausschnitte und Innhaltungen der Zeitungen eben keinen Aerger. Sie nehmen an, daß Alles, was die Censur schwärzt, abschneidet oder innhält, entweder ihr Lob oder Rußlands Tadel ausspricht, und in dieser Annahme finden sie eine wahre Lust.

Mit der Strenge, mit welcher die Censur die Zeitungen behandelt, behandelt sie auch die geschlossenen Werke. Bücher von großem Werthe müssen es sich gefallen lassen, von der Censur geschwärzt, beschnitten und somit ihres Werthes beraubt zu werden. Ich sah zufällig ein Mal bei einem Buchbinder das deutsche Conversationslexikon von Wolff, das eben das Fegefeuer der Censur passirt war. Ich versichere, selbst jener Infanterie-Offizier, der Bibula für ein berühmtes Werk hielt, würde bei Ansicht dieses Lexikons gewehklagt haben. Ganze Seiten waren schwarz überstrichen, und ganze und halbe Blätter ausgeschnitten. Einen Druckbogen fand ich, der nur noch sieben lesbare oder wenigstens vollständige Seiten besaß, und der Kupferstich, der Napoleons Bild enthielt, war ganz ausgeschnitten. Dem Besitzer dieses kost-

baren Werkes mochte wohl diese gräuliche Verunglimpfung ein ansehnliches Quantum Galle in den Magen gegossen haben. —

Unsere leeren Kaffeegläser erinnerten uns, daß es Zeit zum Aufbruch sei. Durch eine schmale Querstraße gelangten wir von der „neuen Welt" auf einen unbebauten, von vielen Regenschluchten zerrissenen Abhang, an dessen Fuße sich uns eine jämmerliche Sorte von Hütten präsentirte. Mein Stubengenosse appellirte mächtig gegen die Wanderung durch dieses Nest von Nestern, und so wandten wir uns nach der rechten Seite, schritten auf der Anhöhe fort, und gelangten auf einem hübschen Umwege zur Brücke, die ihrer ungeheueren Länge wegen von manchem Fremden bewundert wird. Sie steht auf einer Anzahl von Kähnen, deren Größe sich nach dem hohen oder niederen Stande des Wassers richtet. Beim kleinsten Wasser stehen einige funfzig Kähne. Dieselben tragen die Brücke nicht unmittelbar auf sich, sondern mittels eines riesenhaften Balkenwerkes, welches die Oberfläche der Brücke um ungefähr acht Ellen über den Wasserspiegel erhebt. Je zwei Kähne sind durch ihr Balkenwerk und eine zusammenhängende Decke mit einander zu einem Joche, und die einzelnen Joche wieder durch ungeheuere eiserne Riegel mit einander zum Ganzen verbunden. Durch gewaltige Taue, deren zweie jedes einzelne Joch an einen Block befestigen, der zugleich als Eisbrecher dient, wird die Brücke gehalten.

So riesenmäßig auch die Befestigungswerke sind, so halten sie doch keinen Kampf mit dem Frühjahrswasser aus, und die Brücke muß, wenn ernsthaftes Thauwetter eintritt,

auseinandergenommen und in Sicherheit gebracht werden. Selbst starken Wasseranschwellungen im Sommer, die nie einen so bedeutenden Umfang gewinnen, als die im Frühjahr, kann die Brücke nicht widerstehen: die Taue, so stark sie auch sind, zerreißen, die Joche werden, indem die Balken entweder, oder die eisernen Riegel zerbrechen, auseinandergesprengt, und, wie im Jahre 39, meilenweit von der Fluth hinfort getrieben.

Ist die Brücke ein Mal zerrissen, oder aufgelöst, so ist die Verbindung Warschaus mit den jenseitigen Landschaften gewöhnlich für mehre Wochen abgeschnitten, indem, wenn auch schon das Wasser wieder zahm ist, die Instandsetzung, oder Zusammenfügung große Anstrengung und viel Zeit erfordert. Muß die Brücke im Herbst abgebrochen werden, so bleibt, weil die Fluth sich im Winter erhält, oder weil Eisgang eintritt, oder auch weil der Strom bis zur Mitte friert, Warschau den ganzen Winter hindurch vom jenseitigen Ufer abgeschnitten. Dieser Abschnitt hat für die Stadt größeren Nachtheil, als ein Zeitungsabschnitt. Die diesseitigen Landschaften können nicht in zulänglichem Maaße Lebensbedürfnisse liefern, und so tritt gewöhnlich eine Art Hungersnoth ein. Kommt diese zufällig zur Fastenzeit, so hat sie so viel eben nicht zu bedeuten; kommt sie aber nach den bösen sieben Wochen, wo jeder Magen durch dreifache Portionen sich für den siebenwöchigen Hunger entschädigen will, so ist sie allerdings sehr empfindlich.

Die ehrbare Bürgerschaft Warschaus vor einer Verlängerung der sieben Hungerwochen zu schützen, vielleicht auch zu etwas Wichtigerem, wurde in den letzten Jahren des vori-

gen Jahrzehnt beschlossen, die mobile Schiffsbrücke zu verabschieden, und sie durch eine ganz eiserne Kettenbrücke zu ersetzen. Eine solche Brücke über einen Strom, der mit weniger Mühe ganz Warschau verschluckt, als ein boshafter Bauer einen Häringskopf; der eine Breite besitzt, welche die der Elbe bei Dresden acht Mal in sich aufnimmt; der so niedrige Ufer über sich hat, daß er sie bei mäßiger Anschwellung weit unter sich nimmt, zu bauen, meinten manche kluge Leute, sei ein Werk, das weder mit Gelde zu bezahlen sei, noch aus einer sterblichen Hand wachsen könne. Kokerill aber hatte sich erboten, das große Werk auszuführen. Die Russen in Warschau meinten schon: „in drei Jahren ist die chinesische Mauer ein Bettel;“ — da starb Kokerill — vielleicht zu seinem Glück, — und die alte Brücke und die alte Hungersnoth und sonstige Nachtheile sind geblieben. —

Wir verweilten ziemlich lange auf der Brücke. Das Treiben war längerer Betrachtung werth. Züge von zwanzig bis dreißig russischen Kibitken, ganze Reihen von Bauerwagen, Doroszken und Equipagen zogen auf der rechten Seite der Brücke nach Praga, auf der linken nach Warschau. Auch von Wanderern waren die beiden abgetheilten Fußwege so überfüllt, daß man in jeder Minute gezwungen war, um auszuweichen, in den Fahrweg zu treten.

Für eine Frequenz, wie sie die Zugänge Warschaus besitzen, ist die Brücke viel zu ungeräumig. Man hat zwar dadurch den Raum vergrößert, daß man für die zu- und abfahrenden Wagen besondere Wege eingerichtet hat, die jede Begegnung verhindern, demungeachtet ist er noch nicht zureichend geworden.

An der Brücke befestigt, befanden sich viele großartig eingerichtete, geschlossene Badehäuser, welche, so viel ich hörte, nur von alten Leuten oder verliebten Paaren besucht wurden.

Am Ende der Brücke präsentirten sich uns zwei hölzerne Wachhäuser. Das eine war von einem Zollwächter bewohnt, der den steuerpflichtigen Waarenbesitzern mit einem dienstpflichtigen spanischen Rohre den Weg versperrte; das andere hatte die Schildwache inne, die darauf zu sehen angewiesen war, daß kein Wagen in einen falschen Weg führe. —

Wir hatten zu kurze Zeit, um die berühmte Vorstadt Praga, in der wir uns, indem wir die Brücke verließen, befanden, in Augenschein zu nehmen. Wir wandten uns links, betrachteten noch eine Colonne von eisernen Kanonen, die ihre unheimlichen Schlünde gegen Warschau aufsperrten, und wanderten auf dem schmalen, zwischen der Weichsel und einer Reihe kleiner Häuser liegenden Wege hin. Von hier aus gewährte Warschau eine wirklich prachtvolle Ansicht. Der Berg, auf dem die Stadt liegt, geht, weil der Abhang völlig mit Häusern bestanden ist, dem Auge verloren, und die Häuser scheinen zu der furchtbaren Höhe auf einander gethürmt zu sein. Am linken Ende der gewaltigen Häusermasse prangt das Palais des botanischen Gartens mit seiner Sternwarte; etwas weiterhin das Belvedere in einem Walde von Linden und Kastanien; tiefer, mehr dem Weichselufer zu, breitet sich der große Park des Lustschlosses Lazienki aus. Am rechten Ende der Stadt erblickt man die Citadelle, die mit ihren rothen Mauern sich bis zur Weichsel herabzieht, und mit ihren thurmhohen Häusern den Warschauern in die Schornsteine, leider nicht in die Herzen, guckt. Den Vor-

dergrund des herrlichen Bildes giebt der Weichselspiegel, der nach der rechten Seite hin mit dem Horizonte abschneidet, auf der linken Längenseite einige Inseln umfaßt, und von der riesigen Brücke durchschnitten wird.

Ich habe keine Stadt kennen gelernt, welche ein so prachtvolles Ansehen besäße, als Warschau von dieser Seite. —

Wir waren endlich an den auf Kähnen erbauten Badehäusern angelangt. Aber ehe wir in eins schritten, betrachteten wir das am Ufer liegende Dampfboot, von dem ein Fischer, der zu uns trat, erzählte, es habe müssen von Danzig an mit Pferden herbeigezogen werden. Der Fürst Paskiewicz hatte es sich, nach der Erzählung des Fischers, erbauen lassen, um darauf Lustpartien zu machen, oder auch, um auf bequeme und schnelle Weise nach der Festung Modlin, jetzt russisch Nowogeorgiewsk genannt, zu gelangen. Das Boot ist kaum drei Schritte breit, entsetzlich lang und so hoch, daß, wenn es drei bis vier Ellen tief im Wasser geht, es doch noch um fast zwei Manns-Längen über den Spiegel emporragt.

Ein solches Dampfboot konnte natürlich auf der Weichsel, die eine Menge Stellen besitzt, die kaum zwei bis drei Ellen Wasser halten, keinen Dienst thun. Selbst die kupfernen Dampfboote, welche im Jahre 40 der Bankier Steinkeller, der Heros des polnischen Fabrikwesens, auf die Weichsel brachte, mußten, obgleich sie nur drei Fuß tief im Wasser gingen, eine kurze Zeit wegen Wassermangels ihre Fahrten einstellen. —

Da unser Begleiter versicherte, daß nur das erste Bade-

haus für anständige Leute eingerichtet sei, so konnte uns, da wir uns anständige Leute zu sein schmeichelten, die Wahl kein Kopfzerbrechen verursachen. Um in das Badehaus zu gelangen, mußten wir erst das den Dienst einer Brücke vertretende Bret von einigen alten Weibern reinigen, welche die Ankömmlinge, also auch uns, mit Semmeln, kleinen knoblauchigen Würsten, Schafkäse, gekochten Eiern, Brezeln und Complimenten bestürmten.

Das Badehaus war gut eingerichtet. Innerhalb neben dem Eingang befand sich das Handtuchsgeschäft und die Schnapsschenke. Ueberall an den Balken hingen Spiegel, mittels welcher der Badegast die Wirkung des Wassers erkennen konnte. Kämme und Haarbürsten waren auch zur Kopfarbeit der Gäste, und zu Treue und Anhänglichkeit an dünnen Drahtkettchen vorhanden. Besonders zu loben war die Badebude um die kleinen Schränke, die sich an den bretternen Wänden befanden, in die die Gäste ihre Kleidungsstücke einsperrten, um sie vor Untreue zu bewahren. Nirgends wird mehr gestohlen, als in den für das freie Bad eingerichteten warschauer Badehäusern — unser beschranktes nehme ich aus. — Fehlende Westen und Hosen, selbst Hemden und vertauschte Hüte geben in ihnen täglich Stoff zu bitteren Wehklagen. Das Stehlen scheint in Polen selbst bei besseren Klassen eine Sitte zu sein. Man sieht in einem solchen Badehause oft nichts, als dem Aeußeren nach anständige Personen um sich, und doch wird man bestohlen. Oft ist selbst der am vornehmsten Gekleidete der Dieb. Eine Hose kostet Geld; das besitzt er nicht: also macht er kurzen Prozeß, er zieht, wenn Alles im Wasser jauchzt, spritzt, pat-

schelt, und es Fischen und Krebsen gleich zu thun sucht, eine fremde Hose an, seine eigne darüber, tritt vielleicht gar noch, um recht deutlich zu zeigen, daß er — oberhalb — seine eigne Hose anhabe, auf die hinter dem Kahne befindliche Gallerie, und betrachtet die wassersüchtigen Badecollegen; er ruft auch wohl noch dem Bestohlenen zu: „Panie dobrodzieju! *) schwimmen Sie ein Mal auf dem Rücken, oder tauchen Sie unter!" und geht, während Jener seelenvergnügt seine Kunststücke macht, erst gemächlich, je weiter er sich entfernt, schneller, und endlich, wenn ihn das Badehaus nicht mehr sehen kann, mit Sturmschritt davon. Jetzt kommt der Bestohlene aus dem Wasser; schnell zieht er das Hemd über, ruft sodann vor Allem nach Schnaps, diesen verschluckt er nebst einem Stückchen Brod und einem Zoll Häring; er will bezahlen, der Geldbeutel hat seine Existenz in den Hosen, aber wo haben die Hosen ihre Existenz? Geschrei macht er nicht, denn er ist ein Kind Polens, und hat von Jugend auf gelernt, Alles mit Geduld zu ertragen. Findet er nach kurzem, stillem und unauffälligem Suchen seine Hose nicht, so fährt er in eine fremde hinein. Ist sie ihm vielleicht eine Elle zu kurz, so läßt er sie so tief als möglich herunter, und macht sich, wenn das Kreuz etwa zwischen den Knieen sitzt, mit kleinen Schritten davon. Der jetzt Bestohlene macht es ähnlich, der dritte und vierte nicht viel anders; endlich fällt das Unglück auf einen Unschuldigen, der dergleichen Weltbegebenheiten nicht kennt, und sein Unglück nicht in eine

---

*) Panie dobrodzieju, Herr Wohlthäter; ein Titel, den man Jedem giebt, dessen Namen man nicht kennt.

fremde Hose abzulenken versteht, oder das Unglück fällt auf den letzten Badegast, und auf den vielleicht mit vergrößerter Macht; ihm fehlen am Ende gar Hemde, Weste und Hosen. Wen soll er jetzt Dieb nennen? und woher soll er das Fehlende nehmen? Er steht da ohne Hemd und Hosen im Fracke, Hut und Vorhemdchen, Glaceehandschuhen und den Stock in der Hand, und wird gefoltert von dem schrecklichen Zweifel, ob er in dieser Tracht durch die Straßen Warschaus heim wandern könne, oder nicht. Endlich besinnt er sich: es sind noch Badende im Wasser, die einem anderen Badehause angehören. Schnell zieht er sich aus, springt wieder in die Weichsel, mischt sich unter seine harmlosen Nebenmenschen, steigt so bald als möglich in das fremde Badehaus, versenkt sich in eine fremde Hose, geht barfuß, bloß in Hosen, wie in anderen Angelegenheiten, aus der zweiten Thür des Badehauses ans Ufer, und auf diesem zu seinem Badehause; dort wirft er sich in seine Sachen, und wandert, von der Dämmerung begünstigt, nach Hause. In einem Badehause bleibt natürlich das Unglück sitzen.

Bei dergleichen Scenen, die sich sehr oft in den warschauer Badehäusern gestalten, läßt sich selten mehr sagen als: es geht polnisch zu. —

Wir hatten unsere Hosen vor fremden Beinen gesichert, und gingen ruhigen Herzens ins Wasser. So gut, als es die Seichtheit und die Menge der Badenden erlaubten, schwammen wir an der Colonne der Badehäuser hinab. Hinter dem letzten, da, wo das Wasser so flach war, daß nur mit Mühe Knöchel und Knie ertrinken konnten, fanden wir die verehrliche Judenschaft. Einen höchst spaßhaften Anblick

gewährten die alten, frostigen Burschen, die mit ihren langen, weißen Bärten vier Zoll tief im Elemente saßen, und mit heroischen Armen die Wasser an ihrem knöchernen Leibe eine Brandung erzeugen ließen. Allein das letzte Badehaus ist den Juden zugänglich; die anderen sämmtlich sind ihnen, d. h. wenn sie in jüdischer Tracht erscheinen, verschlossen. —

Ich wandt mich über die Male hinaus in das tiefere Wasser, um in ihm schwimmend ein kleines Stück hinab zu einem zweiten offenen Badeplatze zu gelangen, der mir ebenfalls eine Musterung werth zu sein schien. Die Ausführung dieses Unternehmens würde mich in eine böse Verlegenheit gebracht haben. Glücklicher Weise hielt mich mein Stubengenosse durch die Frage: ob ich zu den Weibern schwimmen wolle? ab.

So nahe bei dem Badeplatze der Männer, denn mit vier Steinwürfen war die Entfernung ausgemessen, hätte ich natürlich den der Frauen nicht vermuthet. Selbst hätte ich nicht geglaubt, daß den Frauen der Anstand ein Bad in völlig offnem, freiem Wasser gestatte.

Die Polinnen sind anderer Art, als die deutschen Frauen. Die deutsche Frau, sofern sie einige Erziehung genossen hat, verbrennt vor Scham, und hält augenblicklich das Schnupftuch über oder unter die Augen, wenn sie ein Bettelknabe antritt, dessen Knien der Zusammenhang der Hose die Aussicht nicht hindert. Die Polin, in diesem Falle die Warschauerin, geht ungenirt an dem Badeplatze der Männer hinab, um zu dem ihrigen zu gelangen, der von dem der Männer kaum hundert Schritte entfernt ist. Sie thut nicht, als wenn sie umkommen müßte bei einer solchen Passage.

Sie geht vorüber, die Nähe der badenden Mannspersonen incommodirt sie nicht; sie genirt sich nicht, wie die Frauen anderer Länder, aber sie schielt auch nicht, wie diese. Kommt sie auf ihrem Badeplatze an, so wirft sie ihre künstliche Hülle von ihrer natürlich irdischen Hülle, ein langes Badehemd über, und geht, unbekümmert um die Nähe der Männer, wie eine Heldin, die die feindlichen Elemente nicht fürchtet, in das Wasser, wo sie seelenvergnügt sich von ihren irdischen Mängeln, oder besser, Ueberflüssen reinigt.

Wollte man daraus eine ungemeine Unsittlichkeit der Polinnen folgern, so würde man etwas Unbilliges oder einen Irrthum begehen. Dieselben haben andere und vielleicht richtigere Begriffe von Sittlichkeit als z. B. die Deutschen. Die Deutsche hält es für unsittlich, dem Natürlichen zu nahen; aber darum, weil sie in das Natürliche eine giftige Bedeutung legt. Die Polin aber hält eben dies Unterschieben einer unsauberen Bedeutung dem Natürlichen für Unsittlichkeit. Sie giebt, d. h. wenn sie polnisch gut erzogen ist, keine unsaubere Bedeutung dem Natürlichen, und so hält sie auch das Nahen dem Natürlichen, da es harmlos ist, nicht für unschicklich. Das Auge der Deutschen findet in allem Natürlichen Gift, weil ihr Geist das Gift hineinlegt; die Polin dagegen findet kein Gift darin, weil ihre eigenthümliche Sittlicheit ihrem Geiste verwehrt, Gift hineinzulegen. —

Der offne Badeplatz wird von den Warschauerinnen außerordentlich stark besucht. Nicht allein die gesammte Frauenschaft der Mittelstände, sondern auch sehr viele Damen der vornehmsten Klassen besuchen ihn. Er besitzt außer einigen Zelten und Buden nichts zur Bequemlichkeit. Es

ist keine Wasserfläche umgrenzt oder nur bezeichnet. Den badenden Schönheiten ist die ganze Weichsel zur Disposition gestellt.

Ein angenehmes Schauspiel gewährten mir, als einem, der so Etwas noch nicht gesehen hatte, zwei Damen, welche, begleitet von einem Kahne, den eine Fischerfrau führte, von ihrem Badeplatze aus bis über die Mitte der Weichsel schwammen. Mein Begleiter versicherte, daß es unter den Polinnen viele gute Reiterinnen, und noch weit mehr gute Schwimmerinnen gebe. —

Sobald wir den ersten kalten Schauer unter der Haut fühlten, sprangen wir nach der Regel aus dem Wasser. Unsere Hosen fanden wir richtig, und so hinderte uns nichts, den Heimweg zu beginnen und zu vollenden.

Dritter Abschnitt.

Ich wollte eben mit meinem Stubengenossen das Zimmer verlassen, um mehre Briefe zur Post zu tragen, als die Erscheinung eines Bettelmönchs uns zu bleiben befahl. Es war früh gegen acht Uhr, also zu einer Stunde, wo man sonst nicht gern Besuche, und am wenigsten gern solche annimmt; doch der Besuch von einem so schnurrigen Kauze, wie dieser war, mußte uns angenehm sein. Wenn die deutsch-katholische Kirche in Warschau ein Paar Dutzend Männer hätte, wie dieser war, so würde sie mit leichter Mühe ein komisches Theater einrichten können. Gleich mit dem ersten Schritte, den der Mönch über die Schwelle that, bekundete sich in ihm zum Trotz der Bettelbüchse, die er zur Ehre des Himmels in der Hand hielt, der Hanswurst. Er hielt uns die Büchse zugleich mit einer offnen Schnupftabaksdose hin. Nachdem wir ein Quantum seiner beißenden Waare unseren Nasen einverleibt hatten, wollten wir den Beweis unserer Frömmigkeit in die Büchse versenken, doch es ließ sich nicht thun; Der schmunzelnde Mönch hatte seinen gestreckten Armen — vielleicht unabsichtlich — eine solche

Stellung gegeben, daß sich die offne Schnupftabaksdose über der seligmachenden Bettelbüchse befand, und unsere Frömmigkeit nothwendig in die Schnupftabaksdose fallen mußte.

Meinem Stubengenossen war der Mönch so interessant, daß er sogleich ein Frühmahl auf das Zimmer bringen ließ, und ihn dazu einlud. Wo es nach Braten riecht, läßt diese Art Gottesdiener sich nicht zwei Mal bitten, Platz zu nehmen. Da es Mittwoch sei, meinte der Mönch, also kein strenger Fasttag, so werden ihm wohl die gebratenen Beweise einer vorübergegangenen Ochsenexistenz nicht schaden. Seine feste Ueberzeugung von dieser Unschädlichkeit bewies er durch Bissen, die in Ansehung ihrer Größe einem Krokodill des Verschluckens nicht unwerth geschienen haben würden.

Der Mensch war so voll von den sonderbarsten Klosteranekdoten, daß er uns fast eine Stunde lang nicht aus den Lachkrämpfen und nicht zum Essen kommen ließ. Das Schicksal, das ihm die Bettelmönchskutte zugeschnitten hatte, verwünschte er unter den jämmerlich komischsten Geberden „zur Ehre des Vergeltungsrechtes in die Eishügel von Sibirien auf den Zobelfang." Er erzählte, es sei ein gräuliches Geschäft, den ganzen Tag mit der Büchse herumzulaufen. Anfangs mache es zwar Spaß, den Leuten in die Stuben zu gucken, doch nach und nach werde das Ding, auch abgesehen von den Drangsalen der Beine bei hohem Schmuz und schlechtem Pflaster, entsetzlich unangenehm und langweilig, und dies vorzüglich darum, weil sich der fatale Gedanke: „Du quälst Dich für Andere und hast nichts davon," wie ein Bleisack an die Büchse hänge und um so fühlbarer mache, jemehr nach und nach die Stubenguckerei an

Interesse verliere. Diesen fatalen Bleisack abzuschneiden, und sein geistliches Amt, das er zur Ehre der alleinseligmachenden Kirche bekleide, interessant zu machen, habe er endlich auf ein Mittel gesonnen; und dies habe er in den Schnupftabaksdosen gefunden. Er habe sich sechs Dosen angeschafft, und eine jede mit anderem Tabak gefüllt. Die eine mit unbenießbarer Sorte, sei für Kinder; eine andere mit sehr duftendem Inhalt, für süße Jungfrauen; die dritte mit wohlriechend erschütternder Waare, für alte Damen, deren Blut einer kleinen Anregung zu schnellerem Umtriebe bedürfe; die vierte mit süßer Kraft gefüllt, sei für die Eau de Cologne-Verwüster, die unter dem Namen galant-hommes mit heroischem Gange von früh bis zum Abend ihren die ganze Damenwelt in Entzücken versetzenden Duft durch die Straßen ziehen; die fünfte, deren Inhalt bei zarten Wesen ein doppelseitiges Donnerwetter mit Staubregen und Thränen hervorbringen würde, sei für alte Praktiker, deren Nasen den Stich einer pfundgroßen Wanze ebensowenig empfinden, als die Wade eines polnischen Bauers den eines Flohes; die sechste endlich sei wieder mit einer anderen Sorte für eine andere Sorte von Nasen gefüllt. Für jede Dose, erzählte er weiter, habe er sich nun eine besondere Tasche in der Kutte eingerichtet, damit er ohne langes Suchen die erforderliche Dose finden könne. Sei er nun in Zimmer gekommen, wo sich viele Personen befunden haben, so habe er für jede Gattung der Anwesenden eine andere Dose mit anderer Waare aus einer anderen Tasche genommen. Dies habe den Leuten Spaß und ihn bei den Leuten bekannt und beliebt gemacht so, daß jetzt niemand mehr den

Beweis seines frommen Wohlwollens in die Büchse, sondern in die Dose stecke, wodurch ihm das Nöthige zu Erhaltung seines Tabaksgeschäftes, noch Etwas darüber und Interesse an seinem geistlichen Amte zu Theil werde.

Zu Bestätigung seiner Aussagen brachte er wirklich aus verschiedenen Taschen sechs Dosen.

Ich habe den Mönch später sehr häufig wiedergesehen. Von den meisten Einwohnern Warschaus, namentlich den Deutschen, war er gekannt. Ein Jeder trieb seinen Scherz mit ihm; keiner aber konnte loskommen, ohne Etwas in die Dose gesteuert zu haben. Wahrscheinlich befand sich bei dieser Verwechselung der Büchse mit den Dosen die obere Geistlichkeit, die das eingesammelte Geld jedenfalls für sich bestimmte, nicht so wohl, als der Bettelmönch.

Ungemein oft kommt man in Warschau mit solchen Bettlern in Berührung. Sie treiben sich mit ihren Büchsen aus einem Hause in das andere, und erinnern durch das Klappern mit dem in der Büchse befindlichen Gelde Jeden im Hause an die Seligkeit. In den Bierschenken halten sie sich am meisten auf. Da gehen sie von einem Tische und von einem Gaste zum andern ungefähr so, wie die Fleischerburschen mit warmen Würsten. In Schenken, die stark besucht werden, bleibt ein Bettelmönch auch wohl den ganzen Tag sitzen, und begrüßt jeden ankommenden Gast mit der seligmachenden Büchse. Zur Ehre dieser Menschen aber muß ich erwähnen, daß sie durchaus nicht zudringlich sind. Mit einer bloßen Miene kann man sie abweisen. —

Sobald sich der Bettelmönch empfohlen hatte, eilten wir zur Post, wo ich meine Briefe ablieferte. Auf Anrathen

meines Begleiters ließ ich mir für jeden derselben eine Quittung ausstellen. Wie wenig gutes Zutrauen die Direction zu ihren Unterbeamteten besitzt, beweist sie in der That auf das Unzweideutigste durch die Verordnung, mit welcher sie das Publikum anweist, sich für jeden Brief, gleichgiltig ob er unfrankirt, halb frankirt, frankirt oder mit Geld beladen sei, eine Quittung ausstellen zu lassen. Mein Begleiter versicherte, daß man fast mit Bestimmtheit jedem frankirten Briefe, gegen den man vom Postbeamteten keine Quittung entnommen habe, voraussagen könne, daß er nicht am Bestimmungsorte ankomme; er gehe sammt dem Porto gleich in der ersten Hand verloren. Diese Aussage enthielt in der That nichts Unwahres; davon haben mich eigne Erfahrungen überzeugt. —

Wir schritten vom Posthause zu dem nahen „sächsischen Platze“, der seiner Ebenheit und Geräumigkeit wegen zur Abhaltung der Paraden benutzt wird. Er ist der größte offne Raum Warschaus, und bildet ein vollkommnes Quadrat. Ansehnliche Gebäude hat er nur auf der Westseite aufzuweisen. Die Südseite enthält ein einziges ungemein langes, niedriges Stallgebäude, das die Pferde der Perser und der Cavallerie- und Artillerie-Wache in sich hat. Die Ostseite enthält das Offizierhaus und den breiten Ausgang zur „Krakauer Vorstadt.“ Die Nordseite enthält das Arrestantenhaus und zugleich die größte Hauptwache der Stadt. Dieselbe enthält Infanterie, Cavallerie und Artillerie, und zwar von jeder Sorte ein sehr ansehnliches Quantum. — In den Jahren 39 und 40 ist der Platz durch den Umbau des „sächsischen Palais“, durch das Abtragen

alter Gebäude und Errichtung eines colossalen Denkmals, das den Polen den giftigsten Hohn spricht, so verschönt worden, daß er jetzt mit Recht der Prachtplatz der Stadt genannt wird.

Mehr als der Platz interessirten uns in diesem Augenblicke drei Perser, welche vor einem ihrer Offiziere und einem Civilisten, einer Wette dieser beiden Personen zum Gefallen, ihre Reiterkünste zeigten. Ihre Gewandtheit verdiente wirklich Bewunderung. Stücke, die einem bei gemächlichem Gange des Pferdes unausführbar scheinen, leisteten sie mit der größten Leichtigkeit während der wildesten Carriere. Ihre Mützen, die sie auf der Mitte des Platzes zur Erde gelegt hatten, hoben sie, indem sie sich rückwärts überwarfen, im schnellsten Fluge auf. Dazu ließen sie sich nicht in weiter Entfernung vom Pferde herab, oder brachten sich sonst durch lange Vorbereitung in die zur Auffassung der Mütze nöthige Position, sondern kamen, nach gewöhnlicher Art reitend, im Fluge heran, warfen sich kaum drei bis vier Schritte vor der Mütze plötzlich rücklings über, erfaßten dieselbe, und waren blitzschnell wieder im Sattel so, daß der Zuschauer kaum Zeit hatte, den Prozeß des Aufhebens mit seinen Augen aufzufassen.

Einer der drei Reitkünstler hob, ohne ein einziges Mal zu fehlen, eben so, als vorher die Mütze, einen Spahn fünf bis sechs Mal von der Erde.

Unter einer Menge von Kunststücken, die diese Perser producirten, bestand das schwierigste darin, daß der Reiter, während das Pferd im äußersten Fluge war, plötzlich empor sprang, und bis zum Ende der Bahn schnurgerade auf dem

tief ausgehöhlten, für derartige Ritte nicht eingerichteten Sattel stehen blieb.

Wenn man die Reitkünste der Perser sieht, so scheinen einem die Beinrenkungen der Madame Tourniaire ein albernes Possenspiel zu sein. Die Gewandtheit der Perser in und auf dem Sattel übersteigt die Begriffe jedes Nichtpersers.

Wie die Fertigkeit der Reiter, sind auch die Gelenkigkeit und Schönheit, und selbst die Klugheit der Pferde zu bewundern. Diese Thiere machen einen wirklich glauben, sie besitzen Kraft, ihre Gedanken zu einem vollkommnen Verstande zu verbinden. Scharf beobachten sie, wo ihr Reiter den Spahn hinwirft. Am Ende der Bahn angelangt, bleiben sie einige Minuten stehen, und suchen mit ihren Augen den Spahn, oder was sonst hingelegt ist. Haben sie es gefunden und fest ins Auge gefaßt, dann beginnen sie aus eignem Willen den Lauf, den sie so geschickt an dem Gegenstande vorüberführen, daß ihr Reiter, wenn er nicht ungeschickt ist, nothwendig denselben erreichen muß. Der Perser treibt bei solchen Gelegenheiten nie sein Pferd zum Laufe, weil er nicht wissen kann, ob es den Gegenstand schon im Auge hat, eben so wenig gebraucht er die Zügel; er läßt dem Pferde seinen völlig freien Willen. Das persische Roß und der Perser, kann man sagen, bilden beide einen Künstler. Der Perser möchte schwerlich auf einem deutschen Gaule im Stande sein, so halsbrecherische Kunststücke auszuführen, ohne den Hals zu brechen. —

Sobald die Perser den Stall wieder über ihre Pferde gebracht hatten, überschritten wir den Platz, und nahmen den Weg nach dem Hotel. In der Weidenstraße, welche

den sächsischen= und Markt=Platz verbindet, wurde uns die Ehre zu Theil, mit einem russischen Soldaten in Berührung zu kommen, der durch Fabrikation schrecklicher Jammermienen in den Vorübergehenden Sympathie zu erzeugen versuchte. Mit entblößtem Kopfe und kläglicher Zusammenkrümmung trat er uns in den Weg, und bat um einige Kopeken, mit denen er sich das Leibschneiden vertreiben wollte.

Der Hunger des armen Teufels war nicht eben ein unwahrscheinliches Ding. Sein viermonatlicher Sold, der, wenn er auf die einzelnen Tage berechnet wurde, sich zu drei Pfennigen verdünnte, hatte nicht die Kraft, ihn ein Lügenmaul zu schimpfen.

Kommt der russische Soldat nicht zu einem sehr barmherzigen Wirthe ins Quartier, so ist er außer an den drei Herz und Magen erfreuenden Zahltagen des Jahres stets gezwungen, in seiner kaiserlichen Uniform den Hunger mit sich herum zu tragen. Die Wenigkeit an Graupen oder Grütze, die er aus dem Magazin zum täglichen Mittagsmahl erhält, und das Commißbrod, das, obschon es auf eine Woche berechnet ist, in seinem Magen mit Bequemlichkeit in einem Tage Unterkommen finden könnte, sind zu unbedeutende Gegenstände, als daß die täglichen drei Pfennige ihrer Unzulänglichkeit abhelfen könnten. Der deutsche Soldat liegt lieber in der Kaserne, als bei einem Bürger oder Bauer; der russische Soldat aber nicht, denn in der Kaserne erhält er nicht einen Hauch mehr, als die vorschriftsmäßige Portion Kartoffelbrei, Kraut oder Graupen, die kaum im Stande ist, die Hälfte seines schlaffen Magens straff zu

spannen; beim Bürger aber erhält er meisten Theils zur Genüge. Der Bürger bietet, obgleich ihm nichts vergütet wird, alles auf, um wo möglich seinen Russen voll zu stopfen, vielleicht weniger aus Mitleid, als aus Furcht, bestohlen zu werden.

Unglücklicher Weise wird aber, wenigstens in Warschau, nicht vielen russischen Soldaten das Glück zu Theil, einem Bürger Furcht vor dem Bestohlenwerden und sich große Portionen einzuflößen; Die allermeisten Soldaten liegen in Kasernen, und sind gezwungen den vorschriftsmäßigen Hunger, der sie beim Exerciren über ihre eigenen Beine wegfallen läßt, zu ertragen, oder ihn durch unvorschriftsmäßige — vielleicht aber vorschriftsmäßig zuläßliche — Mittel zu vertreiben.

Das harmloseste dieser Mittel ist das Betteln. Wenn sich ein russischer Soldat an einen belebten Durchgang mit möglichst imponirenden Hungerfaxen stellt, so kann er in einigen Stunden so viel besitzen, als zu seiner Enthungerung nöthig und vielleicht gar noch zu einer wonnigen Beschnapsung hinreichend ist. So darf man sich nicht wundern, daß sich viele russische Soldaten dieses Mittels bedienen. In die Hauptstraßen postiren sich diese kriegerischen Bettler selten, weil sie da zu oft von vorübergehenden Offizieren gestört werden, doch in Alleen, in kleinen Seitenstraßen, und hauptsächlich in der Nähe der Kasernen treiben sie ihr Bettelgeschäft sehr emsig. Auch die Kaufläden frequentiren sie oft.

Vielen russischen Soldaten ist es aber zu ehrenrührig, den vorschriftsmäßigen Hunger durch Betteln zu vertreiben,

oder sich dadurch Geld zu Schnaps zu schaffen. Sie erreichen durch Stehlen ihren Zweck. Wenn man in Warschau durch die langen Kasernen geht, die die „kühle Straße" und den Eisenthor-Platz verbinden, so sieht man oft auf den zur Seite befindlichen Brunnen russische Soldaten sitzen, die ohne Scheu Zwirn, blechene Löffel, Tücher und andere Gegenstände feil halten. Jüdinnen, arme Weiber und sonst Leute der niederen Klasse kommen, und kaufen die Gegenstände für den dritten Theil des Werthes: und die Soldaten besitzen baares Geld zur Freude ihrer Magen und Schnapsgaumen. Woher diese militairischen Kurze-Waaren-Händler ihre Waaren genommen, weiß in Warschau Jedermann. Ich bin fest überzeugt, würde man ein Kind darum befragen, es würde ohne Besinnen antworten: sie haben die Sachen auf dem Markte aus den Buden gestohlen.

Das Stehlen scheint beim russischen Soldatenstande durch seine Alltäglichkeit bereits privilegirt worden zu sein. Der Dieb setzt sich ohne Furcht frei und offen hin, um sein Gestohlenes zu verkaufen, und der Offizier geht vorüber, ohne zu fragen: woher hast du die Gegenstände genommen? Vor Untersuchung ist der Soldat immer sicher. Das Einzige, wovor er sich zu fürchten hat, ist die Ertappung beim Stehlen selbst. Wird er gefaßt, und als Dieb abgeliefert, so können natürlich die Offiziere nicht anders, sie müssen seinen Hinteren vorschriftsmäßig über die Knute messen lassen.

Die Allgemeinheit des Stehlens beim russischen gemeinen Soldatenstande wird man nicht unbedingt als die Folge des allzu niedrigen Soldes ansehen, wenn man berücksichtigt,

aus was für Leuten dieser ehrbare Kriegerstand zusammengesetzt ist. In anderen Staaten werden Leute ihrer Unmoralität wegen aus dem Soldatenstande verstoßen; hier werden sie dazu genommen. Diebe, Betrüger und Verbrecher aller Art werden zur Strafe zu Soldaten gemacht. Wird ein Dieb gefaßt, der jung und kräftig ist, so züchtigt man ihn mit dem Soldatenstande. Hat ein Vater einen Sohn, der ihm durch Schwindelei und Borgen zu viele Unannehmlichkeiten macht, so giebt er ihn, um ihn los zu sein, zum Militair; hier wird er ohne Widerrede aufgenommen. Erwischt man einen Betrüger, so läßt man ihn beim Militair seine Sünden büßen, u. s. w.

Bei solchen Soldaten können auch selbst die Raubanfälle, deren sich dieselben sehr oft schuldig machen, keine räthselhaften Erscheinungen sein. Niemand in Warschau, der Warschau kennt, wagt es, des Nachts durch Winkelstraßen zu wandern, die dicht bei Kasernen liegen. Jeder fürchtet sich, von Soldaten überfallen und seiner Kleidungsstücke beraubt zu werden. Daß eine solche Furcht alle Ursache habe zu existiren, bewies mir im Jahre 39 das Schicksal zwei mir bekannter Männer. Dieselben gingen gegen Mitternacht durch eine enge, dicht bei den obenerwähnten Kasernen liegende Gasse, die von dem Eisenthor-Platze zur Electoralstraße führt. Auf der Hälfte der Gasse wurden sie plötzlich von drei Soldaten überfallen, die sich ihrer Mäntel zu bemächtigen suchten. Einer der Attakirten rettete den seinigen, der andere mußte seinen den Dieben überlassen, und erhielt obendrein einen gefährlichen Hieb über die Stirn. Er machte der Behörde Anzeige, doch hat er dadurch nichts,

so viel ich gehört habe, nicht ein Mal eine Untersuchung erzweckt.

Die gefürchtetsten Soldaten sind als Diebe die Tscherkessen, die zu Patrouillen für die Umgegend von Warschau verwendet werden. Diese Patrouillen machen die Gegend ungemein unsicher.

Sobald wir den hungrigen Bettler gesättigt hatten, eilten wir zurück zu dem Hotel, in dem wir meinen verehrlichen Reisegefährten, den Candidaten, antrafen. Er war mit dem Erfinder der ungangbaren Kugelmühle von Kutno zurückgekommen, um sich der Behörde vorzustellen, und zugleich um die Prüfung zu bitten, die, wie er meinte, wohl erlassen werden werde, weil die polnischen Examinatoren nicht Courage haben würden, mit einem anzubinden, der auf einer preußischen Universität gewesen sei. Seine Probepredigt hatte außerordentlichen Effect gemacht, und die gesammte Gemeinde würde vor Entzücken auf die Kanzel gesprungen sein, wenn sie nicht zu hoch gewesen wäre. Der Entzückteste mochte wohl der Schulmeister gewesen sein, der sein soldloses Amt los wurde. Genug, aus dem Candidaten war dem luftspringerischen Rocke und dem brennrothen Käppchen zum Trotz ein hochwürdiger Herr Pastor geworden. Seine Wiederkunft war mir um so angenehmer, als sie mir die Bekanntschaft eines Deutschen verschaffte, der sich bereits drei Jahre lang zu der Einwohnerschaft der polnischen Residenzstadt gerechnet hatte. Er hatte früher ein ansehnliches Handelshaus in Breslau gehabt, hatte dies aber, von mancherlei Verhältnissen gezwungen, aufgegeben, und dafür eine Essigfabrik in Warschau einge-

richtet, deren Rentabilität sich bei dem sauren Geschmacke der Polen nicht in Zweifel ziehen ließ. Mein Reisegefährte hatte diesen Deutschen auf dem Rückwege kennen gelernt, und sich ohne große Umschweife so mit ihm befreundet, daß er nicht in Zweifel zu sein brauchte, ob er das Recht habe, einen Gast zu ihm zu bringen.

Wir fanden die Essigfabrik in einer Seitengasse des Wolaër Stadttheiles, und den Fabrikanten, der bei weitem nicht so sauer aussah, als ich von einem Essigfabrikanten erwartet hatte, in ihr. Er nahm uns freundlich auf, führte uns in seiner Fabrik umher, und klagte bei jeder leeren Tonne, an der er vorüberging, (wahrscheinlich weil ihre Ausleerung noch nicht die gehörige Rückwirkung gehabt hatte) über die Saumseligkeit und Sorglosigkeit der Käufer, und über die Judenschaft, die jedem reellen Fabrik-Geschäft den empfindlichsten Schaden durch ihre billigen Pfuschereien und Betrügereien zufüge. Von einem Patent auf Aufstellung von Branntweinbrennapparaten, das er bei seiner Ankunft für sechs tausend Thaler an sich gekauft habe, erzählte er, habe er in drei Jahren noch nicht zwei hundert Thaler Einkünfte gehabt, einzig darum, weil die Juden heimlicher Weise Apparate stellen. Er erzählte sehr viel von dem Fabrikwesen dem Treiben der Juden gegenüber, und brachte uns dadurch ziemlich schnell den Abend herbei. —

Es war zufällig, oder auch nicht zufällig ein russischer Gallatag, dessen Abend nicht unbeleuchtet vorüber gehen durfte. Wem dieser Tag geheiligt war, habe ich nicht gut merken können, da die Zahl der russischen illuminirten Gallatage allzugroß war. In den vierzehn Wochen, die

ich mich bereits in Warschau aufgehalten hatte, hatte ich schon sechs solcher Tage erlebt.

Unser Essigfabrikant meinte, ein Pole, oder ein Freund der Polen lasse sich niemals von diesen Ehrenlichtern beleuchten, doch unseretwegen, da wir Fremde und seine Gäste seien, wolle er sich einmal den Zwang anthun. Wir verließen die Fabrik, und wanderten gemächlich die Electoralstraße hinab, die, wie alle übrigen Straßen, so erleuchtet war, daß man in ihr, ohne die Augen in Verlegenheit zu bringen, den feinsten Liebesbrief hätte lesen können. Nicht ein einziges Fenster habe ich in der Straße gefunden, in dem nicht ein Paar Lichter in ihrer brennenden Verzehrung gestanden hätten. Selbst die obersten Dachfensterchen, so fern hinter ihnen ein zweifüßiges, ungefiedertes Wesen wohnte, ließen zur Freude aller Russen die Strahlen ihrer dünnen Dreierlichter auf die Straße fallen.

Wenn ich früher in den Zeitungen (Nachrichten aus Warschau) gelesen hatte: „die Anhänglichkeit und Liebe der Polen zu der jetzt bestehenden Herrschaft haben sich am Namens-, Geburts- oder was für einem Tage Seiner oder Ihrer u. s. w. in Warschau durch eine glänzende Illumination kund gegeben, bei der kein Fenster unerleuchtet geblieben ist," so war ich immer nahe daran zu behaupten, der Journalist müsse ein abscheulicher Lügner sein, weil Warschau nicht bombardirt worden ist, und die alten Paläste noch stehen; — es klingt närrisch — jetzt aber überzeugte ich mich vollkommen von seiner Wahrhaftigkeit, indem ich in der ganzen Electoralstraße kein Fenster fand, in dem

nicht zwei Talg-Lichter verbrennende Liebe und Anhänglichkeit bekundet hätten.

Transparents mit Glückwunschversen, wie wir sie bei unseren Illuminationen in Deutschland häufig zu Augen bekommen, waren hier nicht zu finden, wenn man nicht etwa die Transparents der Kaffeestuben, die ihre alltäglichen Kaffeetassen und spritzenden Punschgläser den Vorübergehenden am Gaumen kitzeln ließen, für solche halten wollte. Jedes Fenster enthielt nichts Anderes und nichts mehr, als zwei möglichst dünne Lichter. Jedoch, damit ich nicht unrecht berichte, die Fenster der Seifensieder waren jedes mit vier Lichtern besetzt. Diese Leute durften billiger Weise auch ein doppeltes Quantum huldigen, denn sie hatten bei den unzähligen Illuminationen so großen Profit, daß, wenn sie nur mäßig gewissenhafte Leute waren, ihre Dankbarkeit in vier Talglichtern noch viel zu düster brannte. Das Wohlhabendwerden der Seifensieder Warschaus seit der letzten Revolution ist wirklich eine auffallende Erscheinung. Leute, die vor der Revolution kaum so viel besaßen, um sich kümmerlich durchzuhelfen, haben fünf, sechs Jahre nach der letzten Revolution sich Paläste hingebaut, in deren Fenstern sie nun zur Ehre der vergangenen unzähligen Illuminationen, die den Palast geschaffen haben, statt zweier vier Lichter brennen.

Wir wanderten dem Markte zu durch eine breite, hübsche Straße, deren eine Seite Klostergebäude enthielt, die, nach den Grundsätzen ihres innwohnenden Glaubens, von Licht nichts wissen wollten, und folglich nicht erleuchtet waren.

Ich hatte eine größere Menschenmenge in den Straßen

erwartet, als vorhanden war. Ich möchte sagen, die Straßen waren leer; wenigstens im Verhältniß zu der Fülle, die am Tage, und selbst an nicht illuminirten Abenden in ihnen zu finden war. Anständige Personen von polnischem Ursprung sah man gar nicht. Russische Soldaten, auch Subalternoffiziere, Nähmädchen mit ihren liebenden Beschützern, kreischende Dienstmädchen truppweis, Fanfarons, die nach diesen guckten, und polnische Juden, die nach den Schnupftüchern guckten, die aus den Taschen dieser Fanfarons lang heraushingen, bildeten die Bevölkerung der illuminirten Straßen.

Wir gelangten auf den Marktplatz, der von allen Seiten Colonnen von Fenstern und Lichtern präsentirte. Doch hier bemerkten wir einige Wohnungen, welche zu der feurigen Huldigung keinen Beitrag lieferten. Eine solche Ausnahme ist bei der warschauer Illuminationsregel sehr auffallend.

Das prachtvolle Theatergebäude auf der rechten Seite des Marktes hatte nur seinen oberen Säulengang, und zwar sehr dürftig illuminirt. Das war eben keine wunderbare Erscheinung. Das Theater gehört der russischen Behörde, und sein Illuminationsmaterial muß mit russischem Staatsgelde bezahlt werden. Anders verhielt es sich mit dem gegenüberliegenden Rathhause, das von den Stadtgeldern lebt. Dies hatte sich müssen zu einer großartigeren Huldigung verpflichtet fühlen. Sein ganzes Gesims prangte von buntfarbigen Oellampen. Auf dem Altan brannte der Buchstabe A. von riesenhafter Größe. Selbst oben auf der Gallerie, aus der sich der Wartthurm erhebt, brannten die

Flammen der Verehrung aus Talgtöpfen. Eine Colonne solcher Töpfe brannte auch auf dem Trottoir, und war, weil sie tiefer stand, als die menschlichen Nasen, für die Geruchsnerven ein sehr unfreundliches Wesen.

Wir wandten uns in die Weidenstraße, wo uns der russische Soldat mit gräulichen Hungermienen den feierlichen Tag angekündigt hatte. Hier fanden wir eine noch großartigere Lampensammlung an der Steuerkammer, als am Rathhause. Man hatte ein Gerüst gemacht, das das ganze Thor und die halbe Höhe des ersten Stockwerkes umfaßte, und eine Halle von vier Säulen bildete. Die Lampen, die in allen erdenkbaren Farben daran brannten, mochten zwar nicht eine so große Zahl erreichen, als die Flöhe im gräflichen Zimmer, aber doch einer Stunde zu ihrer Zählung bedürfen, wenn man in einer Minute zweihundert zu zählen vermochte. War auch das ganze feurige Machwerk ungemein geschmacklos, so mußte es doch seiner Großartigkeit wegen die Betrachtung verdienen. Diese extraordinaire Huldigung brachte der Jude, der das Monopol der Steuern in Pacht hatte. Er natürlich mußte es sich bei solcher Gelegenheit etwas Oel und Geizkrämpfe kosten lassen, damit ihm bei der Pachterledigung das erilluminirte Wohlwollen das Monopol wieder in die Hand schieben möchte. Wäre die Zollkammer in den Händen der russischen Behörde gewesen, so würden wahrscheinlich die dorischen Feuersäulen für ein geringeres Oelquantum zugeschnitten gewesen sein.

Wir gingen die Trompeterstraße langsam hinunter, in deren Parterrefenstern größten Theils Bierflaschen die Stellen

der Leuchter inhatten. Diese Variation war natürlich eine schenkwirthschaftliche Composition. Die Wirthe ließen ihre Anhänglichkeit und Liebe die Bierflaschen erleuchten, und verbreiteten dadurch Durst auf das Volk in der Straße.

Die „krakauer Vorstadt" fanden wir eben so sehr belichtert, als die übrigen Straßen. Nur die Hotels einiger Consulate machten eine etwas finstere Miene zu der allgemeinen Talg- und Lichtverschwendung. — Wir schritten nach der „neuen Welt," in der der eingeschossene Glaube sich durch Oel- und Talgopfer eben so glänzend zeigte, als in anderen Straßen. Unser Essigfabrikant meinte: „es ist eine schlechte Aussicht; die alten Zeiten mit ihrem Götzendienste schleppt man mit Kanonen wieder herbei."

Da der Fürst in Warschau nicht gegenwärtig war, so waren auch keine Festlichkeiten beim Lustschloß Lazienki, und wir fanden nicht eben weiter etwas Bemerkenswertheres, als das, was meine Feder bereits erzählt hat.

Wir schritten durch die Straßen zurück nach dem Podwal, auf welcher Wanderung uns die rothkragigen Polizeidiener auffielen, die überall gemächlich den Häusern entlang schlenderten, und, wie es schien, mit einem stolzen Wohlbehagen die Lichter in ihre Augen auffingen. —

Auf dem Podwal führte uns unser süßer Essigfabrikant in eine sehr elegante Schweizerbäckerei. Außer einer Menge von Zuckermännern und Zuckerfrauen fanden wir hier keinen Menschen weiter, als einen Tscherkessen. Unser Essigfabrikant kannte denselben; er erklärte uns leise: wir möchten ja so politisch sein, und alle Politik mit dem Pech des Landes hinter unseren Zungen festkleben. Mit dieser Erklärung

erfuhren wir, daß der Tscherkesse ein Spion sei. Derselbe sprach völlig deutsch, aber mit jüdischem Gesang. Daran hätten wir auch seinen Charakter erkennen können, denn das wußten wir, daß von sämmtlichen Tscherkessen Polens und Tscherkessiens kein einziger deutsch, und am wenigsten jüdisch-deutsch sprach. Dieser Spion war so pfiffig, täglich in einer anderen Militairtracht zu erscheinen, aber immer in einer, die den Russen feindlich gesinnten Truppen gehörte. Er wußte, daß das Publikum weiß, daß man zu einem Perser oder Tscherkessen das Schlechteste über Rußland sprechen kann, ohne fürchten zu müssen, daß die Offenherzigkeit gemißbraucht werde, und darum machte er sich bald zum Tscherkessen, bald zum Perser, um durch diese Costumes das Schlechteste zu erfahren. Außer dieser Pfiffigkeit besaß dieser Mensch nicht ein Atom von Pfiffigkeit. Von unserem Essigfabrikanten wurde er mit den komischsten Witzen attaquirt, ohne daß seine stupide Nase das Gift derselben gerochen hätte. —

Da die Illuminationsabende stets eine freie Nacht hinter sich herzogen, in der die Infanteriepatrouillen, wenn sie nicht etwa übermäßigen Durst hatten, keinen Menschen zu beeinträchtigen wagten, so blieben wir unbesorgt bis zur Mitte der Nacht beim Punsche sitzen, und amüsirten uns an der Stumpfsinnigkeit des unheimlichen Gesellschafters. Nach ein Uhr des Nachts erst verließen wir die Conditorei und wanderten zu unseren Wohnungen zurück. —

Vierter Abschnitt.

Die Nachtruhe wurde mir über ein sehr kleines Maaß zugemessen. Die Illuminationsbeschauung hatte mir den Anfang der Nacht abgeschnitten, und meine Angelegenheiten schnitten mir das Ende ab. Da ich meine Abreise von Warschau auf den folgenden Tag festgestellt hatte, so hatte ich um so mehr Ursache, zur Instandsetzung meines Gepäcks den frühsten Morgen zu benutzen, als die Ordnung des Passes hier nicht, wie in Deutschland, eine Stunde, sondern einen Tag und mehr in Anspruch nimmt.

Sobald die Zeit so weit vorgerückt war, daß sich die Offenheit der amtlichen Locale erwarten ließ, begab ich mich in das Paßbureau. Es war außer dem Diener nur erst der alte, weißhaarige Russe vorhanden, der mir bei meinem ersten Hiersein die lange Weile durch die komischste Verunstaltung der deutschen Namen vertrieben hatte. Ich wandt mich an ihn mit der Bitte um den Paß, doch von meiner deutschen Sprache war ihm auch nicht ein Wort verständlich. Die Frucht meiner polnischen Lectionen war ihm genießbarer. Er erklärte mir, daß ich den Paß nicht früher

erhalten könne, als ich ein Zeugniß über mein Verhalten von dem Kommissarz policyiny (Polizei-Commissair) des Stadttheiles, in dem ich gewohnt habe, bringe.

Der Polizei-Commissair hatte mich in seinem Leben noch nicht gesehen, und er sollte mir ein Zeugniß geben; dies schien mir wirklich ein wenig lächerlich; doch es hatte seine Zweckmäßigkeit.

Ich verließ das Rathhaus, und eilte zu dem eine Stunde entfernten Bureau des Commissairs, das so mit Dienstboten, Jüdinnen und Bettelleuten angefüllt war, daß ich eine lange Zeit vor der Thür weilen mußte. Endlich wurde für mich Raum. Ich wandt mich an den Beamteten, der mir der vornehmste, also der Commissair zu sein schien. Mit kurzen Worten erklärte er, daß zur Ausstellung des in Rede stehenden Zeugnisses ein Zeugniß von meinem Wirthe nöthig sei.

So war ich gezwungen, zu dem Hotel zurück zu wandern, und einen Krebsgang von seltener Art zu vollenden.

Der Wirth zögerte nicht, mir das nöthige Zeugniß, das meine Schuldlosigkeit, und hauptsächlich meine Schuldenlosigkeit bezeugte, auszustellen. Ich versetzte mich wieder in das Bureau des Commissair, wo ich einem der unteren Beamteten, der mir als der competente Zeugnißschreiber bezeichnet wurde, mein Document einhändigte. Der rothkragige Jüngling ergriff auch alsbald Papierscheere und Federmesser, und würde mir durch seinen Diensteifer eine schnelle Entlassung verschafft haben, wenn nicht eine Bureauscene eingetreten wäre, die seinen Augen interessanter war, als die zu meinem Zeugniß erforderlichen Schreibmaterialien.

Ich durfte die Zeit nicht bedauern, die ich im Bureau verharren mußte; die Scene entschädigte mich zehnfach.

Ein Polizeidiener führte zwei Murgrabien*) ein, auf die der Commissair oder Polizeiadjunct, was er auch sein mochte, wie ein Ungethüm losfuhr. Die Sache, um die es sich handelte, war: daß in den den Murgrabien anvertrauten Häusern mehre Fenster nicht illuminirt gewesen waren. Beide versicherten, sie haben den Inhabern der Wohnungen am gestrigen Morgen die Illumination angekündigt, und warum dieselben nicht ihre Stuben erleuchtet haben, wissen sie nicht. Der Commissair sättigte sich nicht an dieser Erklärung; er lief, wie ein toller Mensch, vor den beiden Illuminationssündern auf und ab, und impfte ihnen nicht nur manchen Hundsfot, Galgan (Lappen) und Psakrew (Hundeblut) in die Ohren, sondern streichelte auch dem Einen so freundlich die Wange, daß der arme Teufel sicherlich die Copie der polizeilichen Finger mehre Tage lang neben seinem Backenbarte zu tragen hatte.

Am Ende handelte es sich nicht mehr darum, warum die beiden Murgrabien nicht die vorschriftsmäßige Liebe und Anhänglichkeit in die Fenster besorgt haben, sondern darum, ob sie für die Lichtlosigkeit das gesetzliche Strafgeld von

---

*) Murgrabia ist eine Person, der die Verwaltung eines Hauses obliegt. Sie hat eine etwas größere Bedeutung, als z. B. in Leipzig ein Hausmann. Jedes bessere Haus in Warschau hat außer einem Hausknechte einen Murgrabia, der alle dem Hausbesitzer anheimstehenden Geschäfte besorgt. Der Ausdruck bedeutet wörtlich Mauergraf: mur-grabia; so viel als Burggraf, wie diese Leute auch in Warschau deutsch genannt werden.

dreißig polnischen Gulden erlegen, oder dafür sitzen wollen. Beide protestirten natürlich gegen Beides, indem sie behaupteten, nicht schuldig zu sein, wenn sie die Ankündigung richtig besorgt haben, und der Inhaber der Wohnung dann absichtlich oder unabsichtlich nicht illuminire. Doch sie richteten mit ihrer Protestation nichts aus. Der Commissair erklärte, er halte sich nicht an die Inhaber der Wohnungen, sondern an sie, die Murgrabien, als diejenigen Personen, welche für die Erfüllung der häuslichen Pflichten Sorge zu tragen verbunden seien; von ihnen fordere er auch unbedingt das Strafgeld, das sie sich dann von den Inhabern der lichtlosen Wohnungen erstatten lassen möchten.

Der Eine der Murgrabien zahlte die dreißig Gulden, der Andere, der die Zahlung verweigerte, wurde eingesperrt. —

Nach Ansicht einer solchen Scene war es mir natürlich nicht mehr unerklärlich, daß ein unerleuchtetes Fenster bei einer warschauer Illumination eine Seltenheit ist. Die Polizeidiener, deren ich am gestrigen Abend eine Menge bemerkt hatte, gehen mit offner Brieftafel durch die Straßen, und schreiben die Häuser auf, in denen sich finstere Fenster befinden. Am anderen Tage werden die Verwalter der Häuser, oder, wenn solche nicht vorhanden sind, die Inhaber der unerleuchtet gewesenen Fenster vorgefordert, und zu Erlegung von dreißig Gulden Strafe, oder Absitzung dieser Summe gezwungen. So etwas kommt aber Jedermann bitterer vor, als die Verbrennung einiger Dreierlichter, und so steckt Jedermann in jedes seiner Fenster die vorgeschriebenen zwei Lichter, wodurch natürlich die Illumination so

glänzend wird, daß die Zeitungsnachrichten mit Recht sagen können: „die Liebe und Anhänglichkeit haben sich durch eine glänzende Illumination kund gegeben, bei der kein Fenster unerleuchtet geblieben ist."

Mehre polnische Edelleute, wurde mir erzählt, seien nicht zu Erleuchtung ihrer Fenster zu bewegen gewesen. Da sich das Strafgeld mit jeder der häufigen Illuminationen vervielfacht, und am Ende auf eine allzubedeutende Summe gesteigert habe, so haben sie ihre Häuser verkauft, und Warschau verlassen. —

Die Scene, die die beiden Murgrabien und der Commissair componirten, war endlich zu Ende. Jetzt, glaubte ich, werde der wohllöbliche Beamtete hinreichende Muße besitzen, mein Zeugniß auszufertigen; doch ich irrte mich. Er unterhielt in Bezug auf die Murgrabien erst noch ein langes Gespräch mit seinem Nebenmanne, machte sich darauf, gleich wie mir zum Possen, andere Geschäfte, und ließ auf solche Weise den Mittag ein unbeschriebenes Papier finden.

Ich würde vielleicht am Abend eben so unverrichteter Sache zum Hotel haben zurückkehren müssen, wie jetzt am Mittag, wenn ich nicht die Hülfe des Hotelfactors in Anspruch genommen hätte, durch die es mir gelang, am Nachmittag in zwei Stunden Zeit das Zeugniß vom Commissair, den Paß aus dem Paßbureau, die Unterschrift des Gouverneurs und die des Consuls zu erlangen, und ein und zwanzig polnische Gulden los zu werden, die der Factor den Beamteten heimlich als Lapowe in die Hand gesteckt haben wollte.

In den Provinzen.

Fünfter Abschnitt.

Daß ich nicht nach Landessitte ein Pferdebesitzer war, machte mir meine Abreise zu einem schwierigen Unternehmen. Ein Jeder in Warschau, der bisweilen in die Provinzen zu reisen genöthigt ist, besitzt sein eignes Geschirr. So bedarf es keiner Lohnkutscher, und so giebt es auch keine. Nur für die wenigen Fabrikarbeiter, die Pferde nicht halten können, und doch bisweilen auf das Land reisen müssen, haben einige Juden eine Art Lohnfuhrwerk eingerichtet. Doch wehe dem Christen, der sich einem solchen Judenfuhrwerk anvertraut! Ich verzichtete selbst für den Fall der höchsten Noth auf die Wohlthat dieses jüdischen Institutes, dessen Räder nur ausnahmsweise einen Passagier mit unzerquetschten, oder doch ungequetschten Gliedern zum Ziele bringen.

Unter solchen Umständen durfte ich es für ein Glück halten, daß eine Bürgerin aus dem sandomirer Gubernium, welche nach Warschau gekommen war, um sich ihres Gurkenüberflusses zu entledigen, mir ihr zurückkehrendes Geschirr gegen geprägte Dankbarkeit zur Disposition zu stellen sich bereit fühlte.

Um drei Uhr Nachmittags fuhr das Geschirr sammt der Besitzerin vor das Hotel. Beide Wesen waren ächt polnischer Natur. Das Fuhrwerk bestand aus vier kleinen, lang gespannten Rossen, die sämmtlich in der Haut eines holsteinschen Gauls hätten Platz finden können, und aus einem niedrigen, sehr leicht gebauten Leiterwagen, dessen Rück- und Vordergiebel und beide Seitenleitern so durch aus Weidenreisern gefertigte Flechten versetzt waren, daß weder Gepäck noch Passagiere einen Durchfall zu fürchten Ursache hatten. Ich durfte mich dieses Wagens nicht schämen; er gehörte zu dem über ganz Polen ausgebreiteten, allgemein beliebten Geschlechte der Bryczki (Britschki), dessen sich der polnische Adel auf dem Lande ausschließlich zur Transportation seiner hochwohlgeborenen Person bedient; und ich war ja noch lange kein polnischer Edelmann.

Zuvörderst mußte, da die Bryczka, wie alle Bryczki, keinen eigends zum Sitz bestimmten Sitz hatte, ein Sitz eingerichtet werden. Die Sitzconstruction war sehr einfach. Der Bettsack (ein großer lederner Beutel, in dem der reisende Pole besseren Standes ein Kopfkissen, Betttuch, wattirte Decke und Kleidungsstücke bei sich führt) der Besitzerin des Geschirrs, mein Mantelsack und sonstige Packe und Päckchen wurden in die hintere Hälfte der Bryczka hineingeschichtet, auf diese Schichtung dem Gebrauch und unserem unterhalben Zartgefühl zu Gefallen mehre Bund weiches Stroh ausgebreitet, und das Ganze mit einem hübschen bunten Teppich überdeckt.

Ich wollte den Wagen besteigen, doch mein Lehrer, der Candidat und der ehrenwerthe Kugelmüller nöthigten mich

zuvor in die Speisewirthschaft des Hotels. Hier standen schon mehre Flaschen Ungarwein bereit, welche alsbald als Siegel und Unterschrift unserer unzertrennlichen Freundschaft auf den Weg durch unsere Leiber gebracht wurden. Meine Freunde begleiteten mich wieder zum Wagen. Sie waren traurig; doch nicht in so hohem Grade, daß sie Ursache gehabt hätten, ihre Thränencanäle mit den Rockzipfeln zu verstopfen. Endlich reichten sie mir noch die Hände und ihre Beißglieder, die in diesem Augenblicke nicht dem niederen, irdischen Bedürfniß, sondern der Liebe geweiht waren, und gegenseitig gaben wir uns das feste Versprechen, uns, wie es auch kommen möge, hier oder in jener Welt noch einmal wiederzusehen. Ich schwang mich über die Wagenleiter, begab das Viertel des beschriebenen Sitzes, das die Breite meiner Reisegefährtin übrig gelassen hatte, unter mich, reichte von meiner Höhe herab meinen Freunden nochmals die Hand, und ertheilte das Signal zur Abfahrt, das, wie es schien, dem dreizehnjährigen Buben, der die Kutscherstelle bekleidete, sehr willkommen kam. Er schwang sogleich seine aus einem Knüppel und langen Stricke bestehende Peitsche, rief so männlich, als es gehen wollte, seinen vier Vorgängern ein „nahot, nahot“ in die Beine, und ließ Hotel, „lange Straße“ und Alles, was uns begegnete, hinter uns wandern. Wir fuhren über den großen Grzybow=Platz, auf dem der tagtägliche Futtermarkt Statt findet, durch eine lange Vorstadt von etwas besserer Qualität, als von welcher die Vorstädte waren, die ich früher kennen gelernt hatte und beschrieben habe, und gelangten endlich auf eine mit herrlichen Pappeln besetzte Chaussee, die, wie ich bald merkte, die

Fortsetzung des „neuen Weges" war. Auf dieser zwischen Gärten und Feldern, die auch von den Grenzlinien der Stadt eingeschlossen waren, hatten wir fast eine halbe Meile zu fahren, ehe wir zu der Rogatka gelangten, die den Weg in die südliche Hälfte von Masovien öffnet.

Der auf Wache stehende Soldat schloß den Schlagbaum. Wir mußten halten, um die Pässe dem Beamteten zur Durchsicht vorzulegen. Ich sprang vom Wagen herab, gewährte meiner Reisegefährtin die billige Unterstützung zu ihrer Erniedrigung, und schritt mit ihr in das Rogatkenbureau, in dem sich ein wohlbeleibter, von dicker Tabaksdunst umschwebter Geist befand, der nach wichtigen Gesichtsverzuckungen und langer Pfeifenstopfung sich endlich, nachdem er uns fast eine halbe Stunde auf der Bank, die er uns mit übercompleter Höflichkeit anbot, hatte sitzen und harren lassen, zu Ansicht unserer Papiere herabließ.

Der von dem Bürgermeister ihres Wohnortes ausgestellte Reiseschein meiner Gefährtin gab, da sich, wie ich nachher hörte, in seinen Falten ein Guldenstück befunden hatte, zu keinen Schwierigkeiten Anlaß. Anders war es mit meinem Passe, in dessen Falten nichts gesteckt hatte. Der Beamtete behauptete, einem ausländischen, aus Warschau gehenden Passe müsse nothwendig ein Zeugniß über die Schuldenlosigkeit des Innhabers beiliegen; da aber dem meinigen dies nicht beiliege, so könne er denselben nicht zum Durchgang ausfertigen. Ich behauptete, daß ein solches Zeugniß hier nicht verlangt werden könne, weil schon daraus, daß der Paß in meinen Händen sei, hervorgehe, daß ich ein solches Zeugniß besessen habe, und versuchte einmal ohne Lapowe-

spendung durchzukommen. Doch dies war nicht möglich; der Beamtete blieb bei dem, was er gesagt hatte, und fertigte mich nicht ab.

Ich wußte recht gut, daß nicht ein Zeugniß, sondern nur Lapowe nöthig sei. Doch ich besaß auch nicht das mindeste einzelne Geld. Meine Unvorsichtigkeit, die nichts eingewechselt hatte, würde hart bestraft worden sein, wenn nicht meine Reisegefährtin mit den polnischen Beamteten umzugehen besser verstanden hätte, als ich. Ich zog leise einen Silberrubel aus der Tasche, zeigte ihr denselben verstohlen, und gab ihr durch Mienen und Achselzucken zu verstehen, daß ich kleineres Geld nicht besitze, daß mir ein solches Stück aber zu groß scheine für drei pflichtmäßige Federstriche. Das gewandte Weib nahm mir das Geldstück ohne Complimente aus der Hand, und legte es dem Beamteten aufs Pult mit der Erklärung, daß ich zwei Gulden für ihn bestimmt habe, und daß er so gut sein möchte, vier Gulden und zwanzig Grpschen wiederzugeben. Der dicke Staatsmann gab rechtschaffen den Ueberschuß heraus, und ergriff die Feder mit der Erklärung: „na, niech raz bedzie.“ (Nun, mag es ein Mal sein.)

Wir begaben uns wieder auf unsere Bryczka, und fuhren, nachdem einige Groschen den auf Wache stehenden Soldaten, der einen bei weitem nicht so dicken Bauch besaß, als der Beamtete, hatten den Schlagbaum öffnen lassen, weiter.

In geringer Entfernung von der Rogatka versperrten uns mehre Bauern und Juden, die sich gegenseitig in's Geschirr gefahren waren, den Weg. Der abscheulichen Raufferei dieser Leute zu Gefallen mußten wir eine so lange Zeit halten, daß mir endlich der Aufenthalt lästig wurde, und mich

vom Wagen zu springen nöthigte. Ich wanderte ein Stück auf der Chaussee hin, und wandt noch einmal meine Blicke Warschau zu, das auch von dieser Seite ein hübsches, aber weit beschränkteres Bild gestaltet, als von der Weichselseite. Zur Linken, im flachen Felde, nach dem Dorfe Wola hin präsentiren sich die Monumente der Freiheits- und Vaterlandsliebe der Polen. Eine Menge von Schanzen und einfachen Erdaufwürfen, von theilweis und ganz niedergeschossenen Häusern stellt sich im Vordergrunde vor den Blick. Es ist mit diesen Gegenständen für den Betrachtenden ein eignes Ding. So schön sich auch die linke halbe Stadt präsentirt, so angenehm auch der Anblick des die rechte Hälfte der Stadt verbergenden Baumwerkes der Gärten ist, über das sich prächtig die colossale Kirche der deutschen Gemeinde emporhebt, so schön auch zur Rechten das Belvedere, das Palais des botanischen Gartens und Anderes sich ausnimmt; die Hauptgegenstände des ganzen Gemäldes sind für den Beschauer, der einige Maaß mehr Gefühl besitzt, als ein Jude, oder als ein polnischer Bauer, der alle Drangsale der Welt unter sich getrunken hat, immer und unverhinderlich jene Ueberreste des Freiheitskampfes, der tückisch an jede Kugel eine Kette knüpfte, die den Polen um so fühlbarer geworden ist, je unsichtbarer sie war. So unbedeutend, so klein und erbärmlich diese Schanzen und zerschossenen Häuser gegen die übrigen Theile des Gemäldes auch sind, sie bleiben dennoch die Hauptgegenstände. Die herrlichen Paläste, die man in der Ferne erblickt, läßt man unwillkürlich aus dem Auge, und diese elenden Ueberreste der Schlacht schließt man fester und immer fester hinein. Ich möchte sagen, sie beleben erst

das Ganze, obgleich sie die unbedeutendsten Gegenstände sind; sie wehen dem Bilde seine natürliche Seele aus, und hauchen ihm eine neue, eine andere, eine viel ergreifendere ein, als die ist, die man sonst in einer Landschaft findet; sie scheinen dem Schauenden, der einiges Gefühl besitzt, lebendige Geister zu sein, die mit lauter Stimme aus dem Gemälde hervorsprechen. Stunden lang kann man bei dem Anblicke verweilen, ohne sich eigentlich zu sättigen. Man blickt die Ruinen an, und kann das Auge nicht wieder von ihnen losreißen; man saugt aus ihrem Anblick immer neue Gedanken, und die alten immer von Neuem wieder mit gleicher Gier ein, und wird nie satt. So wenigstens haben meine Augen und mein Gefühl es gefunden. —

Die Verwirrung der Fuhrleute löste sich endlich, nachdem dieselben sich gegenseitig die Haare aus den Köpfen gezaust hatten, auf, und wir konnten weiterfahren.

Mehre erbärmliche Häuser, die sich, ungefähr eine halbe Stunde von der warschauer Grenzlinie entfernt, mitten im freien Felde präsentirten, fielen mir darum auf, daß sich eine Menge von Soldaten vor ihnen gelagert hatte. Ich erfuhr, daß diese Häuser eine Art Kaserne bilden, und daß die Soldaten, die sich in ihnen befinden, Kosaken seien, deren Obliegenheit darin bestehe, daß sie der Bequemlichkeit der Steueraufseher zu Gefallen und der Furchtsamkeit der Pascher zum Possen die Linie von außen bewachen.

Man erzählte mir, die Behörde habe in diesen Wächtern ächte Böcke in den Garten, oder wenigstens ins Feld gestellt; — wenn früher, als diese Wächter noch nicht existirt haben, die Pascher nicht gut im Stande gewesen seien, durch

den sechs Ellen tiefen Graben und über den steilen Damm zu gelangen, so sei ihnen jetzt diese Passage leicht, da ihnen von diesen Wächtern die Brücke gebaut werde. Wenn ein Kosak einen Pascher ergreife, erzählte man, so sei seine erste und einzige Frage: „czy dajesz na wódkę?“ (Giebst du zu Schnaps?) Eine Bejahung und zugleich Darreichung einiger Groschen entzünden darauf das Dankgefühl des Wach-Kosaken so, daß er mit Aufopferung seiner Kräfte dem Pascher und dessen steuerpflichtiger Waare über den Graben helfe. Sei nun aber der Pascher nicht im Besitz einiger Münze, und könne die Schnapsfrage nicht bejahen, so fasse ihn der Kosak ohne Gnade und Barmherzigkeit beim Kragen, schimpfe ihn einen gewissenlosen und schändlichen Betrüger des Staates, und bringe ihn mit einer beliebigen Anzahl von Rippenstößen und Knutenhieben zur Rogatkenwache.

Offenbar ist in diesem zweiten Falle der Wächter ein sehr gewissenhafter Mensch. —

Diese Wächter, wurde mir weiter erzählt, seien nun aber auch da, Krauthüter-Dienste zu verrichten; und hiermit habe man zum zweiten Male Böcke zu Gärtnern gemacht: somit seien diese Wächter Doppelböcke. Das Kraut, sagte man, hüten sie selbst und das Gras und Heu ihre Pferde so gut, daß, wenn der Feldbesitzer nicht eine Früh-Reife und -Erndte veranstalte, oder einige Civil-Wächter hinausstelle, er schwerlich etwas in seinen Speicher bekomme. Die Verpflichtung dieser Kosaken zum Krauthüterdienste, sagte man mir, sei auch wohl nur eine Vorgabe gewesen, durch die man die Feldbesitzer, die über die Einrichtung von Kasernen mit-

ten in ihrer Feldflur höchlich befremdet gewesen seien, habe trösten wollen. —

Unser dreizehnjähriger Kutscher schwang seinen Strick mit barbarischer Gefühllosigkeit, und unsere vier kleinen Pferde schnellten so flüchtig auf der Chaussee hin, daß wir windgeschwind hinter ihnen drein fliegen mußten, und die Bockkasernen, ehe wir uns versahen, unseren Augen entlaufen waren.

Nach einer Fahrt von ungefähr einer halben Meile endete die Chaussee, und wir mußten unsere Reise auf einer Landstraße fortsetzen, deren Breite keine Beschränkung hatte. Mit deutschen Pferden und einer deutschen Reisekutsche würden wir schwerlich im Stande gewesen sein, in diesem Wege fortzukommen; mit unserem polnischen Geschirr aber kamen wir herrlich vom Platze. Die kleinen Pferde flogen über den weichen Sand so leicht hin, daß kaum eine merkliche Spur ihrer Hufe hinterblieb, und unser Wagen, der vielleicht nicht eine so große Last in sich trug, als seine Besitzerin, hatte nicht Kraft und Zeit, sich in das flüssige Erdreich einzuwühlen und eine langweilige Fahrt zu veranlassen.

Eine langsame Fahrt würde hier doppelt langweilig gewesen sein; die Gegend war entsetzlich dürftig und öde. Wirklich, eine so traurige Gegend hatte ich auf der ganzen Reise durch das kalischer Gubernium und westliche Masovien nicht gefunden, als diese war. Kein Berg, nicht einmal ein Hügel, kein Bach, kein belaubter Baum; nichts, als hie und da dürre, erbärmliche Felder, deren Früchte die elendesten, krüppelhaftesten Gewächse waren. Auf der linken Seite, nach der Weichsel hinab, fanden wir unübersehbare

Flächen, die wüst lagen. Man sah, daß dieselben einst bearbeitet gewesen, am Ende aber der Unfruchtbarkeit wegen unbeachtet liegen geblieben waren. In den unverwehten Furchen, in denen der Zusammenfluß von Feuchtigkeit ein wenig Erzeugungskraft geschaffen hatte, waren stellenweis krüppelhafte Tannenbüschchen hervorgesprossen; diese waren die einzigen Gewächse auf diesen ungeheueren Feldflächen.

Eine solche Wüste interessirte mich darum besonders, daß sie nicht, wie die anderen, schmale, vier bis fünf Furchen enthaltende Ackerrücken, welche in Polen zu pflügen einzig gebräuchlich sind, sondern dreißig bis vierzig Schritte breite Beete, wie wir sie auf den Feldern in Deutschland sehen, enthielt. Diese Beete veranlaßten mich zu der Vermuthung, daß sich eine deutsche Colonie in der Nähe befinde. Ich befrug meine Reisegefährtin, die mir denn auch zufällig vollkommen Auskunft geben konnte. Ihrer Erzählung nach hatte sich vor mehr als zwanzig Jahren eine Anzahl Holländer auf der Sandfläche angesiedelt gehabt. Grund und Boden hatten die Colonisten von dem Grundbesitzer, Grafen P— (jetzt, so viel ich weiß, Fürst) ohne die mindeste Geldzahlung zu vollkommenem Eigenthum übernommen; nur zu Bearbeitung eines in der Nähe befindlichen, dem Grafen gehörigen Dorfes hatten sie sich auf sechs Jahre verpflichten müssen. (Wahrscheinlich hatte der Graf dadurch seinen polnischen Bauern eine gute Schule zu Theil werden lassen wollen, um sie später als practicabele Doctoren für die polnischkranke Wirthschaft seiner anderen Güter gebrauchen zu können.) Trotz diesem höchst vortheilhaften Verhältniß der Ansiedlung hatten die Colonisten ihr Besitzthum nicht länger,

als einige Jahre behaupten können, indem ihnen aller sorgsamen Bearbeitung des Bodens ungeachtet, die Ernten kaum ein der Aussaat gleiches Quantum brachten. Ein Theil der Colonisten hatte sich auf einer anderen, im augustowoschen Gubernium gelegenen Besitzung des Grafen von Neuem angepflanzt, der andere, größere Theil der Colonisten war noch ein Jahr verblieben, hatte dann aber auch die Behauptung seines Besitzthums aufgeben müssen, und war in die Akierman-Steppe nach Rußland gegangen. —

Die unfruchtbaren Sandflächen besitzen nicht eine so große Ausdehnung, daß der Reisende sich, wie ein Caravanenführer beim Eintritt in die Wüste, zu rüsten Ursache hätte, doch werden sie ihm zum Ueberfluß lästig. Sie ziehen sich der Weichsel entlang in einer Breite von mehren Meilen bis zur Hälfte von Podlachien hinab. Entfernter der Weichsel findet man in Masovien sowohl, als in Podlachien fruchtbaren Boden und stellenweis freundliche Gegenden. —

Nach einer Fahrt von mehren Meilen langten wir in einem Dörfchen an, in dem wir zu Füllung unserer ausgeleerten Pferde längere Zeit verweilen mußten.

In der Karczma, die ein etwas besseres Ansehen besaß, als ihre Namensschwestern, die ich früher kennen gelernt hatte, fand ich deutsche Wirthsleute, die so hoch darüber erfreut waren, daß zufällig ihre Heimath auch die meinige war, und daß ich ihnen von dieser Heimath viel Neues und selbst das Neuste erzählen konnte, daß sie mir den ganzen Inhalt ihrer Räucherkammer, den leeren Karczmen zum Hohn, die mir auf der Reise noch zu begegnen hatten, in meinen Mantelsack packen wollten. So sehr ich auch diese

Ergüsse landsmannschaftlicher Freude anzunehmen mich weigerte, konnte ich doch nicht hindern, daß wenigstens von jedem Wurstgeschlechte ein Individuum in meinen Besitz überging. Ich glaube, hätte das Herz dieser guten Leute mit zu dem Inhalt ihrer Räucherkammer gehört, sie würden nicht gezögert haben, es mir zum Beweis ihrer Freude in den Mantelsack zu stecken.

Nachdem ich eine Menge hatte erzählen müssen, stellten mir die Wirthsleute ihre aus einem prächtigen, dickbäckigen, mit großem Musbarte versehenen, Knaben und drei jüngeren Mädchen bestehende Familie vor. Sonderbar war, daß sich die Aeltern kaum mit den Kindern verständigen konnten. Sie verstanden nicht, oder wenigstens nur sehr wenig Polnisch, und die Kinder sprachen ungemein wenig Deutsch. Sehr empfindlich, meinte der Wirth, sei für jeden Deutschen in Polen, daß seine Kinder durch Nichtannahme, oder ungenügende Erlernung der väterlichen Sprache ihm halb fremde Wesen werden. Doch sei dies auf keine Weise zu verhindern; man könne die Kinder nicht ganz von ihrer polnischen Cameradschaft zurückhalten, und von dieser nehmen sie die polnische Sprache viel schneller und lieber an, als von den Aeltern die deutsche. Er erzählte, der Knabe habe in seinem dritten und vierten Jahre, ehe er unter die Kinder des Dorfes gekommen sei, schon hübsch deutsch gesprochen; dann aber habe er bald das Deutsche gegen das Polnische umgetauscht; zum Theil habe er es vergessen, zum Theil sei es ihm so schwer und zuwider geworden, daß er oftmals, wenn man ihn zum Deutschsprechen nöthigen wolle, zu weinen anfange.

Die Mädchen sprachen etwas besser Deutsch, als der

Knabe. Dies mochte in den Eigenheiten des Geschlechtes seinen Grund haben. Ein Mädchen schließt sich enger an die Aeltern, und ist am Ende auch gelehriger. —

Ein vortreffliches Warmbier, das mir die Wirthin brachte, gab mir Anlaß, dem Wirthe unverholen darüber meine Verwunderung zu erkennen zu geben, daß in seiner Karczma gegen die polnische Sitte sich verschiedene und dabei gute Speisen und Getränke fanden. Er erklärte, daß dies daher komme, daß er und seine Karczma eine Ausnahme, und vielleicht die einzige Ausnahme von der Karczmenregel Polens machen. Diese Ausnahme bestehe nicht, oder nur folgeweise in der besseren Einrichtung, ursprünglich aber darin, daß er Besitzer der Karczma sei. Zum Besitz sei er dadurch gekommen, daß der Edelmann, von großer Geldnoth gezwungen, die Karczma mit vollkommener Freiheit hinsichtlich des Victualienbezugs habe veräußern müssen. So sei er nun nicht gezwungen, das schlechte Fabrikat des Grundbesitzers zu kaufen, sondern könne aus den besten Quellen nach Belieben schöpfen. Daß seine Karczma nicht, wie andere Karczmen, bloß Bier und Branntwein, sondern verschiedene Speisen und Getränke enthalte, komme daher, daß sie sich weniger für die Bauern, als die Arbeiter mehrer in der Nähe befindlicher Fabriken einrichte. —

Der großartige Kutscher trat in die Stube, und meldete die vollbrachte Füllung seiner Rosse. Nachdem er sich mit dem glanzvollen Aermel seines blauen Rockes die Nase gewischt, war die Meldung mit allen Ceremonien vollbracht, und er verließ das Zimmer. Meine Reisegefährtin brach auf, ohne daß ihre Haut platzte, und bedeckte schon wieder

ihre drei Viertel des Sitzes, ehe ich noch den Kampf mit den Wirthsleuten ausgefochten hatte. Dieselben weigerten hartnäckig die Annahme der Bezahlung, und so mußte ich mir endlich dadurch helfen, daß ich mich für den Schuldner der Kinder ansah. —

Bald hatten wir das Dörfchen, den Tag und den häßlichsten Herbstregen im Rücken. Das Wetter wurde abscheulich, und schien in seiner Abscheulichkeit kein Ende finden zu können. Ich hätte gewünscht mit einer Minute am nächsten Anhaltepunkte anlangen zu können, doch der jugendliche Kutscher kam meinen Wünschen nicht entgegen; ihn schien das häßliche Regenwetter nicht im Mindesten zu incommodiren; er fuhr nicht schneller, als gewöhnlich, und folterte dadurch meine Geduld entsetzlich. Ich segnete im Geiste alle deutsche Equipagen, die, wenn auch nicht immer vor empörenden Rippenstößen, doch vor empörenden Bewässerungen schützen, und verwünschte, indem ich mich unter die Leinwandplane, mit welcher meine Reisegefährtin ihre Gurken zugedeckt gehabt hatte, verkroch, alle polnischen Bryczken und mich mit ihnen in den Sonnenschein. Der Regen wurde immer heftiger, und drang sehr bald durch meine leinene Bedeckung, die am Ende wie eine Eisscholle auf mir lag.

Nach einer gräßlichen Fahrt langten wir endlich an einer Karczma an. Ich war halb erfroren, und fast an Leib und Seele zerweicht. So hilfsbedürftig auch mein Zustand war, so fand er doch in dieser armen Karczma keine Hilfe. Und hätte ich meinen Bitten um Suppe, Warmbier oder sonst etwas Erwärmendes durch Ducaten Nachdruck geben wollen, sie würden doch ohne Wirkung auf meinen Magen oder Frost

geblieben sein. Es stand mir kein Mittel weiter zu Gebote, als von dem Branntwein zu genießen, den die Karczma ausschließlich zu bieten im Stande war. Die Noth zwang mich, Vertrauen zu haben. Ich trank einige Tropfen, empfand aber sehr bald, wie sehr der deutsche und polnische Magen verschieden sind. Es wurde mir durch diesen abscheulichen Kartoffelsaft, der durch Versüßung mit Anis zu dem widerlichsten Wesen geschaffen war, so unwohl, daß ich sehr fürchtete, meine Reise nicht fortsetzen zu können. Ich hoffte in etwas reinerer Luft mich zu erholen, und verließ das von einer Menge von trunkenen Bauern angefüllte Schenklocal, um die reinere Luft im mistreichen Pferdestalle zu finden. Kaum aber befand ich mich in demselben, als ich in Ohnmacht fiel, und dabei die Haut meiner linken Wange an den unbehobelten Bretern der Stall- oder Stubenthür — beide Namen sind richtig — sitzen ließ. War das abscheuliche Wetter, der kalte, durchschauernde Regen, oder der abscheuliche Branntwein, der selbst in der kleinsten Dosis das häßlichste Gift zu sein schien, oder beides zusammen die Ursache meiner enthauteten Wange, weiß ich nicht; doch so viel weiß ich, daß ich dieselbe sehr ungern auf der Reise mit mir herumtrug.

Die Ohnmacht hatte mir in der That ein wenig neue Kraft gegeben so, daß ich meine Nachtreise, die abscheulichste die ich je in meinem Leben gemacht habe, im Wind und dem häßlichsten Regen fortsetzen konnte. Nach einer für meine Geduld viel zu langen Zeit gelangten wir zugleich auf die Chaussee und in das Städtchen Tarczyn, das kennen zu lernen mich nicht die Dunkelheit der Nacht, sondern die lei-

nene Plane hinderte, die ich zwischen mich und den Regen gezogen hatte.

Trotz dem gräßlichen Wetter legten wir ohne Unterbrechung die drei Meilen bis Grojec zurück. Gegen ein Uhr des Nachts kamen wir an. In diesem Städtchen mußten nothwendig unsere Pferde etwas zu sich nehmen. Ich hatte mich nach diesem Verweilen gesehnt, wie ein mit dem Tode Kämpfender nach dem Tode, denn ich war der Meinung gewesen, daß es in einem Gasthause, also im Trocknen Statt finden werde, wo am Ende auch etwas zu innerlicher Erwärmung zu erlangen sei, doch ich hatte mich empfindlich getäuscht. Unser Kutscher hielt mitten auf dem Marktplatze des Städtchens vor einem kleinen, hölzernen Häuschen, das nur für den Nachtwächter des Ortes und in der Nacht ankommende Pferde, aber nicht für Passagiere eingerichtet war. Unsere Pferde wurden abgespannt, und an die Krippe geführt. Ich stieg vom Wagen herab, und suchte auf der einen Seite des Häuschens unter dem weit überhängenden, auf hölzernen Säulen ruhenden Dache Schutz vor Wind und Regen. Mein Aufenthalt hier würde auch selbst, wenn ich nicht an Leib und Seele erfroren und zerweicht gewesen wäre, gräßlich durch seine Langweiligkeit gewesen sein. In keiner der kleinen den Markt bildenden Hütten, deren Umrisse die Dunkelheit nicht ganz verbarg, ließ sich Licht sehen, und aus keiner ein Laut hören. Ich gestehe, es war mir hier häßlich zu Muthe. Ist auch das Uebernachten in einer polnischen Karczma nicht eben der wonnigste Genuß, ich würde es doch mit Freuden dieser polnischen Nachtfahrt vorgezogen haben, wenn jetzt, nach Mitternacht, eine Wahl offen gestanden

hätte. Alle Unbequemlichkeiten, die eine Reise in Polen mit sich bringt, fielen mir bei dieser Reise auf Herz, Haut und Magen im größten Maaßstabe.

Ich mochte ungefähr eine Stunde unter dem Dachüberhange des Häuschens zu Vertreibung des nassen Frostes hin und her getappt sein, als meinem bitteren Aerger mit einem Mal ein trillernder Leierkasten Hohn zu lachen begann.

Ein solches Intermezzo hatte ich, bei Gott, nicht erwartet! Welchen Eindruck die jauchzende Maschine auf mich und meinen Frost machte, wird Jeder erwägen können, der ein Mal nach achtstündiger Beregnung, bis auf die Haut durchnäßt, und bis zum Mittelpunkte seiner Seele durchfrostet, unter dem Dache eines polnischen Futterhäuschens hoffnungslos in der Mitternacht gestanden hat, und plötzlich und gegen alle Erwartung von dem Gesange eines Leierkastens in eine vor dem kalten Winde schützende Schenkstube geführt worden ist.

In der geistreichen Kneipe fand ich zwei völlig entgeistete und ein halb entgeistetes Tanzpaar. Jene lagen auf hölzernen Bänken, und schliefen, dieses schien erst die Bank und den Schlaf verlassen zu haben, um zur Abwechselung noch einen Hopser über die beinbrecherischen Dielen ergehen zu lassen. In der Ecke der Stube auf einem hohen, im Nothfalle drei- oder vierschläfigen Bette lag die betäubte Ehehälfte des Wirthes, und dieser saß auf dem Rande des Bettes vor dem Leierkasten, der mitleidig mich aus meiner verzweifelten Lage befreit, unter dem Futterhause hervor und zu sich gerufen hatte.

Dieser Wirth, der, nach der militairischen Haltung seines großen Schnurrbartes zu urtheilen, ein alter Kriegsmann war, wurde durch meinen nachmitternächtlichen Eintritt durchaus nicht in Erstaunen gesetzt. Er ließ sich nicht stören, übte sein musikalisches Talent noch eine Viertelstunde, und gab mir dann erst Gelegenheit, mich an ihn zu wenden. Ich bat ihn um irgend ein warmes Getränk, und hing meiner Bitte noch eine kräftige Betheuerung meines Unwohlbefindens an, er aber ignorirte meine Worte, und frug vor Allem, was ich für ein Niemiec (Deutscher) sei. Ich wußte zu gut, auf welchem Boden diese Frage gewachsen war. Einen Preußen durft ich mich, wenn ich irgend Gewährung meiner Bitte erlangen wollte, nicht nennen; einen Sachsen aber konnte ich mich, ohne der Wahrheit einen Zopf zu drehen, nennen, und dies war mein Glück. Sobald der Wirth in mir einen Sachsen erkannte, wurde er freundlich, nahm mir meinen durchnäßten Mantel vom Leibe, breitete denselben über den tief in die Stube hereintretenden warmen Backofen aus, und erklärte, daß er mir nicht Kaffee mit Rum, Thee mit Arac ꝛc. bieten könne, aber einen polnischen Trank von Schnaps bereiten wolle, der mir gewiß Erwärmung und Genesung bringen werde. Ich dachte: o ewiges Schnapsland! und ließ mir das Anerbieten gefallen.

Nachdem der Wirth das Kaminfeuer ein wenig angefacht, nahm er einen irdenen Tiegel, legte einige fingerlange Stücke Speck darauf, und stellte ihn auf die Kohlen. Sobald der Speck zur Genüge Fett von sich gegeben hatte, entfernte er ihn, und legte ein starkes Quantum Honig auf den

Tiegel, das nun schmelzend sich mit dem Fett vereinigen mußte. Fortwährend erzählend, wie er einst vierzehn Wochen in Sachsen im Quartiere gelegen habe, wie seine Wirthsleute in Torgau, Meißen und überall prächtige Menschen gewesen seien, und wie er die Sachsen überhaupt herzlich liebe, rührte er lange Zeit die beiden Flüssigkeiten mit einem hölzernen Löffel in einander. Endlich kam der sogenannte wahre Jacob. Mindestens ein Nösel goß er von diesem geistreichen Jacob in den Tiegel, und erhitzte das ganze Mixtum über den Kohlen. Mich schauderte dieses Heilmittel — doch, es war noch nicht fertig. Der Wirth goß nun das Gemisch in ein irdenes Geschirr, rührte es gut um, entzündete es dann, ließ einige Stücke Zucker, die er mittels eines weitläufigen Drahtgewebes über die blaue Flamme hielt, schmelzen und sich zu dem Gemisch mischen, und reichte mir den Trank nach nochmaligem Umrühren mit dem Bedeuten, ihn so heiß, wie möglich, und bis zum letzten Tropfen zu genießen. Die Noth, sagt man, lehrt glauben. Mein Glaube täuschte mich aber in der That nicht. Der Trank erwärmte mich sehr schnell, entfernte bald mein Unwohlsein, und verursachte mir nicht eine Spur von Rausch.

Dieser Trank steht in Polen in allgemeinem Ansehen. Dem Landmanne liefert er das einzige Heilmittel. Er dient auf den Dörfern allen Patienten ohne Unterschied. Selbst der Wöchnerin und dem Säugling wird er in möglichst großen Portionen gereicht. Wer der Erfinder dieser geistreichen Composition gewesen, weiß ich nicht; jedenfalls ist die Erfindung auf sehr natürlichem Wege in's Leben getreten.

Die meilenweite Entfernung der polnischen Dörfer von den Städten, in denen sich Aerzte und Apotheken befinden, hat die Bewohner der Dörfer gezwungen, auf eigne Faust medicinische Studien zu machen, und sich zu Apothekern und Aerzten zu erheben. Die Studiën sind sehr natürlicher Art gewesen; sie haben weder Electrisirmaschinen, noch Pflanzensammlungen und botanische Lehrbücher in Gebrauch genommen. Ist der bäurische Steiß ein Mal von der adlichen Knute wund gehauen worden, so hat man ihm ein Honigpflaster aufgelegt; dies hat ihm Kühlung und Genesung gebracht. Was aber dem Steiße heilsam ist, hat der Bauer richtig gefolgert, muß es auch dem Magen sein. Nicht viel anders ist es mit dem Specke. Dessen Heilsamkeit hat man an der Oeffnung verschlossener Leiber erkannt. Und noch auf natürlicherem Wege ist der Bauer hinter die Wunderkräfte des Schnapses, der Hauptsache beim Mittel, gekommen. Schnaps hat er getrunken von Kind an; der Schnaps ist ihm Bedürfniß; derselbe erhält, scheint ihm, sein Leben; und was das Leben erhält, ist heilsam. Einfach ist die Folgerung, daß, wenn drei Substanzen heilsam sind, ihre Vereinigung ein dreifach heilsames Heilmittel zur Welt bringe. Auf solche Weise mag vielleicht die Erfindung der polnischen Lebensessenz enstanden sein. — In dem Dorfe Swirze in Podlachien sah ich, daß man einem Erhängten, der schon starr und steif war, durch den beschriebenen Honigschnaps neues Leben einzufüllen versuchte. —

Meine Reisegefährtin, die mir in die heilsame Schenke gefolgt war, nöthigte mich bald zum Aufbruch. Diese Frau überzeugte mich in der That, daß die Polen eine viel

abgehärtetere Nation seien, als die Deutschen, sofern sie Competenz besaß, ihr Volk und ich das meinige zu repräsentiren. Während ich die Wirkungen des Sturms und Regens nicht durch Plane und Mantel, geschweige denn allein durch meine Haut von meiner Innerlichkeit abzuhalten vermochte; während mich die rauhen Naturbegebenheiten fast umbrachten, ertrug sie diese Polin mit der größten Gleichgiltigkeit. Sie saß ohne Mantel, ohne Schirm, ohne irgend ein Schutzmittel auf der Bryczka, und brach dem beißenden Winde und abscheulichen Regen durch ihre steinerne Gefühllosigkeit den Giftzahn aus.

Wir schritten wieder zu unserem Geschirr zurück. Der Regen hatte nachgelassen, doch der Wind pfiff noch so grimmig, daß ihm kaum mein Honigschnaps Widerstand leisten konnte. Unser dreizehnjähriger Kutscher, der den Orkanen mit eben so polnischer Haut begegnete, als seine Herrin, brachte uns bald zu dem Städtchen hinaus. Dicht hinter den letzten Häusern lenkte er von der Chaussee ab in einen nach der westlichen Seite führenden Feldweg. Bald nahmen uns starke Waldungen auf, die uns zwar vor dem blasenden Feinde schützten, aber in den Wurzeln, die sie durch den schlechten Weg hatten wachsen lassen, neue Feinde zuführten. Die Flüchtigkeit unserer Pferde machte bald der Waldung ein Ende. Eine flache, weite Gegend ging an uns vorüber, und ließ uns mit Sonnenaufgang an ihrem Ende ein Dörfchen finden, dessen Erbärmlichkeit auf Erden seines Gleichen nicht haben zu können schien.

Die Karczma des Ortes war mit dicken Schilfbündeln gedeckt, die so weit herab hingen, daß man nur sehr gebückt

zur Thür gelangen konnte. Die Hausflur, die eine Länge von ungefähr sieben, und eine Breite von drei Ellen in sich schloß, diente zugleich als Schweinstall. Mit Hilfe der Phantasie konnte diese Karczma ein Palast werden. Die Schweine würden dann die Kammerdiener geworden sein, die mit freundlichem Grunzen in der Vorhalle jeden ankommenden Gast polnisch begrüßten. Die Stube lieferte ein etwas freundlicheres Bild, indem sie erst am vorigen Tage mit frischem Kalk überweißt worden war, den die naschhaften Hühner, wie ich bemerkte, schon wieder abzuhacken suchten. Wir hielten uns hier nicht lange auf. Sobald unsere kleinen Pferde nur einiger Maaßen mit ihrem Magen fertig waren, bestiegen wir die Bryczka, und setzten unsere Reise fort.

Sehr änderte sich jetzt die Gegend. Die flache, öde Fläche war hinter, und das breite, freundliche Pilicathal vor unseren Augen. Die Höhe, auf der wir uns befanden, mochte kaum sechs hundert Fuß enthalten, war aber hinreichend, um eine sehr weite Aussicht in die Länge des Thales zu gewähren. Dörfer ließen sich nur sehr wenige, und zwar zum Vortheil des Bildes sehen, das die gegenüberliegenden Waldungen, der Fluß und die ungeheuere Wiesenfläche gestalteten.

Auf derselben Anhöhe, auf der wir uns gegenwärtig befanden, zur Rechten um ungefähr sechshundert Schritte vom Wege entfernt, zeigten sich Ruinen, die einer ehemaligen Burg anzugehören schienen. Sie ragten auf einigen Stellen noch ziemlich hoch empor, und verliehen dem grünen Abhange ein romantisches Ansehen.

So wenig auch meiner Reisegefährtin an einer Verzögerung gelegen war, mußte sie doch meiner Neugier zu Gefallen halten lassen, und mich ihren schwerbedrückten Füßen zum Trotz zu den Ruinen begleiten. Das Baumaterial der zum größten Theile zerstörten Mauern bestand aus gebrannten Ziegeln, die sich jedoch nur auf bestimmte Stellen beschränkten, und aus großen Quadratsteinen, die man aus einem Gemisch von Kieselsteinen und Lehm geformt hatte. Auf der Ost- und Südseite hatten diese künstlichen Steine eine gute Dauer gehabt; es fanden sich welche, die fast noch unversehrt waren. Die Steine auf der Westseite hatten dem Wetter weniger widerstehen können. Der Lehm war vom Regen ausgespült, die Kiesel waren zu Boden gefallen, und die Mauer war größten Theils ein roher Haufen geworden.

Der Umfang des ganzen Gemäuers betrug ungefähr siebzig Schritte ins Geviert. Thürme oder Spuren von ihnen waren eben so wenig, als Wälle und Ringmauern zu erblicken. Die Mauern, die noch vorhanden waren, schienen Wohngebäuden angehört zu haben. Ein Graben auf der Nordseite und eine hinter ihm befindliche Mauer, die mit einer Menge von Pfeilern versehen war, veranlaßten mich, diese Hinterlassenschaft abgestorbener Jahrhunderte für den Rest einer Burg zu halten. Meine Reisegefährtin aber nöthigte mich zu glauben, daß mein Glaube ein Irrglaube sei, indem sie hoch und hehr betheuerte, daß seit Adams Zeiten hier so wenig, als irgend wo in Polen eine Burg gestanden habe. Die Zukunft überzeugte mich von der Wahrheit ihrer Behauptung. So wenig, als eine be-

festigte Stadt, habe ich auf irgend einer Reise in Polen eine Burg, oder nur eine Spur davon gefunden. Polen entbehrt gänzlich derartiger Beweise für ein mittelalterliches Ritterthum.

Die Ritterschaft Polens lebte nicht in fortwährenden Faustkämpfen, wie die Deutschlands. Sie hatte zu viel Antheil an der Landesverwaltung, an den großen Reichsangelegenheiten, als daß sie hätte den kleinlichen Zausereien Geschmack abgewinnen können. Die Betheiligung am Throne veranlaßte sie, dem Könige eine Gegenkraft zu bieten, und zu dieser mußte sie sich vereinigen, und diese Vereinigung brachte die Einigkeit hervor. Sind in der Ritterschaft Polens Zwiste ausgebrochen, so haben sie nicht einzelne Edelleute, sondern große Theile der gesammten Ritterschaft gegen einander gestellt. So großen Parteien konnten natürlich Burgen nichts nützen; sie mußten einander in offnem Felde begegnen, und sich frank und frei mit blanker Klinge gegenseitig die Rechthaberei aus den Zähnen zu stochern suchen. Solche Fälle sind selten vorgekommen, Fehden zwischen einzelnen adligen Individuen aber wohl gar nicht. Der polnische Edelmann hat nicht leicht gegen seinen Nachbar in Feindseligkeiten ausbrechen können, denn er hat in demselben immer dem Throne gegenüber einen Alliirten erkennen müssen. Diese Allianz war ihm um so kostbarer, je mehr ihm an der Erhaltung der Adelrechte gelegen war, und so war keine Feindschaft möglich. Grenzverhältnisse der adligen Besitzungen, um die so mancher deutsche Ritter seinem Nachbar mit spitzer Lanze den Steiß zerstochen hat, und Anderes sind in Polen nie Ursache zu Zwisten gewe-

sen, oder vielmehr sind die Zwiste stets jener Allianz wegen gütlich ausgeglichen worden. Ueberhaupt hat die Vereinigung der Edelleute dem Throne gegenüber das Fehdewesen am Entstehen gehindert, und ein Ritterwesen, wie es Deutschland kennen gelernt hat, unmöglich gemacht. Genug, von Fehden hat der polnische Adel des Mittelalters nichts gewußt, und dies beweisen selbst die Volkssagen. Es giebt deren viele, aber wohl nicht eine einzige, die von ritterlichen Fehden etwas berichtet. So hatte der polnische Edelmann nicht nöthig, sich Burgen zu bauen. Das Ritterthum Polens ist ganz anderer Art gewesen, als das Deutschlands, oder besser, in Polen hat kein Ritterthum, wie wir es in dem Worte „Ritterthum" finden, existirt. Der Pole selbst hat keinen Begriff von „Ritterthum"; oder den Begriff, den er hat, hat ihm nicht die Geschichte seines Vaterlandes, sondern die Deutschlands verschafft. Ein polnisches Ritterthum kennt er nicht; Alles, was er vom Ritterthum weiß, ist deutsch. Dies beweisen selbst seine Benennungen: rycerz (auszusprechen, Rizers — Ritter), rycerstwo (Ritterthum). —

Meine Reisegefährtin meinte, die Ruinen seien entweder Ueberbleibsel eines alten königlichen Jagdhofes, oder eines Klosters. Letztes ließ mich eine Sage, die sich in dem Munde der Einwohner der in der Nähe liegenden kleinen Städte bewegt, für das Wahrscheinlichere halten. Dieselbe wurde mir noch an demselben Tage von einem alten Manne mit dem größten Ernste vorgetragen. Ihr nach steigt alljährlich in der Mitternacht des letzten Tages der sieben Fastenwochen ein Mönch aus einem in den Ruinen

befindlichen Grabe empor. Zu derselben Minute erhebt sich aus einer kleinen Erdhöhle, die sich in dem jenseits des Pilicathales liegenden Walde befindet, eine Nonne. Beide Wesen wandern in das Thal hinab, und treffen zu gleicher Zeit an den Fluß, von dem sie gehindert werden, zu einander zu gelangen. Hier weinen sie nun bis zur Minute, wo sie wieder zurückkehren müssen, ihre Thränen in das Wasser des Flusses. (Diese Thränen, versicherte mir der Alte, vermischen sich vier und zwanzig Stunden lang nicht mit dem Wasser, sondern schwimmen, wie kleine bläuliche Perlen, auf ihm. Wer eine solche Thräne finde und fange, trage sich ungemeines Glück in das Haus.) Nach einem Verweilen, das das neue Leben der beiden Todten nicht über eine Stunde ausdehnt, kehren Beide wieder zu ihren Grabstätten zurück. Ehe sie sich aber hineinlegen, bricht der Mönch ein Stück von der Mauer und die Nonne ein Stück Erde aus ihrer Höhle los so, daß die Ruine immer kleiner und die Höhle immer größer wird. —

Ich kehrte mit meiner Reisegefährtin zur Bryczka zurück. Unsere Pferde ließen uns nach ihrer polnischen Sitte in gestrecktem Galopp den Berg hinablaufen. Eine Stunde lang fuhren wir hart am Abhange hin, dann wendete unser Kutscher zur Rechten, und wir fuhren ohne einen bestimmten Weg quer über die weite Wiesenfläche. Der Boden war stellenweis so weich und morastig, daß, wenn uns schwere deutsche Gaule gezogen hätten, uns sehr wahrscheinlich der Morast ein wenig näher zu Herzen gedrungen sein würde; unsere vier leichtfüßigen Polaken aber jagten alle Morastgefahren schnell unter uns weg, und ließen uns

bald zu dem Ufer der Pilica gelangen. Der Fluß ist reißend, und besitzt eine Breite von mehr, als einem Steinwurfe, konnte möglicher Weise also wohl eine Tiefe haben, die das längste Menschenkind sammt der höchsten polnischen Bryczka zu verschlucken im Stande war. Danach aber frug unser polnischer Kutscher, der mehr Courage hatte, als irgend ein deutscher Knabe von dreizehn Jahren, wenig. In der Mitte des Flusses geriethen die Pferde bis über den Rücken, und die Bryczka so tief ins Wasser, daß wir, um uns vor nassen Füßen zu bewahren, die Beine gen Himmel strecken mußten. Der Knabe versuchte durchzukommen, doch die Tiefe wurde nach jenem Ufer hin immer bedeutender, die beiden Vorderpferde konnten schon nicht mehr Grund finden, und so war er gezwungen auf die Seite zu lenken. Wir fuhren eine Strecke mitten im Flusse abwärts, wobei mir um so wäßriger im Herzen wurde, je mehr und inniger meine Reisegefährtin ihren jugendlichen Kutscher darum auslachte, daß er mit dem Wasser nicht fertig werden konnte.

Durch mancherlei Versuche fand am Ende der Knabe doch eine seichte Stelle, und wir langten lebendig auf dem anderen Ufer und nach einer Stunden langen Fahrt über die Wiesen in Wysmierzice, einem so jämmerlichen Städtchen an, wie ich bisher noch keins gesehen hatte. Die polnische Unsauberkeit und Erbärmlichkeit füllten mit diesem Orte das Maaß zum Ueberschwellen. Heerden von Schweinen, Ziegen und scheckigen Schafen lagerten in den Straßen im dicksten Kothe. Die Hütten waren aus Holz oder Lehm gebaut, mit Schilf, Stroh und Tannenreisern gedeckt, zerborsten, theilweis eingestürzt; kurz, die ganze Stadt war

so beschaffen, daß ich ihre Bewohner für die ekellosesten Menschen der Welt zu halten mich berechtigt fühlte. Das schlechteste deutsche Dorf kann nicht ein so gräuliches Ansehen haben, als diese Stadt, deren Umfang nicht ganz unbeträchtlich ist. Er enthielt gegen hundert und funfzig Höhlen, und eine solche Zahl verschafft einer Stadt schon Achtung in Polen.

Berühmt ist der Ort seines Gurkenbaues wegen. Er sättigt nicht allein die ganze Umgegend, sondern auch eine große Zahl von warschauer Gurkenessern. Außer städtischen Bauern enthält er sehr viele Schuhmacher und Leinweber. Beide Handwerksklassen dienen nur dem Bauernstande der Umgegend. Mit ihren Waaren, die aus Schuhen, groben Stiefeln, leinenen Schürzen und wollenen Kitteln bestehen, beziehen sie die Jahrmärkte der Gegend, die fast ausschließlich vom Bauernstande besucht werden. Ungemein arme Leute sind diese Handwerker. Sie haben kaum so viel, daß sie ihren Leib erhalten können. Von dem Handwerk allein ist es ihnen nicht möglich zu bestehen, da ihre Producte, für den Bauernstand, der entsetzlich arm ist, berechnet, so billig sein müssen, daß der Gewinn kläglich wird. Ein Paar Schuhe stehet in keinem höheren Preise, als der, den ein und ein halber bis zwei Gulden (6 bis 8 Groschen) bilden. Ein Paar Stiefeln, das fast einem halben Ochsen die Haut abzieht, da es nicht allein beinahe mit dem Bauche des Bauers in Berührung zu treten, sondern auch außer den riesenhaften Beinen ein Bund Stroh, welches Strumpfdienste verrichtet, zu verschlingen verbunden ist, darf nicht mehr kosten, als fünf bis sechs Gulden (20 Gr.

bis 1 Thlr.) Bei solchen Preisen kann, wenn der Gerber befriedigt worden, der allerdings auch ein billiger Mann ist, natürlich nicht so viel übrig bleiben, als nöthig ist, um dem zusammengesessenen Magen des Schuhmachers eine wohlbehagliche Ausdehnung zu verschaffen. Eben so sind die Verhältnisse der Leinweber dieses Ortes.

Der Betrieb des Handwerkes verschafft diesen Einwohnern von Wysmierzice nicht mehr, als sie zu ihrer Kleidung bedürfen, und dies kaum. Zur Erhaltung des Leibes müssen sie nothwendig Feld besitzen, das ihnen wenigstens zur Nothdurft Roggen und Kartoffeln, ihre einzige Nahrung, auf das ganze Jahr liefert. Dies besitzen sie denn glücklicher Weise auch; die meisten eigenthümlich, manche pachtweise. Die, welche das Feld haben pachten müssen, sind nicht eben um Vieles schlimmer daran, als die Besitzer; denn da die Früchte in sehr niedrigem Preise stehen, indem Jeder, der auf dem offnen Lande in Polen wohnt, seine Nahrungsmittel selbst baut, und daher keine Käufer existiren, kann auch der Boden nur von sehr geringem Werthe und der Pacht sehr niedrig sein. Für einige polnische Gulden kann man ein großes Stück Land pachten. Ein Handwerker des Ortes, mit dem ich in einer späteren Zeit zusammen kam, zeigte mir sein Pachtstück. Es bestand aus vier Morgen tragfähigem, gutem Boden, und dafür hatte er siebzehn Gulden (2 Thlr. 20 Gr.) und einen sehr unbedeutenden Fruchtzins zu entrichten.

Diese ungemeine Billigkeit der Pachte hat auch einen Grund darin, daß das Geld auf dem offnen Lande Polens einen außerordentlich hohen Werth hat. Wie in den aller-

meisten Hinsichten Warschau und das polnische Land sich als Extreme gegenüberstehen, so auch in Hinsicht des Geldes. Alles Geld hat sich vom offnen Lande weggezogen, oder ist nie dahin gekommen, und hat sich in Warschau aufgehäuft, woher denn die merkwürdige Erscheinung kommt, daß es in Warschau ungemein wenig und bald hinter den Rogatken übermäßig viel gilt.

Trotz der Billigkeit des Pachtes, und Grund und Bodens selbst können sich diese Handwerker nicht aus ihrer drückenden Armuth emporschwingen. Zum Theil tragen sie selbst die Schuld. So viel Absatz finden die Feldfrüchte auf dem offnen Lande Polens am Ende doch, daß ein ausgebreiteterer Betrieb der Feldwirthschaft sie aus der drückenden Armuth emporheben könnte, doch ihre wohlerwanderte Professionistenehre verstopft ihnen diese Quelle. Das jämmerliche Handwerk ist ihnen die Hauptsache, die Feldwirthschaft Nebensache; sie halten sie für ein nothwendiges Uebel; und dies so weit zum Guten zu wenden, daß ein Geldgewinn daraus entspränge, scheint ihnen unziemend. —

Die dritte und bedeutendste Classe der Einwohnerschaft enthält Juden, die sich von Schenkwirthschaft, Krämerei, Viehmäkelei und dem Schacher nähren. Die Viehmäkler und Schacherer treiben ihr Geschäft nicht in derselben Stadt, sondern in der Umgegend, namentlich in den an der Chaussee liegenden Städten, die sie von früh bis zum Abend durchstreifen. —

Meine Reisegefährtin ließ vor einem Privathause halten. Unter dem Strohdache hinweg, das meinen nach der Leidensnacht unausgekämmt gebliebenen Haaren den nöthi-

gen Kamm- oder Bürstendienst erwiesen haben würde, wenn ich nicht von dem Biegungsvermögen meines Körpers Gebrauch gemacht hätte, schritten wir durch das verschobene Viereck der Hausthür, deren obere Pfoste der Nase jedes Blinden den Untergang zu bringen geschaffen war, in die Stube, deren Inwohner, sobald sie von meiner frostigen Leibesbeschaffenheit Erfahrung bekommen hatten, freundlich hinter meinem Rücken ein großes Kaminfeuer erzeugten.

Da es mir zu lästig war, die Andenken an den deutschen Karczmarz aus dem Mantelsacke zu befreien, bat ich meine Wirthsleute um ein möglichst imponirendes Frühstück, dem die imponirendste Zahlung folgen zu lassen, ich mich gern bereit erklärte.

Ehe dieses Frühstück sich vervollkommnen konnte, hatte ich das Vergnügen, eine Menge von Menschen kennen zu lernen, die sich an mir zu überzeugen suchte, ob es denn wirklich auf Erden einen Menschen geben könne, der nicht ein Polak sei, und in dessen Zunge die polnische Sprache nicht Sitz und Stimme habe. Diese Leute würden mich in dem engen Zimmer durch ihre schwellende Zahl erdrückt haben, wenn sie sich nicht mit den ersten Augenblicken überzeugt gehabt hätten, daß die Form meines Körpers völlig polnisch war, und daß meine Zunge in der That einige, freilich frischgebrochene, polnische Gelenke besaß. Die Meisten verließen das Zimmer schnell wieder, und machten Anderen Platz, die sich eben so schnell und unbefriedigt zurückzogen. Die hartnäckigsten Bewunderer fand ich an etlichen Jüdinnen, welche mit aller Gewalt meine Ohren zu Annahme ihrer ungenießbaren jüdischen Sprache, aus der Con-

structionsverschraubung, Singsang und dicke Einmischung polnischer und hebräischer Worte die deutsche Farbe fast bis auf die letzte Spur vertrieben hatten, zwingen wollten. In einer an der Chaussee gelegenen Stadt würde meine Erscheinung die Einwohner vielleicht nicht in einen solchen Aufruhr gesetzt haben; hier aber, wo ein Fremder, namentlich ein Ausländer, ein wunderseltnes Ding ist, durfte ich freilich für ein Wunderding gehalten werden. —

Die Wirthin nöthigte mich zum Sitzen, und brachte sogleich das Frühstück. Es bestand aus einer Flasche Schnaps, zwei tüchtigen Stücken Brod, einer Schüssel voll getrockneter wilder Birnen und einem großen polnischen Käse. — —

Zu meinem Troste existirte eine Oberza im Orte. In ihr fanden denn auch meine Wünsche ihre Erfüllung. Man hatte mit der Ermordung zweier Schweine erst vor einigen Stunden das in ganz Europa hochgefeierte Fest begonnen, und so überraschte mich hier glücklicher Weise eine Stunde der Fülle und des Ueberflusses. Einige frische, dampfende Stücke von den beiden Leichen stellten sich bald mit Schnaps-, Pfeffer- und Semmel-Begleitung liebäugelnd unter meine Nase.

Außer dem Untergang meines Hungers fand ich in der Oberza eine Bekanntschaft, die meinem Reiseplane den unerwartetsten Seitenstoß beibrachte.

Ein dicker, noch jugendlicher Herr, an dessen unter dem Halse zusammenlaufenden Backenbarte und feinem, parisisch geschnittenem Rocke ich leicht erkannte, daß er kein Schuhmacher oder Leinweber von Wysmierzice sei, war außer seinem Koche, der am Kamin beschäftigt war, einige Ochsen-

theile in Beefsteak zu verwandeln, mein einziger Stubengenosse so, daß eine gegenseitige Annäherung fast unvermeidlich wurde. Es entwickelte sich sehr bald ein Gespräch, in dessen Anfange ich gleich gefragt wurde, wo ich geboren sei — d. h. was für einer Sorte der Niemci ich angehöre. Mein Geburtsort, Eisleben, verursachte dem Frager des seligen Doctor Luthers wegen eine kleine Hauterschütterung, machte ihn mir aber sehr freundlich gesinnt. Ich fand hier einen neuen Beweis von der Zuneigung der Polen zu den Sachsen. Die Sachsen sind von allen deutschen Nationen die einzige, welche der Pole mit seiner Liebe beglückt; jede andere, namentliche die östreichische und preußische, haßt er bitter. Doch ist dieser Haß Liebkosung gegen den, den der Russe in Empfang zu nehmen hat. Jeder Deutsche ist in Polen unter dem Namen Niemiec ein gehaßtes Wesen. Dieses Wort bezeichnete früher nur die Oestreicher, umschließt jetzt aber alle Deutsche, und somit umschließt auch alle der polnische Haß. Nur der Deutsche, der sich als Sas legitimiren kann, wird als Ausnahme angenommen, und findet freundliche Gesichter. —

Im weiteren Gespräche lud mich der dicke Pole ein, mit ihm auf seine Besitzungen zu fahren, dort einige Tage oder Wochen zu verweilen, und danach erst die Reise nach Krakau und Wieliczka fortzusetzen. Ich gab meine Zustimmung, nicht ahnend, daß mein Aufenthalt sich weit über einige Tage oder Wochen strecken werde.

Gegen sechs Uhr Abends stand das Geschirr meines neuen Freundes, der sich mir bereits, wie wohl mit Unrecht, wie ich später erfuhr, als Graf vorgestellt hatte, zur

Abfahrt bereit. Es bestand aus einer eben solchen Bryczka, wie die meiner Reisegefährtin war, und aus fünf langgespannten polnischen Pferden starker Raçe. Ich hatte die Ehre, zur Rechten des Grafen auf einem prachtvollen Teppiche zu sitzen, der die den Sitz bildenden Packe und Strohbunde überdeckte. Vor uns, wo eigentlich der Pferdedirigent thront, saß der Koch auf einem unüberdeckten Strohbunde. Auf einem der beiden Hinterpferde befand sich reitend der ächt polnische Kutscher mit seiner weißen, wollenen, langen Sukmana, die das ganze Hintertheil des Pferdes überhüllte, seiner ellenhohen Schafpelzmütze und einer langen Peitsche mit bunt gemaltem hölzernem Stiel.

Die Fahrt war ächt polnisch, und schien mir in der That lebensgefährlich. Der Pferdedirigent arbeitete mit allen Gliedern, wie ein reitender Veits-Tänzer. Ununterbrochen keilte er mit seinen großen Stiefeln seinem Vierfüßler in die Rippen; gestaltete mit den Armen Geberden, als ob er mit jeder Minute in die Luft fliegen wolle; sandte mit seiner Peitsche ohne Unterlaß auf Vorder- und Hinterpferde belebende Schrecken, und ließ unsere Bryczka mittels der entsetzlichen Geschwindigkeit über die alten, durch den Weg gewachsenen Baumwurzeln so gigantische Sprünge machen, daß ich, da ich die polnische Balancekunst noch nicht völlig inne hatte, alle Augenblicke über die Leiter der Bryczka geschleudert zu werden in Gefahr war.

Diese Schnelligkeit der Fahrt fügte mir, indem sie meinen Augen nicht Zeit ließ, die Gegenden aufzufassen, nicht eben einen großen Verlust zu. Fortwährend befanden wir uns in dickem Walde; nur einige Mal jagten wir über

offne, aber rings von Wald umgebene Feldflächen, auf deren jeder sich ein Dörfchen zeigte.

Kurz vor Mitternacht langten wir am Bestimmungsorte an. Es war so dunkel, daß ich nicht ein Mal die Umrisse des gräflichen Hauses auffassen konnte. Der Graf führte mich in ein kleines Zimmer, das sich sehr bald mit Theeduft füllte.

Sobald der Thee sein Ende erlebt hatte, hielten wir den Schlaf für das Nöthigste. Ein Individuum der Kammerdienerschaft führte mich, in jeder Hand ein brennendes Wachslicht tragend, in den an dies kleine Zimmer stoßenden, schlicht mit weißem Kalk angestrichenen gräflichen Speisesaal, der von Meubles nichts mehr in sich hatte, als einen großen, in der Mitte stehenden Tisch von eichnem Holz und plumper, zimmermännischer Arbeit. In der einen Ecke des Saales unmittelbar am Fußboden fand ich meine Lagerstätte. Sie bestand aus einigen auseinandergebreiteten Strohbunden, einem darüber gedeckten leinenen Tuche, einem Federkopfkissen und einer wattirten Decke. Ich war zu erschöpft, und sehnte mich zu sehr auf den Rücken, als daß ich diesem polnischen Lager hätte eine lange Betrachtung widmen können.

Sechster Abschnitt.

Ich hatte meine Streu noch nicht verlassen, als ein kurzes, dickes Bauermädchen eintrat, dessen glühende Backen das Morgenroth lächerlich machen zu wollen schienen. Es musterte mich mit großen Augen, ergriff meine Stiefeln, trug sie davon, und brachte sie bald wieder mit erneutem Glanze herbei. Diese polnische Schöne spielte, wie ich später hörte und sah, in dem Hause des Grafen drei Rollen: sie war Magd, Kammerjungfer und, da der Graf sich keiner Ehehälfte zu erfreuen hatte, noch mehr als beides zusammen.

Bald erschien der Kammerdiener, und bereitete die Tafel zum Frühmahl vor, wobei er einen solchen Lärm mit Tellern und Löffeln machte, daß ich mich, so gern ich auch noch geschlafen hätte, eiligst in meine Kleidung versenkte. Bald erschien auch der Graf mit aller Freundlichkeit und der Frage: ob ich wohl geschlafen habe? und gleich nach ihm das Frühmahl, bestehend in gekochter Milch, die durch Einmischung eines bedeutenden Quantums Hirsengrütze in den Stand gesetzt war, dem Hunger auf einige Zeit Widerstand zu leisten.

Sobald die große Terrine ihre Ausleerung erlangt hatte, führte mich der Graf durch seine Zimmer. Das auf der Längenseite an den Saal stoßende hatte, wie der Saal, die natürlichsten weißen Wände. Das aus zwei Tischen, fünf Stühlen und einem Wandschranke bestehende Meublement war jämmerlich, und überzeugte mich, daß nicht allein die Kosaken-Kapitans anspruchslose Leute seien. Durch die andere Thür des Zimmers gelangten wir in die Küche, in der so eben der Koch und das schmuzige Küchenmädchen, das den Bratspieß nebst einem daran befindlichen Ferkel in kreisende Bewegung setzte, mit der Production des Mittagsmahles beschäftigt waren. Die Einrichtung der Küche verdiente alle Achtung. Durch die Hausflur, die der dicke Graf fast allein ausfüllte, gelangten wir in das Zimmer der Wirthschafterin, in deren dicken Leib sich der dicke Leib des Grafen wenigstens drei Mal hätte verkriechen können.

Spaßhaft war es in der That, daß sich in dem gräflichen Hause fast nur Leute befanden, die sich einer außerordentlichen Wohlbeleibtheit zu erfreuen hatten. Die Krone von Allen war diese Wirthschafterin, deren Körper wirklich über alle menschliche Form hinausgewachsen war. Ich habe in meinem Leben keine zweite Person kennen gelernt, deren Haut eine solche Ausdehnung gewonnen gehabt hätte, als die dieser Frau.

In gegenwärtigem Zimmer war ein offner Feuerheerd, der die Stelle des Ofens vertrat, darum ein bemerkenswerther Gegenstand, weil er fast den vierten Theil der Stube einnahm. Dieser Größe bedurfte er, weil es in der Ge-

gend Sitte war, das Holz in halben Baumstämmen aufzuschichten, und mit einem Male in Brand zu setzen.

Durch dieses glanzlose Local schreitend, gelangten wir in das Vergnügungszimmer (Bawialny pokóy). Hier sah es allerdings etwas gräflicher aus. Die Wände befanden sich hinter Tapeten, und die Vorhänge bestanden aus herrlicher, bunter Seide, waren jedoch so verschmuzt, daß man an mancher Stellen kaum die Farben unterscheiden konnte. Das Meublement bestand aus einem mit schwarzer Farbe überstrichenen Stehpulte von fichtenem Holz und der allergemeinsten Arbeit, einem prachtvollen, aus Mahagoni gearbeiteten, mit einem herrlichen, golddurchwürkten Ueberzug beschlagenen und mit verschiedenen metallenen Zierrathen versehenen Sopha, fünf schönen, dem Sopha anpassenden und zwei verschmuzten, gemeinen hölzernen Stühlen.

Bemerkenswerth war ein dicht beim Fenster an die Wand genagelter hölzerner Kasten, in dem sich die Apotheke befand. Sie enthielt sechs Büchsen, und in denselben Rhabarber, Senes, Brechweinstein und andere Parforcemittel. Auch enthielt sie die gesammten medizinischen Kenntnisse des Grafen in zwei kleinen Receptenbüchern, von denen eins für Menschen, das andere für Thiere geschrieben war. Der Graf versicherte, es sei durchaus nöthig, daß der polnische Edelmann etwas Mediziner sei, weil er nach dem Doctor oft vier bis fünf Meilen weit schicken müsse, was denn eine Zeit erfordere, in der er einige hundert Male sterben könne. Besonders bemerkenswerth in dem Zimmer waren vier Ahnen des Grafen mit ihren Gattinnen, die, von goldenen Rahmen umfaßt, an den Wänden hingen.

Nachdem mir noch der Graf seine in drei und vierzig polnischen und französischen Büchern bestehende Bibliothek gezeigt hatte, welche sich in einem an der Wand befestigten, schlechten Regale befand, führte er mich in sein Wohnzimmer, in dem seine dicke Geliebte so eben zur nächstnächtlichen Belagerung das Bett zubereitete. Dieses Bett war in der That der interessanteste Gegenstand im Zimmer. Das mit einer Menge von Bronzeverzierungen beschlagene Gestell enthielt nichts, als einen großen, mit Heu gefüllten Sack, als die einzige Unterlage für den gräflichen Rücken, ein ledernes Kissen und eine mit rother Seide überzogne wattirte Decke, die das Heulager gänzlich überhüllte, und so den Nichtpolen auf polnische Art betrog.

Die Wände sämmtlicher Zimmer besaßen eine eigenthümliche Unebenheit. Theilweis stiegen sie in kleinen Wellen, theilweis mit nahen Absätzen zur Decke empor. Die Ursache davon war die nach polnischer Bauweise unsaubere Aufeinanderfügung der fichtenen Bohlen, aus denen sie bestanden. Manche Bohle stand um einen halben Zoll zurück, manche hervor; oft bogen sich zwei Bohlen mit ihren zusammenstoßenden Theilen heraus, oft hinein. Die Vertiefungen mit irgend einer Masse auszufüllen, und dadurch den Wänden Ebenheit zu geben, hatte man nicht für nöthig gehalten. Die Bohlen waren, nachdem man die zwischen ihnen befindlichen Spalten von außen mit Moos, von innen mit Lehm verstopft hatte, ohne Weiteres mit Kalk überpinselt worden, und dies hatte genügt.

Von außen hatte die Hütte ein viel jämmerlicheres Ansehen, als von innen. Das Schindeldach hing so tief

herab, daß man es mit der Hand fast erreichen konnte; die Holzbohlen der Wände zeigten ihre natürliche Couleur, und die Breter, mit welchen die Giebelseiten oberhalb verschlagen waren, ließen Zwischenräume, die kein Auge hinderten, durch den ganzen Bodenraum zu schauen.

Alles, wodurch sich das Gebäude von einer Bauerhütte unterschied, waren sein Umfang und eine Halle von vier Säulen, in der sich der unmittelbar in den Speisesaal führende Haupteingang befand, der nur an Tagen geöffnet wurde, an welchen man die Ankunft adliger Gäste erwartete.

Die polnischen Edelleute unterlassen nichts, um vor der Welt zu glänzen; aber ihre Dörfer scheinen ihnen hinter der Welt zu stehen. In Warschau bedürfen sie der schönsten Paläste; auf ihrem Dorfe aber nehmen sie mit einer Hütte fürlieb, die oftmals mit ihrem Dache zugleich Viehställe bedeckt.

Der Graf ließ mir nicht eben viel Zeit zu genauer Betrachtung jedes einzelnen Gegenstandes in und an der Hütte; er hätte mir gern mit einem Male das großartige Bild seiner Besitzung in die Augen gespiegelt. Nachdem er noch einige Befehle in Beziehung auf das Mittagsmahl an den Koch hatte ergehen lassen, führte er mich auf seinen Wirthschaftshof. Ich hatte schon in meinem Leben manches Rittergut gesehen, doch ein solches noch nicht. Der Hof enthielt fast eine Stunde im Umfang. Die Scheuern standen tief im Felde. Von ihnen herab zog sich ein mit einer aus jungen Fichtenstämmen gefertigten Barriere umgrenzter Garten. Auf der anderen Seite, weit von den Scheuern entfernt, und

ohne Verbindung mit ihnen stand ein Gebäude, welches die Schäferei und den Rindviehstall umfing. Dies Gebäude besaß ein schauderhaftes Ansehen. Seine Wände waren nicht aus bearbeiteten Bohlen, sondern aus rohen, horizontal liegenden jungen Fichtenstämmen gebildet. Die vielen Räume zwischen den ungeraden Stämmen hatte man durch Stohbunde verstopft so, daß das Ganze eher einem Strohhaufen als einem Gebäude glich. Der Speicher, ein etwas besser gearbeitetes hölzernes Häuschen, befand sich näher der Wohnhütte des Grafen, aber auch ohne alle Verbindung mit den übrigen Wirthschaftsgebäuden. — Die gräfliche Wohnhütte, ein Gesinde-Haus, Pferde und Schweinställe bildeten wieder einen besonderen in sich zerrissenen Hof, der von Scheuern, Schäferei ꝛc. um mehr als eine Viertelstunde entfernt lag. Das Gesindehaus befand sich hinter, die in einem langen gemauerten Hause befindlichen Schweinställe dicht zur Seite und die Pferdeställe vor der gräflichen Wohnhütte, und zwar so nahe vor ihr, daß die Pferdemiststätte dem Grafen in die Hausflur trat.

Meines Befremdens darüber, daß die Wirthschaftsgebäude so wild durch einander und weit aus einander gestreut waren, entledigte mich der Graf durch die Erklärung: man müsse den Wirthschaftshof stets so einrichten, daß eine Feuersbrunst, die mit den hölzernen Gebäuden nicht lange Complimente mache, wenigstens da bleibe, wo sie entstanden sei. Wegen der unzweckmäßigen Stellung der verschiedenen Gebäude erklärte er: die Bauern machen sich nichts daraus, daß sie eine Viertelstunde weiter zu den Scheunen zu wandern haben, denn sie dreschen dann eine Viertelstunde

weniger; eben so gleichgiltig sei es den Mägden, daß sie zum Viehstalle täglich vier Mal eine kleine Reise machen müssen, da sie barfuß gehen. Das Einzige, meinte der Graf, was er an der Einrichtung auszusetzen habe, sei die Lage der Schweinställe. Daß bei deren Reinigung der Mist jedes Mal vor dem Vergnügungszimmer vorübergeschleift werden müsse, wobei denn der Gestank niemals verfehle durch die Fenster in das Innere des Zimmers zu steigen, sei ihm, da er in Paris seine Nase ein wenig zu sehr zur Eau de Cologne gewöhnt habe, ein recht fatales Ding. Daß der Pferdestall dicht vor seiner Wohnung sei, meinte er weiter, habe zwar auch für die Nase manche üble Folge, sei aber der Bequemlichkeit wegen eine Nothwendigkeit, die in ganz Polen Anerkennung gefunden, und daher die Nähe des Pferdestalles bei der Wohnung des Edelmanns zur Sitte gemacht habe. —

Wir schritten über den großen Hof, den die Scheuern Schäferei und der Speicher marquirten. Auf ihm zeigte sich die polnische Wirthschaft wirklich in ihrer ganzen Größe. Hier stand das Vordertheil eines Wagens; hundert Schritte davon entfernt lag das Hintertheil, nur mit einem Rade versehen, auf einem Haufen von Viehtrögen; auf einer anderen Stelle lag ein Ackerpflug mit dem darangebliebenen Ochsenjoch; wo anders ein Pflug ohne Joch; auf einer dritten Stelle näher den Scheuern standen zwei gräfliche Bryczken, von denen der einen die beiden Hinterräder fehlten; in der Nähe der beiden Bryczken lagen aus Weidenruthen geflochtene Ackereggen, mehre Futterraufen und eine Menge junger Fichtenstämme, die wahrscheinlich für ein

neues Erzeugniß der Baukunst bestimmt waren; kurz, es lag Alles so wild umhergestreut, daß Jeder, der ein Wirthschaftsgeräth brauchte, eine Stunde zu Auffindung desselben nöthig hatte; und Alles war von solcher Beschaffenheit, daß dem Gebrauche nothwendig eine Instandsetzung voraufgehen mußte. —

Wir schritten an den Scheuern vorüber nach dem Felde, auf dem man eben mit der Kartoffelernte beschäftigt war. Auf dem Wege dahin wurde uns die Begegnung eines Bauers zu Theil, die mir mit dem vollen Reize der Neuheit, denn ich hatte bisher dergleichen noch nicht gesehen, in die Augen stach. Der Bauer kam, ein Ochsenjoch auf dem Rücken tragend, mit schlotternden Beinen herangehumpelt. In einer Entfernung von vierzig bis funfzig Schritten zog er mühselig die große Schafpelzmütze von seinem langhaarigen Verstandskasten, sprach sein: „niech będzię pochwalony Jesus Christus!“ (es werde gepriesen Jesus Christus!) worauf er den gebräuchlichen Gegengruß: „na wieki wieków, amen“ (wörtlich: in die Jahrhunderte der Jahrhunderte; in alle Ewigkeit, Amen.) erhielt, und kam mit schüchternem Blicke und zaghaftem Schritte, daß es schien, er habe vor dem Grafen eine eben so große Aversion, als dessen Nase vor dem Schweinmiste, näher. Sobald er dicht bei uns war, stellte er seine große Pelzmütze auf den Erdboden, umschlang mit seinen Armen die Beine des Grafen, die, auf derartige Huldigungen stets vorbereitet, starr stehen blieben, und prägte auf das gräfliche Hosenknie einen zärtlichen Kuß. Da der Bauer mich für einen gräflichen Freund oder gar für etwas Grafenartiges hielt, so wollte er auch mir eine solche

Huldigung zu Theil werden lassen; doch ich war noch zu wenig polnischer Edelmann, als daß mich das Festhalten meiner Füße nicht hätte in Gefahr bringen sollen, zu Boden, oder auf den Baner zu stürzen. Glücklicher Weise merkte dieser noch zeitig genug meinen schwankenden Zustand; die Zertrümmerung seines langhaarigen Hauptes befürchtend, ließ er meine Beine eiligst los, und verhinderte somit meinen Sturz.

Deutlich in den Huldigungen, und noch deutlicher in der zaghaft furchtsamen Weise, mit welcher sie der Bauer dem Edelmanne bringt, kann man erkennen, daß die Freigebung der Bauern aus der Leibeigenschaft ein Ding sein müsse, das nur im Namen, aber nicht im Wesen zur Welt gekommen ist. Ich will mich gerade auf dieser Stelle nicht ausführlich aussprechen, damit ich später nicht gezwungen sei, meinen Lesern aufgewärmte Portionen vorzusetzen. —

Bald gelangten wir auf das Feld, wo so eben Drake's Monumente aus der Erde gehackt wurden. An sechzig Personen männlichen und weiblichen Geschlechtes waren hier beschäftigt. Die faulen, plumpen Bauern in ihren langen Sukmanen und hohen Schafpelzmützen, gewaltigen Stiefeln und faltigen, grobleinenen Hosen bildeten ein interessantes Gegenstück zu den Bäuerinnen, die mit ihren kurzstieligen kleinen Hacken flink und geschickt ihre Arbeit verfolgten.

Bei dem Bauernstande keines Volkes können sich beide Geschlechter hinsichtlich der Thätigkeit und Haltung so auffallend unterscheiden, als bei dem des polnischen. Während die Bauern, wie unbehilfliche Faulthiere sich anstellen, wenn sie ein Bein vor das andere zu setzen haben, bewegen

sich die Bäuerinnen mit der größten Leichtigkeit, wodurch ihre vollen, strotzenden Figuren, die von der sehr leichten Tracht, die im grellsten Widerspruche mit der der Männer steht, besonders hervorgehoben werden, viel Reiz gewinnen. —

Hinter der Colonne der Arbeitsleute befanden sich fünf Aufseher, welche, sobald wir bei ihnen ankamen, uns — auch ich wurde wieder betheiligt — dieselbe Huldigung erwiesen, wie der Bauer, der mir das Gleichgewicht geraubt hatte. Diese Leute unterschieden sich nur durch städtische Mützen und einen mächtigen Knüppel, zu dessen Gebrauche sie der Graf berechtigt hatte, von den Bauern. Sie nannten sich Karbowy.

Der Titel Karbowy kommt ohne Zweifel von einem ehemaligen, theilweis noch jetzt bestehenden Geschäfte dieser Aufseher her. Früher fand man selbst in den polnischen Städten geringerer Classe keine Schulen. Die Anzahl der schreibfähigen Leute war so gering, daß sie kaum für die Bedürfnisse der Städte hinreichte, daher die der Dörfer nicht befriedigen konnte. Da nun der Edelmann einen Schreiber, der die Arbeitsleute, die Arbeitszeit, die Schocke oder Scheffel bei der Saat oder Ernte aufzeichnete, nicht haben konnte, und selbst das Geschäft eines solchen Schreibers nicht versehen wollte, so mußte er sich Leute halten, die, ohne schreiben zu können, einen Schreiber unnöthig machten. Diese fand er denn in seinen aus der Zahl seiner Bauern gewählten Wirthschaftsaufsehern. Diese Leute zeichneten nun die Zahl der Taglöhner, Arbeitszeit, Stück, Schock, Scheffel, oder was sonst Zählbares den Tag über vorkam, mittels

Kerben auf einen Stock, den sie am Abend dem Edelmanne sammt ihrem dabei nothwendigen Gedächtniß zur Abschrift in das Rechnungsbuch übergaben. Dieses Einschneiden von Kerben in einen Stock heißt Karbować, und aus diesem Geschäft und Wort hat sich nun der Titel Karbowy für die Aufseher im Allgemeinen gebildet. Das polnische Verbum Karbować ist, wie die Endung beweist, aus einem fremden, und zwar ohne Zweifel aus dem deutschen Worte „kerben" entstanden. Daraus dürfte man schließen, daß die polnische Stockschreibekunst, die jetzt, wo die Schreiber häufiger werden, allmälig aus der Mode kommt, ein Vermächtniß der Deutschen sei. —

Der Graf machte sich in seinem Wohlbehagen ein besonderes Vergnügen daraus, mir die Kartoffelernte, die mir so vollständig vor Augen stand, daß sie mir vor die Ohren zu treten nicht Ursache hatte, auf das Umständlichste zu expliciren, und jeden einzelnen Umstand als die Frucht einer tiefen ökonomischen Einsicht darzustellen. Als eine ganz besonders geistreiche Erfindung suchte er das Verfahren darzuthun, nach welchem die männlichen Bauern die unterirdischen Früchte durch Mistgabeln, die weiblichen durch kleine Hacken ans Licht citirten. Der Erfinder, war seine Meinung, müsse ein sehr ästhetischer Geist gewesen sein, da er sehr richtig gefühlt habe, daß es ziemender sei, einem Herkules eine Mistgabel in die Hand zu geben, als einer Grazie.

Die Kartoffeln wurden von den Bauern rückwärts zu kleinen Haufen geworfen, von denen sie mit kleinen, vierspännigen Leiterwagen zu großen Haufen zusammen gefahren wurden, die bis zum Gebrauch auf dem Felde stehen blieben.

Zur Anlage dieser Rasthaufen hatte man zwei Ellen tiefe und sechs Ellen ungefähr im Durchmesser haltende Löcher gegraben, die bis zur Höhe von einer Elle mit Reisholz und Stroh ausgefüllt waren.

Dieser Vorsorge ungeachtet, meinte der Graf, sammle sich in den Löchern oftmals so viel Wasser, daß ein großer Theil der Früchte verfaule, und seiner Bestimmung verloren gehe, was man sich freilich gefallen lassen müsse.

Auf diese Unterlage nun wurden die Kartoffeln zu einem Haufen aufgefahren, der ungefähr sechs Ellen hoch über den Erdboden emporragte. Diesen Haufen bestreute man mit Stroh, und bewarf ihn dann mehr als eine Elle dick mit Erde. An der Seite oberhalb, war man geistreich genug, ein Strohbund so in die Erdhülle des Haufens einzufügen, daß die Ausdünstung der Früchte entweichen konnte.

Von einem solchen Haufen, erklärte der Graf, gestatte die ökonomische Gesetzgebung nicht, nach Belieben zu nehmen; vielmehr müsse derselbe, wenn er ein Mal angebrochen werde, gänzlich, und zwar in einem Tage in Verwahrung genommen werden. Zu diesem Behufe nun sei ein Keller vorhanden, dessen Größe genau auf einen solchen Haufen berechnet sei, dessen Wärme die äußere Kälte an der Kartoffelverwüstung hindere, und dessen Thür einen jederzeitigen Zutritt und Genuß gestatte.

Nachdem der Graf mich, einen Haufen nach dem andern bis zum Uebermaaß zu betrachten, durch seine endlosen Explicationen gleichsam gezwungen hatte, und nachdem er sich bei mir auf das Umständlichste erkundigt, von welcher Gestalt die deutsche Kartoffelpflege sei, führte er mich zu dem Keller.

Derselbe befand sich hinter dem großartigen Wohnhause der Schafe und Kühe, das, wenn man aus den Wänden die Strohwische, die der allzustarken Oeffnung die nöthige Verstopfung beibrachten, entfernt hätte, das Ansehen eines Riesenvogelbauers angenommen haben würde. So war fast der Keller eine halbe Stunde von dem Gesindehause, den Schweinställen und der gräflichen Wohnung entfernt, und zwang bei jedem Kartoffelappetite des Gesindes, des Grafen oder der Schweine die betreffende kochpflichtige Person zu einer kleinen Wallfahrt. Von außen hatte er das Ansehen eines Erdhügels, dessen höchste Spitze schwerlich einem Dresdner Gardisten auf die obere Fläche seiner bärenartigen Verlängerung zu schauen im Stande war. Er war so eingerichtet, daß die Kartoffelwagen gerade auf seinen Scheitel fahren und mit der größten Bequemlichkeit ihren Inhalt durch eine trichterförmige Oeffnung in sein Inneres fallen lassen konnten. Dies Innere, zu dessen Anschauung man nur gelangen konnte, wenn man sich zum Thier erniedrigte, und auf allen Vieren durch ein noch nicht zwei Ellen hohes, mit einer Thür versehenes Loch, dessen Enge dem dicken Grafen und noch mehr der Wirthschafterin jede Kartoffelcontrole verwehrte, kroch, besaß in der That viel Eigenthümlichkeit. Von einem gemauerten Gewölbe, aus dem, so viel ich weiß, jeder deutsche Keller besteht, war hier keine Rede. Die polnische Baukunst baut anders, als die deutsche. Man hatte die Wände aus dicken, völlig unbearbeiteten Baumstämmen gebildet, von denen man einen dicht an den anderen aufrecht gestellt hatte. Auf die aufrecht stehenden beiden langen Stammcolonnen hatte man, die Decke bildend,

dickere Baumstämme gelegt, deren Aeste zum Theil noch vorhanden waren so, daß einem Perückenträger im Raume dieses Kellers leicht eine Beraubung widerfahren konnte. Auf solche Weise war ein aus Baumstämmen zusammengefügter, großer Kasten entstanden. Diesen hatte man nun von außen mit Reisholz und Stroh dick belegt, und darauf mit Erde so bedeckt, daß er gleichsam in einem Berge stak. — Sobald ich auf Händen und Füßen wieder ans Tageslicht gelangt war, frug ich den Grafen, ob er gute Sorten von Tischkartoffeln habe. Von verschiedenen Kartoffelgattungen wußte er aber nichts; er kannte nur die eine, die er in seinem Keller hatte, und versicherte, daß man nirgends in Polen eine andere oder zweite Sorte habe und kenne.

Unbeflügelte Lerchen, Spechte, rothe Mäuschen, Mandelkartoffeln und derlei zartere Raçen, durch welche der Deutsche das unedle Geschöpf unter sich stellt, sind in Polen außerhalb Warschau nicht zu finden. Dort muß der Edelmann mit seinem beborsteten Hausthiere ein Gericht speisen. So herablassend der polnische Edelmann bei der Hauptsache ist, so vornehm ist er wieder in Bezug auf die Form. Das Kartoffelgericht, welches seinen Tisch besteigt, darf durchaus nicht die Form haben von dem im Troge. Kartoffeln in Schalen hält er für das Unziemlichste, und verbannt sie gänzlich von seinem Tische. Den Preußen bürdet er, weil sie große Freunde der ungeschälten Kartoffeln sind, den Spottnamen „Kartoflarzi“ auf. Aber nicht bloß der Edelmann hält ungeschälte Kartoffeln für unwürdige Wesen, sondern auch der Bauer. Ueberhaupt, in ganz Polen läßt sich Niemand ungeschälte Kartoffeln, die

wahrhafte Ergötzmittel der meisten Deutschen sind, vor den Mund kommen. —

Ich konnte mit der Beschauung des Kellers und der Ställe nicht so schnell fertig werden, als der Graf, dem die alte Bekanntschaft gleichgiltige Augen gemacht hatte, und dadurch stellte ich seine Geduld ein wenig auf die Probe. Er trippelte lange hin und her, nicht wissend, ob er mich aus meiner Bewunderung, die seinem Herzen sehr wohl zu thun schien, reißen solle, oder nicht. Endlich aber konnte er's nicht mehr über sich gewinnen, und bat, ich möchte ein ander Mal meine ungenügsamen Augen am Stall und Keller sättigen, und mit ihm jetzt zu Einnahme des Mittagsmahls in den „Palast" zurückkehren.

Da mir in meinem Leben noch kein Fall vorgekommen war, in welchem man einen Truthahn mit dem Hofmarschalltitel begabt hätte, so war es gewiß verzeihlich, daß der „Palast" meine gesammte Lachmuskelschaft in Action setzte. Es kostete mir Mühe, für das Befremden des Grafen schnell ein Abzugsmittel zu finden, das die eigentliche Ursache meines Lachens vollkommen verkappt ließ.

Welches Gewicht die polnischen Edelleute in ihre adlige Person legen, beweist der Titel, den sie ihren elenden, hölzernen Hütten aufhängen, zum Ueberfluß. Oft unterscheidet sich das Haus des Edelmanns um nichts von dem des Bauers; dies nennt der Edelmann aber Chalupa (Hütte), das seinige hingegen Palac (Palast), nicht um einen Unterschied der beiden Gebäude zu bezeichnen, denn ein solcher ist häufig nicht einmal vorhanden, sondern um den Vorzug

seiner adligen Person zu bekunden. Das Haus, welches er bewohnt, meint er, könne, und wenn es die Kobe der Speckliferanten wäre, keine Chalupa, sondern müsse ein Palast sein, weil er ein Edelmann sei. —

So wie wir im Palaste ankamen, konnten wir uns zu Tische setzen. Das Mittagsmahl, das viele Gerichte brachte, die mir Neuigkeiten waren, war in Wirklichkeit großartig, und der gräflichen Würde dem dicken Bauche des Grafen zu Gefallen weit angemessener, als der Palast.

Gleich nach dem Mahle, das, da die Gerichte sehr allmälig auf einander folgten, fast zwei Stunden dauerte, empfahl sich mein dicker Freund, um auf den leichten Flügeln des Mittagsschlafes den Verdauungsprozeß unmerklich in den Rücken zu bekommen.

Am Nachmittag ritt ich mit dem Grafen auf ein zweites ihm gehörendes Dorf. Das Gut war mehr zusammengedrängt, die Gebäude aber waren von ganz eben solcher Beschaffenheit wie die, die ich am Morgen gesehen hatte. Nur ein Karbowy verwaltete hier die Wirthschaft. — Wir kehrten ziemlich spät Abends zurück.

Während wir das Abendbrod genossen, traten sämmtliche Wirthschaftsbeamtete in den Saal, und stellten sich zu einer Colonne auf. Sie bestanden aus einer Person, welche einen Grad über dem Karbowy stand, den Titel Ekonom trug, in Abwesenheit des Grafen den Befehl über das gesammte Wirthschaftspersonal führte, besonders aber mit der Verwaltung der inneren Wirthschaft beauftragt war; aus

einem Schreiber, der in Ansehung des Ranges zwischen Ekonom und Karbowy stand, am Tage Karbowengeschäfte verrichten, gegen Abend aber sich nach allen Orten, auf denen sich Arbeitsleute befanden, nach Nöthigkeit reitend oder gehend begeben mußte, um das Gehörige aufzuzeichnen; aus zwei Karbowen, welche zwei andere Dörfer verwalteten, und dreien, die auf dem Hauptdorfe wohnten, und die Obliegenheit hatten, hinter den Arbeitsleuten mit einem großen Stocke zu stehen, und endlich aus fünf Waldaufsehern (Gajowy), welche jedoch im Sommer, wo in den Waldungen nicht gearbeitet wurde, Karbowendienste verrichten mußten.

Sobald diese Leute ihre Colonne gebildet hatten, machten sie eine tiefe Verbeugung, und erwarteten stillschweigend den Befehl des Grafen, zu reden. Sobald dieser gegeben war, begann der Ekonom zu berichten, was den Tag über unter seinen Augen geschehen war, und seine Meinung für die nächsttägige Anordnung auszusprechen. Nach Beendung dieser ökonomischen Predigt nahm der Schreiber das Wort, und führte es in derselben Weise; und so Einer nach dem Anderen. Endlich, nachdem der Graf ohne Rücksicht bis zu Ende gegessen, fühlte er sich fähig, seinen Befehl zu ertheilen. In diesem Befehle charakterisirte er sich völlig als polnischer Edelmann. Er verstand nichts, wie ich wohl merkte, von der Wirthschaft, und wußte nicht, was für den nächsten Tag vorzunehmen war, doch die Aufseher mußten ihre Meinungen sagen, diese Meinungen saugte sein Ohr ein, und ließ seine Zunge gleich darauf wieder in

der stolzesten und strengsten Weise fast wörtlich in die Ohren der Aufseher als Befehl gehen. Eine komische Großartigkeit! dennoch großartig, daß nichts ohne seinen Befehl vor sich gehen konnte. — Sobald der Graf sein „juz“ (schon) ausgesprochen, verließen die Aufseher den Saal.

Siebenter Abschnitt.

Nach mehren Tagen forderten den Grafen gerichtliche Angelegenheiten nach Warschau. Seine Abreise wollte ich das Signal zu der meinigen sein lassen, doch ich mußte mich anders entschließen. Der Graf bat mich auf das Freundlichste, noch zu bleiben, und gab seiner Bitte durch das Versprechen die vollkommenste Kraft, daß er nach seiner Rückkehr mein Reisegefährte bis Krakau werden wolle. Er reiste mit seinem Fünfgespann ab, und ich blieb.

In seiner Abwesenheit erhielt ich sehr häufige Besuche von dem Koch, der an der Reise des Grafen nach dem speisereichen Warschau Theil zu nehmen nicht nöthig gehabt hatte. Dieser Mensch bot mir oft stundenlange Unterhaltungen, bei denen ich stets merkte, daß er sie nicht mir zur Ergötzung, sondern dem Grafen zur Rache brachte. Aus seinem Munde sprach immer sein von der gräflichen Knute aufgewiegelter Rücken aufwieglerisch. Das Interessanteste, was er mir erzählte, das allerdings in der Wahrheit sein Bestehen hatte, war, daß der Graf nicht Graf, sondern ein ganz gewöhnlicher, reicher Edelmann sei.

Hier hatte ich schon den zweiten Beweis von der Adelrangsucht der polnischen Edelleute. In der Folge fand ich noch mehre. Den spaßhaftesten fand ich in Warschau, wo ein gewisser—. . . ., der auch schriftlich sich zum Grafen mit Unrecht erhoben hatte, von der hitzigen Krankheit durch ein Strafgeld von sechstausend Gulden geheilt wurde, was denn natürlich die unadlige warschauer Einwohnerschaft angenehm zu lachen machte. Die Sucht der polnischen Edelleute, groß und dem Throne so nahe als möglich zu sein oder, wenn dies nicht sein kann, doch zu scheinen, ist so groß, daß sie auch wohl von den russischen Aerzten nicht wird geheilt werden. Kein Glück ist dem Edelmanne so himmlisch, als das, was er empfindet, wenn man ihm zeigt, daß man in seiner Person eine höhere Adelswürde erkennt, als in ihr wirklich vorhanden ist. Nennt man den gemeinen Edelmann Graf, so bereitet man ihm ein innerliches Entzücken. Diese Schwäche des Adels kennen, wie ich oftmals beim — ich will ihm seinen Titel und sein Glück nicht nehmen — Grafen sah, auch selbst die einfältigen Bauern. Hat ein Bauer eine Sünde begangen, und fürchtet, daß sein Rücken einen Knüppel werde zersplittern müssen, so umschlingt er die Kniee des Edelmanns, und erweicht das Herz desselben durch den Anruf: „Jaśnie wielmożny Panie!" (Glänzender, vielvermögender Herr!) — eine Anrede, die den Grafen oder sonst hohen Magnaten zukommt.

Der Koch erzählte, es habe dem Grafen sogar viel Mühe und Geld gekostet, von der russischen Behörde das Adelsdiplom zu erhalten.

Es ist wahrscheinlich meinen verehrten Lesern bekannt,

daß Rußland nach der Revolution den gesammten Adel Polens und der Landestheile, die ehedem zu Polen gehörten, für nichtig erklärte.

Rußland wußte gar wohl, daß die Revolution nicht eine Sache des Volkes, sondern des Adels gewesen war. Es wußte eben so gut, daß der Adel die Revolution nicht hätte ins Leben rufen und so lange im Leben erhalten können, wenn ihm nicht die Fülle seines Geldkastens Kraft gegeben hätte. Also, um dem Adel die Kraft, Revolutionen hervorzubringen, zu nehmen, sah Rußland ein, müsse man dem Geldkasten ein wenig zur Ader lassen. Wie aber dieser medizinische Prozeß ohne Beeinträchtigung der Constitution vollbracht werden könne, war eine schwierige Frage. Die ungeheueren Steuererhöhungen und -Einführungen, die bereits ins Leben getreten waren, sah man wohl, trafen den Unschuldigen, aber nicht den Adel, der von Steuern befreit war. Niemand findet leichter zu seinen Zwecken Mittel als Rußland; es kommt ihm auf einige Pfund Moral auf und ab nicht an, und dies räumt alle Hindernisse weg, und giebt einen großen Spielraum. Es erklärte, es wolle dem alten, biederen Stamme des polnischen Adels eine Wohlthat erweisen, und das an ihm emporwuchernde Unkraut vertilgen; dazu aber müsse er sich gefallen lassen, daß er umgehauen werde. Der polnische Adel wurde also für nichtig erklärt. Die Rechtlichkeit der Behörde setzte nun eine unter einem Central-Comité stehende Adelsdeputation ein, und hieß den entadelten Edelleuten, vor dieser Deputation die Aechtheit ihres vormaligen Adels zu beweisen, und von ihr ein Adelsdiplom auszuwirken. Zu diesem Beweise aber ließ die Behörde die Deputation

Documente fordern. Solche besaß der polnische Adel zum allergrößten Theile nicht. Er hatte früher seinen Grundbesitz als vollsten Beweis für seinen Adel angesehen; — dieser galt jetzt nichts — die Papiere hatte er neben seinem Grundbesitz für unwichtige, unbeachtenswerthe Dinge gehalten, und sie — man muß hier die Nachlässigkeit, die Unachtsamkeit, ich möchte sagen, die Liederlichkeit der Polen kennen — verworfen, verloren; mit einem Worte, er besaß zum größten Theile keine Documente mehr, und diese machte die Behörde, die das ganz herrlich wußte, zur Hauptsache. Zeugnisse von Privatleuten, Beweise aus den ältesten Kirchenbüchern, selbst Beweise aus gerichtlichen Actenstücken, die der documentlose Adel vorbrachte, nahm die russische Adelsdeputation nicht an, und so wurde denn der größte Theil des Adels, der in Ermangelung der erforderlichen Documente keine Diplome lösen konnte, in die steuerpflichtigen Stände der Bürger einrangirt, wo man ihm durch die gewaltigen Steuern den Muth zum Revoltiren nehmen kann. Wie groß der Theil des Adels ist, der seinen Adel nach der Revolution verloren hat, kann man in einem Berichte der Leipziger Zeitung vom Jahr 1842 erkennen. Er sagt: (Privatnachrichten aus Rußland) „in den vormals zu Polen gehörigen Gouvernements Kiew, Volhynien und Podolien sind in einer Woche des diesjährigen September funfzig Familien, und seit dem Jahre 1832, wo das Verfahren gegen den polnischen Adel begann, gegen 48,000 Personen aus dem Adelscorps gestrichen worden." Viel strenger, als in Kiew, Volhynien und Podolien hat es die Adelsdeputation im Königreich Polen genommen. Nur der kleinste Theil des einstigen Adels hat Diplome erhalten,

und diese hat er trotz dem Besitz der erforderlichen Documente noch — dem Geldkasten, d. h. der Muthader des Adels nach aller Möglichkeit Ausleerung zu verschaffen, machte ja die Behörde dem Verfahren zum Zweck — durch sehr bedeutende Geldopfer erkaufen müssen. —

Außer dem verrätherischen Koch besaß ich einen guten Freund an dem Pisarz (Schreiber), der auf allen meinen Ausflügen in die Umgegend des Dorfes mein Begleiter war. Einer dieser Ausflüge war mir besonders interessant.

Sobald ich das Mittagsmahl, das mir in Abwesenheit des Grafen nicht den Kammerdiener, sondern den einäugigen Koch sammt seinem unversiegbaren Quell von Erzählungen zum Genuß brachte, der Vergangenheit übergeben hatte, erschien der blond gelockte Pisarz, der mich nach einigen Complimenten von vornehmer Sorte befrug, ob er mir irgend wohin folgen solle. Ich bat ihn, mich mit dem ehrenwerthen Dienstpersonal, mit den Räumen des Gesindehauses 2c. bekannt zu machen, und mich danach auf einem Ritte zu begleiten, dessen Richtung von seinem Willen abhängen sollte.

Der junge Mann, dem die Begleitung meiner Person weit besser zu gefallen schien, als das Amt hinter den emporschauenden Sitztheilen der gebückten Kartoffelausnehmer, machte eine schmunzelnde Verbeugung, und blieb starr und militairisch an der Thür stehen, um die Entledigung meines Stuhles zu erwarten. In jeder Bewegung, in jedem Theile des Benehmens zeigte er, wie der Dienst beim Edelmanne ihn mit Schüchternheit und knechtischer Furcht angefüllt, und das Bewußtsein seiner freien, städtischen Geburt ausgerieben habe.

Nicht bloß seinen weißberockten Bauer betrachtet der polnische Edelmann als einen Sklaven, sondern Jeden, der in seinem Dienste steht, ob es auch der gebildetste Mensch von der Welt wäre. Seinen Commissair, seinen Inspector, seinen Ekonom, seinen Förster; alle diese Leute stellt er so, wie die Karbowen und gemeinen Bauern, unter seine Knute. Alles, Hoch und Niedrig, was in seinem Brode steht, muß ihm huldigen, wie ein afrikanischer Sklave dem Pflanzer. So wenig sein vornehmster Beamteter, wie sein niedrigster Knecht darf wagen mit bedecktem Haupte vor ihm zu stehen, wenn er nicht augenblicklich die adlige Knute im Kreuze verspüren will.

Die knechtische Furcht des Pisarz war mir um so schmerzlicher, als derselbe ganz wohl gebildet war. Ich erklärte dem blonden Freunde offen, er müsse sich dreist und frei zeigen, wenn er ferner von seinem lästigen Wirthschaftsgeschäft befreit bleiben wolle, und gab ihm die nöthige Courage zu seiner Umwandlung, indem ich für ihn ein Glas Ungar einschenkte, und ihn nöthigte, sich zum Tische zu setzen. Er machte von meinem Anerbieten, das er von dem Freunde eines polnischen Edelmanns, der ohne Frage doch selbst Edelmann sein mußte, nie erwartet hätte, nach einigem bescheidenen Zögern und verlegenen Drehen des blonden, unsichtbaren Schnurrbartes Gebrauch. Am Ende wurde der junge Mensch ganz ein Andrer. Er wurde dreist und zutraulich, und ich erfuhr manches von ihm. —

Wir wanderten in das Gesindehaus, ein Holzgebäude von etwas geringerem Umfang, als der Palast. Zur Rechten, in einer großen Stube, in welcher ein Backofen, ein

großer die Stelle der Küche vertretender Heerd, ein großer Tisch, an der Wand hinlaufende Bänke und ein für achtzehn Personen eingerichtetes, mit Erbsenstroh angefülltes Bettgestell vereinigt waren, fanden wir das gesammte, aus zwei und vierzig Personen bestehende Gesinde des Grafen beim Mittagsmahle. Die Knechte erhoben sich eiligst, kamen auf mich los, und würden sicherlich durch Beinumarmungen mich, wie der Bauer im Felde beinahe gethan hätte, von meiner Höhe herabgestürzt haben, wenn ich nicht scherzend einen großen Kochlöffel ergriffen und dem mit adliger Handlungsweise gedroht hätte, der mich für einen polnischen Edelmann halten wollte.

An zwei Tafeln wurde gespeist. Die Hälfte der Knechte saß an dem Tische, auf dessen Mitte sich eine hölzerne, mit saurem Wasser (Barszcz) und kleinen Flocken Roggenteig (Kluski, Klöse) gefüllte Gelte befand. Von Tellern war keine Rede, einen Löffel aber besaß eine jede Person, womit sie ihre Kluski aus dem sauren Oceane fischte. Die Speisenden bildeten zwei Glieder. Das vordere saß, das hintere stand, und reichte mit den Löffeln über die Köpfe des vorderen hinweg. Passirte es ein Mal, daß der Hintermann seinem Vordermanne einen Klos auf den Kopf fallen ließ, so entstand darum keine Feindschaft; der Empfänger wischte mit aller Gleichgiltigkeit und dem Aermel seiner weißen Sukmana den Klos sammt einem Bündel Haaren vom Kopfe auf den Tisch, und der Nachbar packte den Klos, und steckte ihn in den Mund, um ihn nicht zwecklos untergehen zu lassen.

Die andere Hälfte der Knechte mußte warten, bis die vollen Magen der ersten Hälfte ihr Platz bereiteten.

Die Mägde hielten ihr Mittagsmahl, das von derselben Abkunft war, wie das der Knechte, auf dem Riesenbette, auf dessen Rande sie, Eine hinter der Anderen, schief mit halben Steißen saßen. In zwei vor ihnen auf dem Erbsenstroh stehenden Gelten fanden ihre Löffel ihre Füllung. Beim Transport fiel öfters ein Klos in das Stroh, aus dem er, da die Mädchen zarteren Geschmackes waren, als die Knechte, nicht hervorgelöffelt wurde, sondern so lange verblieb, bis ihn ein Schläfer, dem er an die Haut buk, davon trug.

Ein wenn auch nicht malerisches, doch malenswerthes Bild lieferte diese polnische Gesinde=Stube. In ihr war noch besonders ein steinaltes Weib, das noch immer als zweite Directrice des Viehstandes agirte, bemerkenswerth. Es speiste allein, wie es sein höherer Rang erforderte. Die Schüssel der Alten, deren bedeutender Inhalt den Parzen Hohn lachte, stand auf dem Kamine so, daß die Alte, während sie mit der linken Hand die Wucht des Löffels hin und her balancirte, die rechte gegen die wärmende Flamme halten konnte. Diese alte Frau besaß Doppel=Urenkel, welche bereits im Stande waren, einen dritten Grad von Urenkeln ins Leben zu bringen. Der Graf, mit dem ich später von der Alten sprach, behauptete, sie müsse längst einem Jahrhundert den Abschied gegeben haben, da sie schon zu seines Großvaters Jünglingszeit eine verständige Frau gewesen sei, und bereits seit ein und vierzig Jahren ihres hohen Alters wegen täglich ein Gnadenquantum von zwei Kwaterki Schnaps erhalte. Von den Bauern war die Alte außerordentlich gefürchtet. Diese hielten sie für eine Zauberin, und umgingen sie so weit, als möglich. Den Grund zu diesem Glauben hatte die Alte dadurch gegeben,

daß sie sieben Mal die Sterbesacramente in Empfang genommen hatte, ohne danach zu sterben.

Nachdem mich mein Begleiter mit allen Personen näher bekannt gemacht hatte, führte er mich hinter den Backofen, öffnete eine kleine Thür, und zeigte mir das Local, welches zur Aufbewahrung ausreißerischer Bauern diente. Es war eine finstere Kammer, in die das Tageslicht durch eine kleine mit zwei Eisenstäben versehene Oeffnung fiel.

Ein eben so großes Local, wie die Gesindestube, enthielt die andere Hälfte des Hauses. Es diente zur Vorraths- und Milchkammer, doch wurden in ihm auch alte Pferdegeschirre, Sensen, Mehl u. dergl. m. aufbewahrt. —

Wir verließen das Gesindehaus, und setzten uns zu Pferde. Ueber den Hof hinweg, den die Scheuern und Viehställe bildeten, begaben wir uns zuvörderst zu den Arbeitern, welche noch mit der Kartoffelernte beschäftigt waren. Sie saßen eben beim Mittagsbrod, das Jeder aus einem Doppeltopfe genoß. Die Speisen waren fast bei Allen dieselben, nämlich in der einen Topfhälfte Barszcz, in der anderen Erbsen. Das Uebereinstimmende der Speisen bei so vielen verschiedenen Personen, machte eine Frage an den Pisarz nöthig, die derselbe mit der Erklärung beantwortete, daß der Bauernstand nur wenige Arten von Speisen kenne, also die verschiedenen Hausstände eine sehr unverschiedene Küche führen müssen. Barszcz, meinte der Pisarz, sei ein Gericht, welches in keinem Falle eine Verdrängung dulde. Derselbe komme mit dem Frühstück, Mittags- und Abendbrode das ganze Jahr hindurch dem Bauer zu Munde. Das Gericht, welches der Bauer neben dem Barszcze zu finden gewöhnt sei, könne aber

vier verschiedene Gestalten haben. Es könne z. B. als Sauerkraut, als Erbsen, als Kartoffeln und als gekochter Roggenteig (Kluski) erscheinen. Somit nun können die Mahlzeiten der verschiedenen Bauerfamilien nur in diesen vier Speisegattungen einen Unterschied annehmen. In manchen Jahreszeiten, meinte der Pisarz, wo einige von diesen Speisen nicht im Dasein sein können, sei die Nahrung der gesammten polnischen Bauern ein und dieselbe. —

Wir ritten einer Wiese entlang, deren Morast auf vielen Stellen Schilfwälder hervorgetrieben hatte. Die Gegend, ringsum von düsteren Tannenwäldern eingeschlossen, war öde und unfreundlich, und würde meine Augen gelangweilt haben, wenn der Pisarz nicht meine Ohren gekurzweilt hätte. Er malte mir die Verhältnisse der Wirthschaftsbeamteten, und hauptsächlich die seinigen mit allen Farben, die seine Zunge aufzupinseln im Stande war, vor. Seinem Gemälde nach erhielt er vom Grafen einen jährlichen Gehalt von ein hundert und funfzig Gulden (25 Thlr.) nebst drei Scheffeln Roggen, der Ekonom zwei hundert Gulden (33 Thlr. 8 Gr.), ein Karbowy und Gajowy aber nur sechzig Gulden (10 Thlr.) Außerdem erhielt jeder dieser Beamteten noch ein Stück Feld, worauf er seinen Bedarf an Flachs und Kartoffeln erbauen konnte, wofür er aber seine Frau und Kinder in der Erntezeit unentgeltlich für den Herrn arbeiten lassen mußte.

Ich versicherte dem Pisarz, daß ich nicht fähig sei, zu begreifen, wie bei einem solchen Gehalte ein polnischer Wirthschaftsbeamteter mit seiner Familie existiren könne, und veranlaßte ihn dadurch zu folgender Erklärung, die er mit einem Vorworte gab, welches ihn als eine Ausnahme von der Regel

darstellte. Jeder polnische Wirthschaftsbeamtete, sagte er, ist, wenn er mit seinem Magen in guter Freundschaft bleiben will, gezwungen, auf eigne Faust seinen Lohn so weit zu erhöhen, daß sein Fixum eine Nebensache wird. Sein Lohn reicht nicht einmal hin zu Kleidung für ihn und die Seinigen; seine Kartoffeln, sein Kraut, und was er sonst auf seinem Stück Feld erbaut, reichen kaum auf ein Jahr aus; jetzt fehlen ihm die Mittel zu Schnaps und den übrigen Lebensbedürfnissen. Diese also muß er stehlen. Sein Amt giebt ihm dazu die beste Gelegenheit, die er denn auch nach Herzens-Lust benutzt. Der Edelmann kennt die Verhältnisse sehr gut. Er weiß, daß seine Beamteten gezwungen sind, ihn zu bestehlen; doch, in der Meinung, daß sie die Stehlsucht mit der Muttermilch oder mit ihrer Nationalität empfangen haben, daß sie ihn also beim besten und ausreichendsten Einkommen doch bestehlen würden, verbessert er ihr Fixum nicht soweit, daß sie zu stehlen nicht Ursache haben dürften; im Gegentheile, sucht er es immer mehr zu verringern, indem er glaubt, daß er besser wegkomme, wenn ihn seine Beamteten zu ihrer Nothdurft bestehlen müssen, als wenn sie ihn zu ihrem Ueberfluß bestehlen.

Erst vor drei Wochen, erzählte der Pisarz, sei wieder ein Beweis davon vorgekommen, daß die Wirthschaftsbeamteten, deren Lage im Allgemeinen noch dürftiger sei, als die der Bauern, gezwungen seien, vom verbotenen Tische das Erreichbare wegzuschnappen. Ein Karbowy (der Pisarz bezeichnete mir denselben genau: es war ein Mensch, der mir schon am ersten Abend meines Hierseins bei der Befehlertheilung des Grafen mit seinem überaus dummen Aeußeren auf-

gefallen war), der noch dazu die Ehre habe, ein legitimations=loser Bruder des Grafen zu sein, habe durch sein Amt im Speicher mehre Monate lang seinen armen Hausstand reichlich versorgt. Die anderen Karbowen, Gajowen, der Ekonom, selbst die Bauern haben es recht wohl gemerkt und gewußt, doch Jeder habe still geschwiegen, um im umgekehrten Falle von dem Karbowen einen gleichen Dienst fordern zu können. Allein die dicke Geliebte des Grafen, welche die vortheilhafte Lage des Karbowen von ihren bäuerischen Angehörigen erfahren habe, habe ihre Erfahrung als ein Heftpflaster für ihre, wie es geschienen habe, bereits wund gewordene Liebschaft gebraucht. Der Graf habe sich nun gegen die Feierabendzeit als Aufpasser in einen Winkel des Hofes gestellt. Endlich sei der Karbowy aus dem Speicher getreten, habe zugeschlossen, und sei mit kurzen, verdächtigen Schritten halb schüchtern, halb seelenvergnügt dem Palaste zugegangen, in dessen Küche die Schlüssel zu legen er von dem Wirthschafts=Gesetz gehalten gewesen sei. Plötzlich sei ihm jetzt der Graf entgegengekommen, und habe gefragt, warum er so kleine, verzagte Schritte fabrizire. Der Karbowy habe nun den neugierigen Prinzipal durch Vorgabe eines verstauchten Kreuzes von seiner gefährdeten Person abzuwenden gesucht, doch dieser habe ihn freundschaftlichst zur Küche begleitet, darauf in den Speisesaal gefordert und hier von ihm mit Versprechung eines heilsamen Pflasters das verstauchte Kreuz zu sehen verlangt. Nach vielem Zögern habe nun der Karbowy die lange Sukmana ausgezogen, und somit habe ein Mann dagestanden, der eher das Ansehen eines Sackes, als eines Menschen besessen habe. Die weite leinene

Hose sei bis zu ihrem obersten Rande mit ihrem Inwohner und Roggen angefüllt gewesen. Der Karbowy habe nun bei der abendlichen Rathsversammlung im Angesichte all seiner Collegen vom Grafen fünf und vierzig Knutenhiebe gegen das Versprechen in Empfang genommen, in seinem Leben keine Hose wieder mit gräflichem Roggen ausstopfen zu wollen.

Demungeachtet, versicherte der Pisarz, habe der Karbowy schon wieder mehre Male gestohlen. Ein Mal aber, in der vergangenen Woche, sei ihm sein Gestohlenes spaßhafter Weise gestohlen worden. Er habe nämlich aus den Scheuern einen halben Korzec (Scheffel) Weizen, gleichwie Futterspreue, zum Kuhstalle getragen, und ihn daselbst auf dem Strohboden zu einem nächtlichen Wiedersehen verborgen. Doch der Ochsenknecht, ein womöglich noch ärmerer Teufel, als der Karbowy, habe den Sack zufällig gefunden, ihn bei Abend auf den Rücken geladen, und seiner hungrigen Frau eine heimliche Freude gemacht. Der Karbowy hingegen habe bei seiner mitternächtlichen Wiederkehr mit Erstaunen die Flucht des Sackes wahrgenommen. Diese Geschichte, erzählte der Pisarz, sei allen Bauern und Beamteten bekannt, doch kein Mensch verrathe sie.

So, wie die Knute des polnischen Landedelmanns alle Personen vom ersten Beamteten bis zum Knechte herab in ein und dieselbe Sklavenclasse stellt, stellen sich diese Leute sämmtlich und ohne Unterschied in eine Diebesclasse. In dieser erkennen sie sich alle als Verbündete, oder als stehlsüchtige Schicksalsbrüder. Im Angesicht des Edelmanns wüthet der Ekonom mit seinem Knüppel gegen den sündhaften Rücken

des Bauers, so bald aber die Sonne hinter die Fichtenwälder gefallen ist, und die Finsterniß dem Edelmanne das Augenlicht genommen hat, begegnen sich Ekonom und der geprügelte Bauer als die besten Freunde, als innig Verbündete, um zur Rache an der adligen Knute, an der sie gleichen Antheil haben, die gemeinschaftliche Wuth in den herrschaftlichen Speicher oder die Fleischkammer fallen zu lassen, und die gemeinschaftliche Hungersnoth zum Abzug zu nöthigen. Hier empfindet kein polnischer Wirthschaftsbeamteter Stolz, oder nur in seltener Ausnahme. —

Unsere kleinen Pferde hatten uns durch einen langen Wald getragen, hinter welchem sich ein Dorf des Grafen befand, das ich bisher noch nicht kennen gelernt hatte. In einiger Entfernung vor demselben zog sich eine seit dem Dasein einer Chaussee aus dem Dienst entlassene, nach Krakau führende Landstraße. Auf ihr mußten wir Halt machen, um einem Zuge von zwei und zwanzig russischen Militairwagen, der des näheren Weges wegen die Chaussee verachtet hatte, unsere Aufmerksamkeit zu beweisen. Nicht allein die Wagen, auch ihre belebenden Geister beiderlei Geschlechtes, nämlich Ochsen und russische Soldaten, waren sehenswerthe Gestalten.

Die Wagen besaßen an ihrem ganzen Körper keine Spur von Eisen. Einzig Weidenruthen verbanden die einzelnen Theile zum Ganzen. Die sehr hohen Räder besaßen nur eine einzige Felge, daher nur einen einzigen Verbindungspunkt in ihrem ganzen Umkreise, also eine weit größere Festigkeit, als die Räder deutscher Wagen ohne eiserne Reife haben würden. Diese Felgen, erzählte mir der Pisarz, fabri=

zire der Russe, indem er zur Hälfte gespaltene junge Eichstämme der nöthigen Biegsamkeit wegen im Feuer erhitze, und dann auf eine runde Form winde. Der obere Theil des Wagens, welcher die Fracht aufnimmt, befand sich hoch über den Rädern, und hatte die Form eines Backtroges. Das Ganze war so kurz, daß zwischen Vorder- und Hinterrädern kaum eine Hand breit Raum blieb. Der Pisarz versicherte mir, daß ein solcher Wagen (Kibitka), der seine Entstehung keinem anderen Künstler, als einem gemeinen russischen Bauer verdanke, eine sehr große Sauberkeit in seiner Zusammenfügung und daher außerordentliche Tragkraft besitze.

So betrachtenswerth, wie diese Wagen, die auf ihren hohen Rädern unter Knistern und Knarren langsam heranwankten, waren die gehörnten Staatsdiener, deren zweie einem jeden Wagen voraufwandelten. Alle ohne Unterschied waren große, prachtvolle, von der Natur und hohem Befehle grau uniformirte Wesen, die unter dem russischen Joche, das bei ihnen die Gestalt eines Balkens angenommen hatte, lebhaft keuchten. In ihrem Genick hatte sich von dem fortwährenden Drucke eine dicke, hornartige Wulst gebildet, die ihnen die harte Arbeit schmerzlos zu machen schien. Der Pisarz erklärte mir sehr umständlich, daß der Ochse, wenn er sich erst einmal an den Balken gewöhnt habe, eine ungemeine Zugkraft in seinem Genick besitze, und wunderte sich bis zum Unglauben darüber, daß nach meiner Versicherung die Ochsen in Deutschland Kopfarbeit verrichten.

Der Wagenzug, der ein überaus eigenthümliches Ansehen hatte, zog sich unter Direction der zwei und zwanzig

russischen Soldaten, die in ihren langen, von Kuhhaaren zusammengefilzten Kitteln den russischen Jammer in hohem Maaße zu tragen schienen, langsam an uns vorüber. Der Pisarz versicherte, diese Soldaten seien sehr gefährliche Leute, und er möge keinem Christen, der etwas Schlimmes nicht verdient habe, rathen, ihnen des Nachts oder in einem menschenleeren Walde zu begegnen; ihr Hunger oder Durst reiße womöglich jedem Nahenden Rock, Hose und Hemd herunter, und mache Brod daraus, oder verdünne es in Schnaps.

Dergleichen russische Kibitken-Caravanen, die sonst einem jeden marschirenden russischen Regimente folgen, trifft man fast auf allen Straßen, die nach Warschau führen. Eine jede hat ihre festgesetzte Tour. Sie fährt zwischen einer Provinzial- gewöhnlich Obwodschafts-Stadt und Warschau. Die Umgegend Warschau's ist für die Verpflegung der Truppen unzureichend, und darum hat man in den Obwodschaftsstädten entfernterer Provinzen Magazine eingerichtet, und diese durch die Kibitken-Caravanen mit Warschau in Verbindung gesetzt.

In geringer Entfernung vom Dorfe spannten die Russen ihre Ochsen ab, und ließen sie auf der an die Straße stoßenden Wiese des Grafen weiden. Ich sah den Pisarz an, daß er dies duldete, doch er erklärte, man dürfe dies, wenn man gesunde Haut behalten wolle, nicht wehren, oder wehren wollen. Klage führen beim Gericht könne man auch nicht, oder wenn man es auch könne, so nütze es einem doch nichts, weil die Ochsen in russischem Staatsdienste stehen, und die Soldaten durch Fütterung der Ochsen auf polnischen Wiesen dem Staate nicht schaden, sondern nützen. —

Wir galoppirten flink in das Dorf, wo der Pisarz mir unter Aufopferung seiner Kehle alle polnischen Raritäten zeigte. — Es war zwar schon ziemlich dämmerig, als wir das Dörfchen verließen, doch kamen wir, da die russische Kibitken=Caravane die Gegend verlassen hatte, mit Rock, Hose und Hemd glücklich heim.

Achter Abschnitt.

Der Graf blieb so lange aus, daß ich am Ende in Versuchung würde gerathen sein, ohne seinen Abschiedsgruß abzureisen, wenn ich nicht von ihm einen Brief erhalten hätte, in welchem er mich bat, mich nach Möglichkeit zu kurzweilen, und seine Erscheinung nach zehn bis zwölf Tagen zu erwarten. Das Mittel zur Kurzweil hatte er mir in der That selbst durch seinen originellen Brief in die Hand gegeben. Derselbe war in deutscher, gebrochener, dem Grafen eigener Mundart und polnischer Schreibart abgefaßt so, daß er mich noch immer kurzweilte, als er mir schon etwas sehr Altes war. —

Es war gerade ein Sonntag. Ihn hatte ich eben der langen Weile wegen gefürchtet, doch er würde auch ohne den sonderbaren Brief nicht so gefährlich geworden sein, als ich glaubte. Gegen sieben Uhr Morgens erschien schon mein freundschaftlicher Pisarz, und brachte einen Besuch der Kirche in Vorschlag. Da der Weg zum Kirchdorf drei Stunden lang war, und sich in dem Dorfe, wie in allen polnischen Dörfern, kein Gasthaus, eben so wenig ein Mensch befand, dem man mit Vertrauen ein Paar Pferde hätte übergeben

können, so hatte er statt der Sättel eine bequeme Bryczka zu unserer Aufnahme in Stand gesetzt, auf welcher wir einen dienstbaren Geist mit uns führen konnten.

Wir fuhren fortwährend in einem Walde, und zwar auf einem Wege, dessen Reichthum an Baumwurzeln unser Gewissen zum Kirchenbesuch durch Rückgratherschütterungen par force präparirte. Glücklicher Weise empfanden wir nicht eben viel von der unangenehmen Präparation, da unsere Augen mit Beschäftigung überfüllt waren. Noch auf keinem Wege in Polen außer in der Nähe Warschau's hatte ich so viele Menschen getroffen, als auf diesem. Die Frömmigkeit hatte die Einwohnerschaft von acht bis zehn Dörfern auf ihn zusammen gegossen.

Nicht so glücklich, wie das Landvolk in Deutschland, wo sich selbst in dem kleinsten Dörfchen eine Kirche befindet, ist das im Königreich Polen, wo oftmals zwanzig und mehr Dörfer nur eine Kirche besitzen. Hier müssen die Menschen zum großen Theil, um zum Hause des Trostes zu gelangen, mehre Meilen messen. Dann sind sie aber auch so römisch-katholisch fromm, daß die Kniee fluchen, und dem Musikanten in der Karczma die Schafsgedärme von der Geige herabspringen möchten.

Besonders interessante Erscheinungen waren mehre vor und hinter uns sich bewegende kleine, zu den halben Leitern mit Stroh angefüllte Wagen, auf denen fromme Bauern und Bäuerinnen, die den weitesten Weg hatten, und nach Versicherung des Pisarz schon bei Nacht aufgebrochen waren, ihren Ochsen folgten. Unter Knarren und Gesang der ungeschmierten Räder wankten sie hinter ihren unbehenden

Rindsklauen entsetzlich langsam förder so, daß mir, da wir sie nicht umfahren konnten, folglich mit ihnen Schritt halten mußten, der Weg zur Tortur geworden sein würde, wenn ich mich nicht an ihrer Fracht amüsirt hätte, die zum Theil in langen Sukmanen und großen Schafpelzmützen, zum Theil in Weibertracht auf den Wagenleitern saß, oder auf dem Strohe schlafend lag. Sie waren so mit lebendiger Fracht überfüllt, daß schwerlich die Füßler, die mühselig ihre schweren Stiefeln unter sich herschleppten, Antheil an ihrer gedrückten Oberfläche zu haben wünschen mochten.

Eine Menge junger Bauer=Mädchen flatterte flink mit kreischenden Kehlen an unserer Bryczka vorüber. Sie enthielt viele hübsche Gesichter und meist wohlgewachsene, doch kleine Gestalten, die von ihrer netten Tracht, dem weißen, leichten Rocke, dem rothen oder grünen Mieder, dem leichten Oberhemdchen, dem turbanartig gewundenen, bunten Kopftuche, und von sich selbst hinreichenden Zauber erhielten, um unter mancher Schafpelzmütze Liebe zu entzünden.

Endlich gelangten wir in das Kirchdorf. Es war ein jämmerliches, rings von Tannenwald und sandigen unfruchtbaren Feldern eingeschlossenes Nest. Seine Kirche stand gleich am Eingange; seine Karczma nach Landessitte dicht neben der Kirche.

Das Volk machte von der Karczma keinen Gebrauch, und modificirte dadurch die üble Meinung, die mir die gegenseitige Nähe der beiden Gebäude eingeflößt hatte. Es hatte sich vor dem Heiligthume zu einem tüchtigen Haufen gesammelt, und wartete auf die zehnte Stunde, welche nach Gebrauch die Kirche öffnete. In mancherlei sehenswerthe

Formen preßte es vor der Kirche seine Frömmigkeit. Zum Theil kniete es unter lebhaftem Wackeln der Lippen; zum Theil hatte es sich lang niedergeworfen, das Gesicht fest auf die Erde gedrückt, und stand am Ende, mit einer schmuzigen Nase bereichert, auf; zum Theil hatte es sich auf den Rasen gelagert, Grabhügel zu Kopfkissen genommen, und erwartete schlafend den Aufschluß der Kirche. Wirklich, diese gläubige polnische Schaar vor der polnischen Dorfkirche bot ein höchst eigenthümliches Bild.

Endlich wurde die Kirche aufgeschlossen, und der Kirchhof ward leer. Jetzt hatte ich mehr Ruhe, die Kirche zu betrachten. Sie war nichts Anderes, als eine große Breterbude. Ihre Wände bestanden nicht aus Bohlen, wie die Bauerhütten und sonstige ächt-polnische Bauten, sondern aus einem schlecht gearbeiteten Balkenwerke, das man von außen mit Bretern beschlagen hatte, und zwar so, daß für jeden Nichtblinden das Heiligthum durchsichtig war. Ein großes, hölzernes Kreuz, das fast die Hälfte von der Höhe des ganzen Gebäudes maß, stand auf dem Forst des Daches. Ein Thurm von der Art, wie die der deutschen Kirchthürme, war nicht vorhanden, sondern dafür ein um zehn Schritte südlich von der Kirche stehendes, von allen Seiten offenes Balkengerüst, in dem die drei Glocken ungefähr vier Fuß hoch über dem natürlichen Erdboden hingen. Diese sehr handgreiflichen Glocken möchten schwerlich in ihrer luftigen Behausung geblieben sein, wenn sie nicht das Fegefeuer und die Hölle vor der Stehlsucht geschützt hätten.

Ich trat mit meinem Begleiter in die Kirche, als die Predigt bereits ihre Mitte erreicht hatte, und dies zog uns

eine Strafrede des Pfaffen, eines jungen, dickbäuchigen Menschen, zu, die die kurzen, aber zornvollen Worte enthielt: wer nicht zur rechten Zeit kommt, kann draußen bleiben. Sie trat mit dem Augenblicke unseres Eintrittes ins Leben, und bildete ein Intermezzo in der Predigt, war also auffallend genug, um mich in die garstigste Verlegenheit zu setzen. Meinen Begleiter, den sie zugleich traf, genirte sie nicht im Mindesten; auch drehte sie keinem Individuum der frommen Zuhörerschaft den Kopf auf den Rücken, und so erkannte ich wohl, daß ein solches Intermezzo etwas sehr Alltägliches, und der (polnisch)=katholische Gottesdienst eine religiöse Parade sei, bei welcher der Pfaffe den Commandanten, und der Glaube, ein Sohn des Commandanten, den Unteroffizier spiele.

Im Inneren war die Kirche schöner, als im Aeußern. Drei Altäre, von denen der vornehmste der Jungfrau, die beiden anderen, von dem Umfang eines Katheders, ihren, wenn ich mich recht besinne, treuen Dienern, Izidor und Jósef, gewidmet waren, hatte sie zu ihrem Schmuck mit einer Menge von künstlichen Blumen, Guirlanden, bunten Bändern und brennenden Lichtern überfüllt. Durch eine Menge von möglichst bunten Bildern, deren Werth einzig im Glauben der Schauenden lag, durch einige grünangestrichene hölzerne Kronleuchter und mehre große, mit goldnen Tressen und Quasten besetzte Fahnen, die, an der Decke aufgesteckt und von da herabschwebend, von dem durch die Breterwände wehenden Winde in steter Wallung erhalten wurden, hatte sie sich im Inneren für den Mangel eines schönen Aeußeren entschädigt.

Endlich hatte der Pfaffe seine Predigt geendet, und verließ die Ambona. Sogleich begann die Orgel, die ich bisher nicht hatte bemerken können, da sie über meinem Kopfe sich befand, erst einzelne, dann gepaarte Töne zu erzeugen. Sie war entsetzlich unrein, und von einem jämmerlichen Spieler begriffen; brachte aber eine starke Wirkung auf die Kehlen der Bauern hervor.

Der Gesang mochte wohl schwerlich außerhalb Polen und Rußland seines Gleichen finden. Er bildete nicht allein in seinem Kerne, sondern auch in seiner Schale das gräulichste Quodlibet. Jedes Individuum zinste ihm ganz nach Gutdünken mit Worten und Tönen. — Ich sprach dem Pisarz nach dem Gottesdienst meine Verwunderung darüber aus, daß sich zu Behuf des Gesanges kein einziges Buch in den Händen der Gemeinde befunden hatte, und erhielt von ihm die Erklärung: ein Buch könne der Gemeinde nichts nützen, da sie nicht lesen könne, doch habe dies nichts zu bedeuten; ein Jedes singe, was es etwa könne. Wer irgend ein Liedchen könne, singe es; wer keines könne, singe Prosa; die meisten Bauern, meinte er, singen das Vaterunser, das ihnen durch häufigen Gebrauch im Munde leicht und flüssig geworden sei. — Man muß einen polnischen Landkirchengesang gesehen und gehört haben, um sich einen vollkommenen Begriff machen zu können. —

Die frömmsten Wesen der Gemeinde schienen die Weiber zu sein, die während der ganzen kirchlichen Handlung ihre Kniee nicht vom harten Erdboden trennten. Die Männer standen auf der linken Seite aufrecht, doch lagen auch einige,

lang ausgestreckt am Boden. Ueberhaupt herrschte in der Kirche eine gewaltige Inbrunst.

Sobald der Pfaffe seinen lateinischen Gesang geschlossen hatte, erhob sich die Gemeinde, und strömte nach Vollbringung der Ceremonien, die das Weihebecken und ein am Eingange stehendes Crucifix forderten, aus der Kirche — jauchzend direct in die gegenüberliegende Karczma, wo sie mit heiligem Feuer das Schnapsmaaß bestürmte. Ein interessantes Bild bot das Innere der Karczma. Die Bauern, die nach dem Gesetz ihrer Kirche vor dem Gottesdienste nichts genossen hatten, erfaßten jetzt mit einem wahren Heißhunger die mächtigen Stücken Brod, die, mit einem Tuche umwickelt, sie auf dem Wege und während der kirchlichen Handlung in der Hand gehalten hatten. Einen polnischen Bauer essen zu sehen, ist interessant; ihn nach dem katholischen Hunger essen zu sehen, ist weit interessanter; aber nach einem solchen Hunger eine solche Masse von Bauern in der engen Karczma unter Fluchen, Singen, Kreischen, gegenseitigem Stoßen und Treten auf die gewaltigen Stücken schwarzes Brod und das blechene Schnapsmaaß des Wirthes loswüthen zu sehen, dies kann wahrlich einen liebenden Ehemann am Grabe seiner Frau zu lachen machen.

Mit dem Bedeuten, daß die fromme Bauernschaft bis zum Nieszpor (Nachmittagsgottesdienst, der um vier Uhr beginnt) in derselben Situation verbleibe, also vier Stunden lang nichts Neues, Sehenswerthes producire, bat mich der Pisarz um die Rückfahrt. Doch ich verweigerte sie; das Bild der Bauern in der Karczma, unmittelbar folgend auf das in der Kirche, zeigte mir die Bildung des Bauernstandes,

den körperlichen Begriff und geistigen Unbegriff von dem Wesen der Religion als Wirkung des katholischen Ceremonienwesens mit so seltner Deutlichkeit, daß ich es nothwendig mehr als flüchtig in meine Augen drücken mußte.

Nach kaum einer halben Stunde waren sämmtliche Bauern und Bäuerinnen in einem tüchtigen Schnapsrausche. Jetzt begann der Musikant seine Person wichtig zu machen, und bald war der Tanz im vollsten Flor. Dieser kam als ein Zwillingspaar zur Welt. Der Raum in der Schenke war für die große Menschenmasse zu Behuf des Tanzes viel zu klein. So hatte man denn den Raum vor der Karczma dazu genommen, und nun tanzte ein Theil der Bauern in der Karczmenstube, der größere Theil aber auf dem zwischen Kirche und Karczma liegenden, ungefähr zwanzig Schritt breiten Wege. Die Füße beider Tanzparteien gehorchten dem einzigen Musikanten, der sich mit seiner Geige in das kleine Karczmenfenster, dessen Scheibenrahmen ausgehoben war, reitend gesetzt hatte.

Der Pisarz erzählte, daß dieser sehenswerthe Doppeltanz seltener an Sonntagen, als an Festtagen vorkomme, wo die Kirche stark besucht werde.

Am Nachmittag vor vier Uhr zog die schnapsbegeisterte Schaar wieder zu inbrünstigem Knien und Erdboden-Küssen in die Kirche. Einige Bauern aber, die der Schnaps über den Horizont ihrer pflichtmäßigen Frömmigkeit hinausgehoben hatte, blieben zurück, und setzten ihren Tanz fort. Dies gab zu einer sonderbaren Scene Anlaß. Der Zakrysthan (Kirchendiener, Glöckner) erschien, riß dem Musikanten Kraft seines Amts die Geige aus der Hand, um sie

bis nach dem Gottesdienste hinter einem der beiden Seitenaltare zu verwahren, und stieß die betrunkenen Bauern in die Kirche.

Nach dem Gottesdienste machte sich der Theil der Kirchgänger, der in entfernten Dörfern wohnte, auf seinen Ochsenwagen oder Füßen davon, der aber, der seine Heimath in der Nähe hatte, begann den Tanz von Neuem, um ihn bis in die Nacht zu verlängern.

Neunter Abschnitt.

Obgleich ich mich schon mehre Wochen in dem polnischen Dorfe aufgehalten hatte, hatte ich doch das eigentliche Dorf noch nicht zu sehen bekommen. Es lag vom Palaste des Grafen eine Viertelstunde entfernt, an den Wald gelehnt, und diesseits hinter wildem Gestrüpp verborgen.

Wie alle polnische Dörfer sah es ungemein dürftig und liederlich aus. Seine hölzernen schilf- oder strohbedeckten Hütten bildeten zwei sehr unregelmäßige Reihen, und standen eine von der andern weit entfernt. Wir schritten an der einen Reihe hin auf einem Wege, der mindestens sechszig Schritte breit und hie und da mit einem Dornenbusche verziert war.

Mehr, als dieser Weg, interessirten mich in dem Augenblicke kleine, kaum der Mutter-Brust entlaufene Knaben, die hie und da vor den Hütten standen oder lagen. Sie waren mit kurzen, verschmuzten Hemdchen und großen schwarzen Filzhüten bekleidet, und präsentirten in dieser Tracht ganz schnurrige Bildnisse.

Auch den Filzhüten, die die kleinen Buben so komisch machten, muß ich ein Paar Worte widmen. Sie sind die

Sommerkopfbedeckung der erwachsenen Bauern. Der Jugend dienen sie Sommer und Winter. Tuchmützen findet man beim polnischen Bauernstande nicht; erstens, weil derselbe der Meinung ist, daß in denselben ein adliges Vorrecht stecke, und zweitens, weil sie weit theurer sind als Hüte. Den größten Hut kauft der polnische Bauer für zwanzig bis fünf und zwanzig poln. Groschen (40 bis 50 Pfennige). —

Der Pisarz führte mich auf eins der Bauergüter, dessen Inhaber er besonders freundlich zu sein schien. Die Hütte lag auf einem Hofraume, der von einer Barriere umgrenzt war, die man nach Gebrauch aus jungen unbehauenen Fichtenstämmen zusammengebunden hatte. An ihr befand sich nicht eine Spur von Eisen. Thürangeln, Riegel, selbst Nägel waren hölzerne Wesen. In ihrer Hausflur fanden wir eine niedrige Barriere, welche Stallung bildete, und die Gänse und Enten hinderte, unter den großen Stiefeln des Bauers ihren Tod zu suchen.

Wir schritten in die Stube. Sie war kaum mehr, als eine Höhle. Zur Rechten neben der Thür befand sich der Kamin, der die Stelle der Küche vertrat; neben ihm ein ungeheuerer, zehn bis zwölf Ellen im Umfang haltender Ofen; in ihm war zugleich der Backofen enthalten, und auf ihm war der Tummelplatz der Kinder und Hühner. Die Sitzgeräthe bestanden in einer immobilen, an der Wand hinlaufenden, aus der ungesäuberten Hälfte eines Baumstammes erschaffenen Bank, deren Füße so, wie die des vor ihr stehenden, aus rohen Bretern zusammengefügten Tisches, als Pfähle in den Fußboden geschlagen waren, der nicht Dielen, sondern ein natürliches Stück von der Mutter Erde präsentirte. Ein

Faß, mit Viehfutter gefüllt, ein zweites, welches bei der Wäsche den schmuzigen Hosen und Hemden, außer der Wäsche den wasserdurstigen Kehlen diente, ein Bret, auf dem die hölzernen Milch= und Speisegeschirre ihren Platz hatten, einige Sicheln und Aexte enthielt die Fläche der linken Wand. Der Stubenthür gegenüber in jeder Ecke befand sich eine riesenmäßige Ruhestatt, deren Gestell aus rohen Bretern und Pfählen bestand. Ihr ganzer Inhalt war Erbsenstroh. Die eine dieser beiden Ruhestätten gehörte dem Aelternpaare an, und unterschied sich durch ein Kopfkissen von der andern, die von der Gesammtheit der Kinder ohne Rücksicht auf Alter und Geschlecht belagert wurde. Deckgeräthe waren auf keiner von beiden vorhanden. Der Pisarz erklärte mir, der polnische Bauer mache nicht viel Complimente mit seinem Körper, und bedecke ihn mit der Sukmana oder dem Pelze, den er am Tage auf ihm trage. Schränke u. dgl. fanden sich in dieser Bauerstube, die ihre häßlichen Holzwände, dem Edelmann sein Vorrecht zu lassen, nicht einmal mit Kalk überstrichen hatte, nicht. Der Pisarz versicherte, daß kein polnischer Bauer eine Garderobe besitze, die mehr umfasse, als was er auf dem Leibe habe. Der Reichthum der Bäuerinnen, meinte er, der zum Theil in Bändern, Krausen und Läppchen bestehe, welche, zu Festtagen und Hochzeiten bestimmt, sich nicht täglich auf dem Leibe haben lassen, berge sich stets in einem Fasse.

Außer dem Erwähnten fanden wir in der Stube nichts, als zwei Ziegen mit ihren Jungen, und den Beweis von der jämmerlichsten Armuth und der tiefsten Rohheit der Bauernschaft.

Durch die zweite Thür der Stube schreitend, gelangten wir in eine schmale, lange Kammer ohne Fenster, deren eine Hälfte zu Aufbewahrung der Milch, und die andere zum Logis für zwei Kühe eingerichtet war.

So angenehm auch der Anblick der vollen Milchgelten war, so traf doch die Mistdunst so übel unsere Nasen, daß wir eiligst nicht allein die Kammer, sondern die Hütte verließen.

Auf dem Höfchen fanden wir einen mit dem Ochsenjoch verbundenen Pflug von uralter Art, einen kleinen Leiterwagen, an dem nicht eine Spur von Eisen zu finden war, einen Misthaufen, der in heißen Sommertagen, wie ich in späteren Zeiten bemerkte, den Kindern zum Schlafplatze diente, und einen eigenthümlichen Brunnen.

Alles, was man in den polnischen Dörfern sieht, sucht einem einen Begriff von dem Urzustande der Menschen zu geben; auch ein solcher Brunnen. Die das Nachstürzen der Erde verhindernde kreisförmige Mauer der deutschen Brunnen war hier durch halbirte Baumstämme ersetzt, die der Brunnenhöhle die Form eines Dreiecks gaben. Von einem Pumpenwerk war nicht die Rede. Sechs bis acht Ellen von der Höhle entfernt, befand sich ein gegen zwanzig Ellen hoher Baumstamm perpendikulär eingegraben, auf dessen Scheitel ein langer Balancebalken angebracht war, dessen von der Brunnenhöhle abstehende, schwerere Hälfte durch ihre Druckkraft der anderen Hälfte die nöthige Hebekraft gab. Am Ende dieser leichteren Hälfte, durch gedrehete Weidenruthen befestigt, befand sich eine perpendikulär auf die Brunnenhöhle herabhängende Stange, an deren unterem Ende ein Ast geblieben war, an den der Wasserbedürftige

sein Gefäß hängte, das durch einen Druck desselben zum Wasserspiegel nieder, durch die Kraft des Balancebalkens gefüllt emporstieg.

So, wie diese Brunnen, deren einer sich bei jeder bewohnten Hütte findet, tragen auch zu dem eigenthümlichen Ansehen der polnischen Dörfer die immobilen, auf den Dächern liegenden, zu den Schorsteinen führenden Leitern viel bei. Die Schorsteinfegekunst ist in Polen nicht so tyrannisch, als in Deutschland. Dort treibt sie ihre Diener nicht unbarmherzig durch den schwarzen, geheimnißvollen Schlot, sondern läßt Einen mittels der Leiter auf das Dach steigen, stellt den Zweiten in die Hütte an den Kamin, und läßt Beide vermöge eines aus Baumbast gedreheten Seiles ein Reisbund durch den Schlot ziehen. —

Bei der Hütte fanden wir ein Stückchen Feld, das den Namen Garten führte. Von Baumwerk war auf ihm nicht eine Spur zu finden. Nur einige Schlehenbüsche, die einer gewissen Pflege zu genießen schienen, standen hie und da. Die Ernte war längst vorüber, und so konnte ich von den Gartenfrüchten nichts sehen. Der Pisarz sagte mir, daß dieselben in Kartoffeln, Kraut, Kürbißen, Hanf und Flachs bestanden haben, und daß kein Bauer in Polen Etwas weiter in seinem Garten erziehe.

Das Gebäude, welches die Scheuer und den Ochsenstall umfing, war von derselben Art, wie das Stallgebäude des Grafen, das ich beschrieben habe. Es stand wegen Feuersgefahr sechszig bis siebzig Schritte von der Hütte entfernt.

Wir verließen den Bauerhof, und schlugen, um zur anderen Reihe der Hütten zu gelangen, einen Querweg ein.

Von ihm aus konnten wir das ganze Dorf übersehen. Es bot einen traurigen Anblick. Keinen Fruchtbaum, keine lebendige Hecke, nichts mehr, als die gräulichen Hütten, hohe Brunnenstangen, dürre Barrieren, die die Höfe umschlossen, und an allen Ecken hoch emporragende Kreuze, an denen die Pfaffen mit innerlichem Schmunzeln, die Bauern mit entblößtem Kopfe vorübergingen, zeigte es uns. Wir schritten an der anderen Häuserreihe, in welcher sich bewohnte Hütten befanden, von deren Schilfdächern nur noch Spuren vorhanden waren, hinab. Sie schienen mir beweisen zu wollen, daß nicht allein die traurigste Armuth, sondern auch die häßlichste Liederlichkeit im polnischen Bauernstande ihren Sitz habe. Dem Bauer möchte am wenigsten ein Vorwurf zu machen sein. Warum sollte er denn seine Wirthschaft, auf dem Wege zur Vernichtung hemmen? Sie gehört ja mit ihrem geringsten Inhalt dem Edelmann, der ihm für Verbesserungen nicht ein Mal mit freundlichen Worten, eher mit Schlägen dankt. Wozu sollte er seine Mühe der Verbesserung seiner Wirthschaft opfern, wenn er dadurch nur dem undankbaren Grundherrn ein Geschenk bereitet? — Nicht allein dies; der Bauer darf auch seine Wirthschaft nicht ein Mal verbessern; der Edelmann will nicht, daß die Erbärmlichkeit der Chalupa sich zu der Erbärmlichkeit seines Palastes erhebe; er will nicht, daß der Bauer wohlhabend werde, und sich über das liebe Vieh emporschwinge, weil derselbe — dies fürchtet der polnische Edelmann mehr, als den Tod — dadurch seinen Werth als Mensch erkennen, seine blödsinnige Unterwürfigkeit versagen, und er (der Edelmann) der Huldigungen verlustig gehen würde, mit denen

er den unterthänigen Blödsinn seinen lächerlichen Adelstolz lecken läßt.

Wer die Behandlung des polnischen Bauernstandes sieht, wer beobachtet, wie der Edelmann alle Mittel aufwendet, um die Bauern im entsetzlichsten Sklavenjoche zu erhalten, der erkennt leicht, daß die Freiheitsliebe und der Patriotismus, die zur Zeit der Revolution von allen Seiten so hoch gepriesen wurden, aller Moral entbehrten, daß sie nur die verächtlichste Selbstsucht waren, daß der Adel nicht für eine allgemeine, für eine Nationalfreiheit, sondern für seine Freiheit alle Mittel aufbot. Ihm sind die Ketten bitter und unerträglich, auf sich will er sie nicht dulden, aber, was unter ihm ist, will er auch nicht aus den Ketten lassen; er will nicht gegeißelt sein, aber er will geißeln. Von Verhältnissen gezwungen, hat er den Bauernstand der Leibeigenschaft entlassen. Doch dadurch, daß er ihm Wohlhabenheit und einige Bildung unzugänglich macht, daß er ihn nicht über das Thier emporsteigen läßt, sucht er ihn nichts von seiner Freiheit erfahren und verstehen zu lassen, um ihn fort und fort in demselben Joche zu behalten, und durch die Sklaven-Huldigungen, die jedem Nichtpolen und Nichtrussen, wenn er ihrer zum ersten Male ansichtig wird, das Herz, wie mit einem Dolche, durchbohren, förder seinen lächerlichen Adelstolz und seine Herrschsucht zu füttern. Es ist keine Regel ohne Ausnahmen; doch ist die Regel sehr schlimm, deren Ausnahmen das Gute bildet. — Hätte der polnische Adel seiner Herrschsucht und dem Genusse der demüthigen Huldigungen entsagen können, hätte er den Bauernstand aus dem gräßlichen Drucke emporgelassen, hätte er ihm dadurch

Bildung — nach Kaiser Alexanders Wunsche — und Wohlhabenheit zukommen und ihn seine Freiheit empfinden lassen, dann würde derselbe fähig geworden sein für Vaterlandsliebe; er würde in seiner Nationalität einen Werth erkannt haben; er würde (in Bezug auf die letzte Revolution), nicht von der Knute getrieben, um nach dem Siege wieder unter die Knute zu gehen, sondern für sein Vaterland, für seine Freiheit, für sein geistiges Interesse aufgestanden sein, gekämpft haben. Wie anders konnte es sich gestalten! welche Kraft konnte im Bauernstande liegen! Kosciuszko wußte es. — —

Desselben Sinnes, wie die allermeisten polnischen Edelleute, war auch mein verehrlicher Freund, der Graf. Er hinderte mit allen Kräften den Emporschwung seiner Bauern. Mein Begleiter erzählte mir: ein Bauer habe ausnahmsweise sich um die Verbesserung seiner Wirthschaft viel Mühe gegeben, sobald die Früchte seiner Arbeit aber sichtbar geworden seien, habe ihn der Graf aus der verbesserten Wirthschaft getrieben, und seine Verbesserungslust durch Uebergabe einer anderen, verwilderten Wirthschaft entmuthigt. —

Ich habe oben gesagt, daß der hochgepriesene Patriotismus und die Freiheitsliebe, die die letzte Revolution entzündet haben, nicht von der rühmenswerthesten Abkunft gewesen seien. Es ist billig, zu erwähnen, daß dies nur in Bezug auf den Adel gesagt ist, und daß allerdings ein Theil von Kämpfern existirt habe, welcher der Hymnen werth war, die in allen Ecken Deutschlands jauchzten. Dieser freilich kleine Theil umschloß die Städtebewohner. Sie kämpften mit

reinerem Patriotismus, edlerer Freiheitsliebe, als der Adel; sie kämpften nicht für Eigennutz, sondern für die Nation. — —

In der letzten Hütte der Häuserreihe machten wir wieder einen Besuch. Alles war in ihr genau ebenso, wie in der, die wir zuvor betrachtet hatten. Es ließ sich deutlich erkennen, daß sämmtliche Bauerwirthschaften des Dorfes über einen Maaßstab zugeschnitten waren. Außer der Gospodyni (Hausfrau), vier Kindern, von denen dreie unter einem der beiden Bettgestelle lagen, und nur mit den Köpfen hervorguckten, drei jungen Schweinen und einem Hunde, fanden wir in der Stube einen langhaarigen Bauer, der mit Fabrikation seines Schnupftabaks beschäftigt war. Er hatte sich Rauchtabak gekauft, denselben in den Scherben eines Topfes geschüttet, und trocknete ihn am Kaminfeuer. Sobald derselbe alle Feuchtigkeit ausgedünstet hatte, nahm der Bauer eine Axt, und rieb ihn mit dem Stiele zu feinem Pulver. Darauf verbrannte er Erbsenstroh, vermischte die Asche mit dem Tabakspulver, feuchtete dies Gemisch mit Wasser an, und stopfte eine entzückende Prise in seine Nasenlöcher.

Diese Art der Tabakfabrikation, erzählte der Pisarz, sei durch ganz Polen, indem das Tabaksmonopol durch seine enormen Preise arme Nasen auf ihre eignen Hände verwiesen habe, gebräuchlich. —

Wir verließen die lebensreiche Stube, und trugen uns wieder zurück. Vor dem Palaste traf ich mit der dicken Wirthschafterin zusammen. Sie schimpfte entsetzlich auf das Gesinde, das ihr ein halbes Faß Buttermilch, welches sie für die Schweine bestimmt gehabt, ausgetrunken hatte. Ge-

wöhnlich, erzählte sie, speie sie, wenn sie aus der Gesindestube gehe, erst die Excremente ihrer Gurgel in die Buttermilch, und da seien denn nur zwei Knechte, die den Trunk risikiren. Dies Mal aber habe sie das Hineinspucken vergessen, und so habe die gesammte, vier und zwanzig Mann starke Knechtschaft ihren Appetit so in das Buttermilchfaß fallen lassen, daß kaum eine Kleinigkeit für die Schweine darin geblieben sei. — —

An einem der folgenden Tage unternahm ich mit dem Pisarz einen Ritt nach einem anderen Dorfe des Grafen, der mir mehre erwähnenswerthe Dinge zu Gesicht führte. Wir nahmen den Weg über eine Fläche von Feldern, die, wie alle polnische Felder, dick mit Schlehenstauden, wilden Apfel= und Birnenbäumen besetzt war. Eine Menge von Bauerfrauen und Kindern hielt hier emsig ihre Ernte. Ich wunderte mich darüber, daß man die wilden Früchte, die man in Deutschland nicht ein Mal die Viehmäuler zusammenziehen läßt, so sorgsam sammelte. Der Pisarz erzählte: wilde Aepfel, wilde Birnen und Schlehen seien das einzige Obst, welches der polnische Bauer besitze; und dies achte er ungemein hoch. Er trockne es im Backofen, und genieße es zum Brode; auch mache er eine Art Barszcz daraus, die seinen Gaumen noch zärtlicher liebkose, als die gewöhnliche. Diese wilden Bäume, erzählte der Pisarz, vertreibe der polnische Bauer nie vom Felde; im Gegentheile, hege und pflege er sie. Wenn er Wald ausrotte, um Feld daraus zu machen, so lasse er sorglich die wilden Obstbäume am Leben. Edele Obstbäume, meinte mein Begleiter, seien dem Bauer nicht darum, daß ihre Anschaffung Geld und

ihre Pflege Kenntnisse erfordere, sondern darum zu erlangen unmöglich, weil der Adel sie für nur ihm gebührende Gegenstände halte. Es sei vor wenigen Wochen ein Fall vorgekommen, den er als Beweis anführen könne. Ein Bauer habe einige edle Äpfelbäume, die er von seinem Schwager, der in einer deutschen Colonie wohne, geschenkt erhalten habe, hinter seine Hütte gepflanzt. Sobald der Graf sie bemerkt habe, habe er sie mit dem Bedeuten, daß einem Bauer solche Bäume nicht zukommen, ausgraben und in seinen Garten setzen lassen; und dies habe er zur Strafe für die üppige Emporhebung den Bauer selbst thun lassen. —

Wir ritten durch einen schmalen Strich Wald, und gelangten auf eine wüste Feldfläche, auf der sich zehn bis zwölf Schafheerden befanden, deren jede unter dem Commando eines Kindes weidete, und deren keine mehr, als vier bis sechs Schafe enthielt. Der Pisarz erklärte, daß die Bauern ihre Schafe nicht zu einer gemeinschaftlichen Heerde vereinigen. Jeder Bauer lasse sein Vieh von seinen Kindern allein hüten. — Die Schafe hatten ein äußerst häßliches Ansehen. Ihre Wolle hing an den Seiten in luftigen Locken herab, und stand auf dem Rücken borstenartig in einzelnen Büscheln empor. Gerade diese grobe Wolle, meinte der Pisarz, sei dem Bauer die werthvollste, weil er sie zu seiner Kleidung gebrauche, und nicht zum Verkauf. Bleibe ihm aber ja noch ein Weniges zum Verkauf übrig, so werde er dies auch in grober Wolle weit leichter los, als in feiner. —

Wir ritten quer über die Feldfläche, wandten uns dann links in den Wald, und befanden uns sehr bald in dem gräflichen Dorfe. Der Karbowy zeigte mir seine sämmtlichen

mistreichen Viehställe, und gab sich alle Mühe, mir die Fülle seiner ökonomischen Kenntnisse zu beweisen. Auch in seine Stube führte er mich, um der Ordnungsliebe seiner Gattin meine Anerkennung zu verschaffen. In der That sah es in der Stube nicht eben all zu polnisch aus. Das junge Weib, eine polnische Schöne von kleinstädtischem Ursprung, schien meinen Eintritt sehr ungern zu sehen; wenigstens sah es mich finster von der Seite an, indem es meinem Appetite zum Schur seinen Zeigefinger fortwährend in den Nasenlöchern zu verstecken suchte. Nachdem ich noch den Obstgarten betrachtet hatte, der mit nichts Anderem, als einem Walde von verkrüppelten Bäumen zu vergleichen war, nahmen wir den Sattel wieder zwischen die Beine.

Ich hatte dem Pisarz öfters gesagt, daß ich mich sehr nach dem Anblick einer hübschen Gegend sehne. Er wollte mir denselben jetzt verschaffen. Wir jagten mit dem vollen Vermögen unserer Pferde eine Meile der versandeten Landstraße zurück, kamen aber leider mit der Dunkelheit auf dem Schauplatze an so, daß wir, ohne den mindesten Genuß gehabt zu haben, wieder davon traben mußten.

Der Rückweg im Walde war ungemein unangenehm. Die Finsterniß war so stark, daß unsere Augen nicht bis auf die Köpfe der Pferde reichten. Wir ritten sehr scharf, und würden wahrscheinlich in diesem sandigen, von unzähligen Wurzeln durchwachsenen Wege einige hundert Mal den Hals gebrochen haben, wenn wir andere, als polnische Pferde unter uns gehabt hätten.

Endlich sahen wir die Lichter unseres Wohnortes; doch ehe wir ihn erreichten, hatten wir noch etwas zu erfahren.

Um ungefähr zwölf Schritte seitwärts dem Wege hatte die katholische Verkörperungssucht ein hohes, hölzernes Kreuz aufgestellt, wie man in Polen an jedem Kreuzwege und an jeder Ecke eins findet. Unter diesem Kreuze gewahrte ich eine kauernde Menschengestalt. Ich hielt mein Pferd an, und flüsterte die Bemerkung meinem Begleiter zu. Ihm kam sogleich der Winter unter die Haut. Er bat um aller Heilgen willen umzukehren, oder rechts quer durchs Feld zu reiten. Dies konnte ich nicht zugeben; ich hieß ihm stehen bleiben, und ritt allein auf das Kreuz los. Kaum aber hatte ich mich demselben um sechs bis acht Schritte genähert, als die geheimnißvolle Gestalt sich aufrichtete, und mit ihrer weißen Sukmana und großen Schafpelzmütze das Reißaus über eine sumpfige Stelle der Wiese nahm, die meinem Pferde zu weich vorkam. So konnte ich das Gespenst nicht verfolgen. Ich ritt zurück, fand aber den Pisarz nicht auf seinem Posten; die Furcht war seinem Pferde so in die Füße gefahren, daß es seinen Reiter eiligst um eine Viertelstunde Weges zurückgetragen hatte. Durch Rufen kamen wir wieder zusammen. Ich erzählte, daß die Gestalt nichts gewesen sei, als ein Bauer. Dies schien dem Pisarz unglaublich, da kein Bauer, seiner Behauptung nach, des Nachts herausging, um am Kreuze zu knien. Doch, meinte er nach einigem Ueberlegen, könne es möglich sein; der Bauer könne vielleicht am Kreuze etwas vergraben haben. Auf keine Weise vermochte ich den Pisarz, der mir die Lust zur Ausgrabung, die er für die schrecklichste Sünde hielt, ansah, mir zu erklären, was das Vergrabene sei.

Wir kamen auf einem anderen Wege zu unserem Dorfe.

Der Pisarz, dem die Haare noch gen Himmel standen, begab sich eiligst in seine Wohnung. Nachdem ich die Unterhaltung der dicken, spucksüchtigen Wirthschafterin und ein abnormes Abendbrod genossen hatte, prakticirte ich auf möglichst unbemerkbare Weise eine kleine Blendlaterne, die dem Grafen den Weg zum Pferdestalle zu zeigen pflegte, brennend in meine Tasche, und wanderte unter dem Schutze eines vertrauenswerthen Knüppels wieder zum Kreuze. Unmittelbar an ihm fand ich in der That die Spuren einer Vergrabung. Ich wühlte mit meinem Knüppel nach, und traf in der Tiefe von einem Fuß wirklich auf etwas Anderes, als Erde. Es war ein großer Wickel von unzähligen Lappen und Lumpen, dessen Abwickelung mir endlich ein unzeitiges Kind vor die Augen brachte. Ich gestehe, der Anblick dieses nie belebt gewesenen Leichnams erschreckte mich entsetzlich, um so mehr, als ich so etwas zu finden im Entferntesten nicht erwartet hatte. Nachdem ich den Körper wieder eingepackt und zurück an seine Verwesungsstatt begeben hatte, machte ich mich davon.

Am anderen Tage erzählte ich dem Pisarz meine Erfahrung. Er erschrak darüber, und wurde von der Minute an ungemein zurückhaltend gegen mich; gab mir aber doch die Erklärung, daß es in Polen allgemein Gebrauch sei, unzeitige Kinder unter ein Kreuz bei Abend zu vergraben. Seit einigen Jahren aber haben es mehre Pfaffen streng verboten, und geboten, unzeitige Kinder, obschon sie nicht getauft seien, wie jeden anderen ehrlichen Katholiken, dem Gottesacker, und ihnen die gehörigen, zu Seligmachung der unzeitigen Wesen nöthigen Begräbnißgebühren zu übergeben.

Zehnter Abschnitt.

Der Pisarz kam heute nicht, wie er bisher immer gethan hatte, um nach meinen Wünschen zu fragen; ich mußte mich entschließen, ihn zu suchen, um ihn nicht zu finden, da ihn seine Furcht vor dem Umgange mit einem so großen Sünder unsichtbar gemacht hatte. So blieb ich denn heute ohne Begleiter.

Sobald ich das Frühstück überstanden hatte, machte ich einen Spazirgang, der mich auf einem langen, zu beiden Seiten mit Barrieren begrenzten Wege auf die Wiese führte, welche den Pferden zu ihrer Erhaltung überlassen war. Sie war mit eingeschlagenen Pfählen umzäunt, und in ihrer ganzen Länge von einem Bache, der sich auf vielen Stellen zu einem Teiche ansammelte, durchschnitten. Gegen hundert Pferde, zum Theil alte, gebrechliche Thiere, weideten auf ihr. Es ist eine Lust, die Pferde in ihrer Freiheit zu sehen. Die jungen Thiere führten die amüsantesten Scenen auf. Sie stellten sich mit den Köpfen zusammen, kratzten sich eine lange Zeit gegenseitig mit den Zähnen am Halse, stiegen dann plötzlich mit hellem Jauchzen gegen einander in die Höhe, und flogen pfeilschnell mit den groteskesten Sprüngen nach ver-

schiedenen Seiten hin. Die unausgewachsenen Fohlen zeigten sich weniger muthig. Sie waren traurig, und hatten ein ungemein krüppelhaftes Ansehen.

Die polnische Pferdezucht ist ein höchst unclassisches Ding. Man läßt Hengste, Stuten und Fohlen wild unter einander gehen. Die ältesten Stuten, deren Augen kaum noch einen Grashalm zu erkennen im Stande sind, und deren Füße kaum noch Spannungskraft zum Gehen besitzen, läßt man nach Belieben mit den jugendlichsten Hengsten Liebschaft pflegen. Die Früchte dieser Liebe kommen natürlich meist als elende Wesen zur Welt; doch die fortwährende Freiheit bildet sie zu kräftigen, dauerhaften Rossen, ohne jedoch ihnen ihre Unansehnlichkeit zu nehmen. —

Ich wanderte wieder zurück bis zu einem der vier Teiche, die sich vom Gesindehause bis zu dem entfernten Schafstalle hinbreiteten. In seiner Mitte, den Schweinställen gegenüber, befand sich eine künstlich producirte Insel, auf welche der romantische Geist des Grafen einen kleinen Tempel mit der Aufschrift „Musis polonicis“ stellen wollte. Vor der Hand standen auf ihr aber nur dunkelrothe Runkelrüben, die der Koch dem Grafen mit dem Barszcze in den Leib spedirte.

Da die vier zusammenhängenden Teiche nicht gerade das Weltmeer waren, so durfte ich nicht fürchten, daß der kleine, kaum eine Elle breite und ungefähr vier Ellen lange, in einem ausgehöhlten Baumstamme bestehende Kahn mein Leben in einen Haifischbauch fahren lassen werde. Ich stieg mit Aufwand all meiner Balancirkunst am steilen Dammufer hinab zum Kahne, und erschreckte bis zum entfernten

Viehstalle hin alle Frösche und Fische. Mit aller Geistesgegenwart, die ein polnischer Kahn dem Wasserfeinde zur Bedingung macht, setzte ich ans Ufer, um in dem Rindviehstalle Erfahrungen zu sammeln. Derselbe hatte eine so gewaltige Mistmasse hinter die kleine Thür gelegt, daß ich dieselbe all meiner Anstrengung ungeachtet zur Offenheit nicht bewegen konnte. Ich ging auf die andere Seite des Stalles, auf der sich ein großes Thor befand, das, wie ich bemerkte, in entgegengesetztem Verhältnisse zu der kleinen Thür stand. Es konnte nämlich der Mistfülle wegen nicht geschlossen werden. Im Stalle sah es schrecklich aus. Was das Naturgesetz seit mehren Monaten durch die Viehleiber getrieben hatte, hatte das polnische Wirthschaftsgesetz zu den achtunggebietendsten Bergen aufgesammelt. Ich dachte bei meinem Eintritte an Herkules, den berühmten Mistfinken; er würde, wenn er vom Himmel wieder gekommen wäre, in diesem Stalle hinreichenden Stoff zu einem Riesenvergnügen gefunden haben.

Obgleich an den Stall beim Bau kein Winkelmaaß gelegt worden war, so bildete er doch die Form eines Winkelmaaßes so, daß ich vom Thorweg aus den anderen Schenkel nicht übersehen konnte. Ich mußte mich entschließen, über die verdaute Hochebene zu wandern. In der andern Hälfte des Stalles fand ich vier vierspännige Wagen und eine Menge von Bauern, die mit hölzernen, zweizinkigen Gabeln den Mist auf Räder brachte. Ich gab dem Karbowen, der bei dem Mistspeditionsgeschäft als Instructor oder Commandant agirte, meine Verwunderung über die polnische Wirthschaftsweise zu erkennen, und erhielt von ihm die Erklärung:

es sei allgemein in Polen Sitte, das Rindvieh den Stall so lange verkleinern zu lassen, bis man fürchten müsse, daß es am Rückgrath Schaden leide; (Das Vieh steht nämlich mit den Vorderfüßen in einer Tiefe vor der unverrückbaren Krippe, mit den Hinterfüßen aber auf dem entsetzlichen Berge von Mist.) dann aber nehme man alle Geschirre des Hofes zusammen, und bringe das große Quantum unmittelbar aufs Feld. Anders jedoch, meinte er, verhalte es sich mit den Produkten der Pferde und Schweine. —

Ich bestieg meinen Kahn wieder, und fuhr hinab zum Palaste, wo das Mittagsmahl längst auf mich gewartet hatte. Es schmeckte mir, da es nach Freitagssitte aus lauter Fischgerichten bestand, nicht nach Wunsch, und war mir so langweilig, daß ich mich herzlich freute, als die dicke Wirthschafterin in den Saal trat, und sich vertraulich neben mir niederließ. Sie hatte ein Geheimniß auf dem Herzen, das ihr, obgleich es ihr erst an demselben Tage aufgelegt worden, schon viel zu schwer war. Dasselbe bestand darin, daß die dicke Geliebte des Grafen die Folgen ihrer Liebe verspüre. —

Ich war schon zu sehr daran gewöhnt, an jedem Tage einen Ausflug zu machen, als daß ich heute des untreuen Pisarz wegen hätte zu Hause bleiben mögen. Doch fast hätte ich es gemußt, da kein Pferd im Stalle zu finden war. Die Wirthschafterin nahm sich meiner an, und sandte das schmuzige Küchenmädchen, eins von der Weide zu holen. Nach kurzer Zeit kam das Mädchen auf dem nackten Pferde reitend in vollem Trabe herbei so, daß ich nothwendig in das größte Erstaunen gerathen mußte. Ich dachte an die Worte meines buckligen Lehrers, die die Polinnen zu Heldinnen

machten. Der Ritt des Mädchens nach Männerweise ohne Sattel und gehörige Kleidung gab sich freilich unsaubere Blößen, doch seine bewunderswerthe Kühnheit deckte Alles zu. —

Ich sattelte das Pferd selbst, und ritt nach einer Seite hin, auf der ich bis jetzt noch nicht gewesen war. Im Dorfe hielt mich ein Schauspiel fest, das zwei ergrimmte Ziegenböcke gratis gaben. Während ich dem feurigen Kampfe der Thiere zusah, drückte mit dem gewöhnlichen Gruße: „niech bedzie pochwalony Jesus Christus" ein junges, hübsches Bauermädchen einen Kuß auf meine im Steigbiegel ruhende Fußspitze so, daß ich ohne Sünde zu begehen, hätte wünschen dürfen, mein Mund möchte, für den Augenblick wenigstens, an der großen Fußzehe sitzen.

Ungemein auffallend war es mir, daß die Bauern, selbst ehe sie mich noch als einen Freund ihres Beherrschers kannten, mir die Huldigungen zu Theil werden ließen, die nach meiner Meinung diesem allein zukamen. Die Sache war aber sehr erklärlich. Der Edelmann maßt sich, indem er den Bauernstand geringer achtet, als den Viehstand, das augenblickliche Recht über jeden Bauer, gleichgiltig, ob es der seinige oder ein fremder ist, an. So muß auch der Bauer jedem Edelmanne huldigen. Nun hält aber der Bauer Alles für adlig, was nicht in einer weißen Sukmana und einer Schafpelzmütze steckt, und so war es kein Wunder, daß mir Huldigungen erwiesen wurden, die mir nicht zukamen. —

Ich befand mich bald im Walde. Je weiter ich mich vom Dorfe entfernte, um so wilder wurde er. Am Ende war er so, daß ich kaum mehr durch ihn dringen konnte.

Einen deutschen Forstmann, der irgend für sein Fach etwas Liebe fühlt, möchte ich, sofern ich nicht sein Feind wär, nicht in einen solchen polnischen Wald führen. Die stärksten Baumstämme liegen da in Kreuz und Quer, von der Zeit bereits zur Hälfte in die Erde versenkt; junge Stämme, ungeheuere Aeste, die Gewitter herabgeschlagen haben, alles liegt theils verfault, theils noch gesund wild über einander hinweg so, daß man kaum im Stande ist, durch einen solchen Wald zu dringen. In morastigen Wäldern, wo die Bäume lockeren Grund haben, und leichter stürzen und faulen, sieht es noch entsetzlicher aus, als in trocknen; da übersteigt die Verwüstung alle Begriffe. Der polnische Edelmann, wie sein Bauer, ist daran gewöhnt, das zu nehmen, was ihm nahe steht. Er haut lieber zu seinem Bedarf in dem nächsten Walde die unreifen Stämme nieder, als daß er die vom Wetter oder Alter gefällten Riesenbäume aus einem fernen Walde holte.

Nachdem ich zwei Stunden lang mit dem häßlichsten Gestrüpp zu kämpfen gehabt hatte, gelangte ich in ein kleines Thal, das von der Höhe gesehen, einen sehr angenehmen Anblick gewährte. Seine Erlen malten in den finsteren Tannenwald einen schönen, lebendigen, grünen Streifen, in den der durch die Blätter blitzende Spiegel mehrer lang ausgedehnter Teiche unzählige glänzende Funken streute. Die Ansicht war herrlich, und gewann noch durch die tiefe Stille, mit der der rund umliegende finstere, melancholische Tannenwald das kleine versteckte Thal überwebte.

Da ich durch das Thal zu reiten, um zu den gegenüberliegenden Waldungen zu gelangen, keine Möglichkeit fand,

wandt ich mich zur Linken, ritt rasch den Teichen entlang, und gerieth nach einiger Zeit wieder in das unwegsamste Gestrüpp, dem ich ein tüchtiges Quantum Leibeskräfte und einen Quadratfuß von meinem Rockfittig als Durchgangszoll überlassen mußte. Mein polnischer Fuchs machte über und auf den gestürzten Aesten und Stämmen zwar so geschickte Seiltänzerpas, daß ich den Wunsch nicht unterdrücken konnte, sein Talent möchte mit seinem Tode in die Füße irgend eines brodlosen Menschen fahren, verursachte mir aber doch durch seine Größe, die alle Augenblicke das dichte Gebüsch undurchgänglich fand, viel Verzögerung und Aerger.

Endlich wurde der Wald wieder lichter; ich konnte mich aufsetzen und reiten, mußte aber meinen weißen Hut die künstlichsten Schwenkungen machen lassen, um nicht das Geschick des unglücklichen Absalom zu haben.

Nach einem kurzen Ritte hatte ich das Vergnügen, mit der gesammten Kindheit und erwachsenen Weiblichkeit des gräflichen Dorfes zusammenzutreffen. Die Menschen suchten Pilze für die gräfliche Küche, die deren ungemein viele brauchte. Ein Weib, das mit tausend Knixen und einer ungezähmten Schwatzhaftigkeit zu mir trat, versicherte, es sei zum Todtärgern mit der Pilzfresserei der Edelleute. Alljährlich mehre Wochen, gerade in einer Zeit, wo der Bauer die nothwendigste Arbeit in seiner Wirthschaft habe, lasse der Edelmann von seinen Karbowen sämmtliche Weiber und Kinder des Dorfes in den Wald treiben, und sie unentgeltlich Pilze für seinen Tisch suchen. Man bringe da oftmals gegen ein Mandel Scheffel zusammen, doch zur nächstjährigen Pilzreise sei von diesem Quantum nichts mehr vorhan-

den, was nicht bereits in den adligen Gedärmen Wohnung gehabt habe.

Wie auf dem Tische der Vornehmen, nehmen in Polen die Pilze auch auf dem Tische der niederen Klassen einen bedeutenden Platz ein. Auf jenem sind sie mehr ein Mittel, den Gaumen zu entzücken, auf diesem, den Hunger zu vertreiben. Sobald der Edelmann befriedigt ist, sammelt der Bauer die edlen Früchte, die er theils getrocknet mit Barszcz, theils über Kohlenfeuer geröstet ohne Weiteres genießt, für sich. Kein Botaniker kann das Reich der Pilze genauer kennen, als der polnische Bauer. Derselbe unterscheidet gegen sechszig verschiedene Gattungen, für deren jede er einen Namen weiß. Schädliche Pilze erkennt er auf den ersten Blick. In günstigen Jahren liefern die Pilze dem Bauer seinen hauptsächlichsten Gelderwerb. Sie werden in Städten gern gekauft, und gut bezahlt, ebenso, wie die getrockneten wilden Birnen, von denen der Scheffel in manchen Jahren einen Preis von zwei Thalern erlangt.

Das Weib bot zwar alle Kräfte ihrer Zunge und Arme auf, um mir zu beschreiben, wie ich auf den nächsten gebahnten Weg zu gelangen habe, doch war sie nicht im Stande, ihre Verworrenheit so zu zügeln, daß mir ein gehöriges Verständniß zukommen konnte. Nach Verlauf von zwei Stunden gelangte ich endlich an den Saum des Waldes und des Bauerfeldes, das sich in einer sandigen, unebenen Fläche vor mir ausbreitete. Es sah entsetzlich verwildert aus. Eine Menge von Steinblöcken ragte aus ihm hervor; mit Gebüsch, wilden Obstbäumen und ungeheueren Stammklötzen, die dadurch entstanden waren, daß man bei Ausro=

dung des Waldes die Bäume zwei Ellen hoch über der Erde abgehauen hatte, war es förmlich besäet. Die Pflügart war die allgemeine polnische, nach welcher die Fruchtbeete aus vier bis fünf Pflugstrichen zusammengeworfen werden, somit eine Breite von kaum anderthalb Ellen erhalten, und der vierte oder fünfte Theil der Feldfläche für Furchen, die nichts erzeugen, verloren geht. Da die Felder so karg zugemessen waren, daß sie den Bauern kaum die jährliche Nahrung lieferten, so hatten diese sie, ungleichmäßig, mancher funfzig, mancher hundert Schritte weit, in den Wald hinein verlängert. Diese Stücken Fruchtfeld unter den Waldbäumen hatten ein höchst eigenthümliches Ansehen. Ein jeder Bauer hatte auf dieser Fläche für neun Scheffel Aussaat Feld, und dafür mußte er dem Grafen allwöchentlich vier Tage mit Ochsengespann und zwei Tage ledig Dienst thun so, daß ihm kaum genügende Zeit blieb, das Seine zu bearbeiten. Demungeachtet war er gezwungen, dem Grafen, wenn es nöthig war, noch mehr Dienst zu leisten, was ihm zwar in Art des Tagelohns vergolten wurde, ihn aber wochenlang gänzlich von seiner Wirthschaft zurückhielt. Es wurde mir versichert, der Bauer sei, wenn er nicht eine starke Familie von arbeitsfähigen Personen besitze, oftmals nicht im Stande, sein Feld zur Gnüge zu besäen so, daß die Ernte ihn nicht nur nicht vor Hungersnoth sichere, sondern auch den nöthigen Saamen für das nächste Jahr nicht liefere. Getreide zu Nahrung und Saamen könne er nun wohl beim Edelmann erhalten, doch werde ihm dies zu einem weit höheren, als dem bestehenden Preise angerechnet. Da nun der Bauer kein Geld besitze, um das Getreide zu bezahlen, so

müsse er Arbeit dafür leisten, und so bleibe ihm für das nächste Jahr noch weit weniger Zeit zu Bestellung seiner Felder. So verschulde nun der Bauer immer mehr dem Edelmanne, bis ihn dieser am Ende dadurch seiner Schulden entlaste, daß er ihm eine Kuh, oftmals die einzige, wegnehme. — Unter solchen Umständen war es nicht wunderbar, daß das Bauerfeld, auf dem ich mich befand, jämmerlich bestellt war. —

Da mir der Ritt durch das furchige Feld zu unangenehm war, blieb ich im Walde am Saume des Feldes. Auf fatale Weise betrog mich ein Weg, den ich nach einigen Minuten fand, indem er mich unter dem Scheine, als ziehe er sich an dem Rande des Waldes hin, wieder in das Innere führte. Sobald ich meinen Irrthum gewahrte, verließ ich den Weg, ritt auf gut Glück durch das Gebüsch, und gelangte nach einiger Zeit auf eine breite Fläche von herrschaftlichen Feldern, auf der sich der gesammte Schafstand des Grafen mit zwei Heerden ausgebreitet hatte. Die Thiere hatten nicht gerade das beste Ansehen, doch waren sie mit den Schafen der Bauern nicht in Vergleich zu bringen. Sie waren ohne Unterschied weiß, besaßen zum Theil eine feste, aber äußerst grobe Wolle, zum Theil aber eine so leichte, großlockige, daß sie Ziegen oder Pudeln mehr glichen, als Schafen. Ihre Natur mußte bedeutend stärker sein, als die der deutschen Schafe; sie weideten nach Herzens Lust in verschilften sumpfigen Stellen, dergleichen sich auf der Feldfläche unzählige befanden, und dies schien ihnen nichts zu schaden. Beide Heerden enthielten noch nicht sieben hundert Schafe, und waren der ganze Schafreichthum des Grafen. Derselbe

würde auf der ungeheueren Fläche seines Grundes (umfaßte mehr, als zwei Quadratmeilen) mindestens sechs tausend Schafe das ganze Jahr hindurch zu erhalten im Stande gewesen sein, wenn er anders, als polnisch hätte zu wirthschaften verstanden. Da dies aber nicht der Fall war, so hatte er im Sommer wohl für sechs tausend und mehr Schafe Futter im Freien, im Winter aber nicht für einige hundert im Stalle.

Ich ritt mitten durch die Heerde zu dem Schäfer, der, auf einem Baumklotze sitzend, so fest schlief, daß ich, um zu seiner Unterhaltung zu gelangen, seine Sukmana dem Zerreißen auszusetzen gezwungen war. Endlich erwachte er, und bewies dadurch auf das Unverkennbarste das Vorhandensein seines Bewußtseins, daß er mir nach feiner Sitte der niederen Stände nicht die Kniee küßte, sondern seine Mütze vor die Füße hielt. Sein Schlaf schien mir doppelt unverzeihlich, da er keine vierfüßigen Stellvertreter hatte, war aber den Gebräuchen des Landes angemessen, und daher nichts Arges. Sehr häufig sieht man in Polen Viehheerden ohne einen Hirten oder Schäfer weiden; gewöhnlich liegt dieser in einem Busche oder auch in mitten seiner Thiere mit Schlafen beschäftigt. Von Hunden, welche durch Unterstützung der Peitsche Schafzucht studirt haben, daher den Schäferschlaf unschädlich machen, weiß der polnische Schäfer nichts. Er kann auch eher diese hochgelehrten Hunde entbehren, als ein deutscher Schäfer, der oftmals seine Heerde auf dem schmalsten Triftwege zwischen Saatfeldern durchziehen muß. Der polnische Schäfer findet überall funfzig bis sechszig Schritte breite oder mit Barrieren besetzte Wege und zur

Weide ungeheuere, wüste liegende Flächen, auf denen sich kein bebautes Stück befindet. Ist dies aber wirklich ein Mal der Fall, oder hat er einen Strich von Wiesen zu bewachen, so macht er sich die Nebenbuhlerschaft der studirten Hunde durch eine lange Peitsche unnöthig, deren Knallen die Schafe sehr wohl zu deuten verstehen. —

Ein wirklich auffallender Zufall begegnete mir hier. Ich klagte nämlich dem Schäfer, daß ich trotz dem vielen Reiten im Walde noch nicht ein einziges Mal Wölfe zu Gesicht bekommen habe. Ich hatte kaum ausgeredet, als der Schäfer laut aufbrüllte: wilky, wilky! und mit gewaltigen Sprüngen unter Schwingen der Peitsche seine großen Stiefeln gegen den Wald hin durch die Luft zog. Fünf Wölfe, die ich durch die Aeußerung meines Wunsches wirklich gerufen zu haben schien, ließen den Schäfer die grotesken Geberden machen. Die Thiere waren aus dem Walde hervorgestürzt, faßten von der nach polnischer Weise entsetzlich zerstreuten Heerde vier Schafe, und flohen sogleich wieder in den Wald. Der Schäfer drang mir eiligst seine Peitsche auf, und bat, ich möchte die Schafe wieder zu erlangen suchen. Er behauptete, es sei dies für einen Reiter eine Kleinigkeit, da die Wölfe in diesem Walde, der ihnen der nahen Teiche wegen keine Zuflucht gewähre, nicht bleiben können, sondern auf der Anhöhe durch das freie Feld in den disseitigen Wald übergehen müssen. Ich wäre vielleicht das Werk vollkommen auszuführen im Stande gewesen, wenn ich den Schäfer vollkommen verstanden gehabt hätte, und, seiner Weisung folgend, mitten im freien Felde der Anhöhe rasch zugeritten wäre. Doch ich sprengte unter den Saum des

Waldes, in dem sich die Wölfe eben befanden, und gab durch diesen Umweg denselben einen bedeutenden Vorsprung. So flüchtig, als es die tiefen und dichten Feldfurchen, hie und da Gebüsch und einige sumpfige Stellen erlaubten, jagte ich unter dem Waldsaume der Anhöhe zu. Um zwei hundert Schritte ungefähr hatte ich sie nicht erreicht, als auf ihr genau, wie der Schäfer vorher beschrieben hatte, die Wölfe aus dem Walde hervorkamen. Sie gingen in dichter, langer Reihe, der ledige vorauf, die belasteten ihm nach. Es waren gewaltige Thiere so, wie ich sie mir nicht vorgestellt hatte. Denen gegenüber, die ich in Menagerien gesehen hatte, waren sie wahre Riesen, oder schienen es vielleicht auch nur, indem die Freiheit und der Käfig umgekehrte Wirkungen auf das Ansehen der Thiere haben konnten. Sie sahen mich herbeisprengen, zeigten aber nicht die mindeste Furcht. Ich möchte sagen, sie waren dummdreist auf die unverschämteste Art, oder sie verachteten mich mit der niederträchtigsten Manier. Kaum einen halben Seitenblick warfen sie mir zu, und schärften ihre Schritte nur ebenso, als sie meinten, daß es nachgerade nöthig sei. Ich gestehe, die Lust, mit diesen fünf Schaf- und Menschenfressern in Kampf zu kommen, rieselte mir bei der ersten Ansicht derselben etwas Kühlung unter die Haut, machte mir aber dadurch doppelte Courage. Ich nahm, um ihnen zuvorzukommen, den Weg quer durch das unebene Feld, und strengte mein Pferd nach Möglichkeit an, doch war mein Bemühen fruchtlos; der andere Wald war zu nahe, und die Thiere hatten schon zu viel Vorsprung. Ich war noch mindestens dreißig Schritte hinter ihnen, als sie den Wald erreichten, und da waren sie mit einem Male wie

verschwunden. Auf eine geraume Fläche durchstreifte ich das Gebüsch nach allen Seiten, doch keine Spur, kein Laut war mehr von ihnen zu gewahren. Einen Partialsieg hatte ich davongetragen. Der letzte Wolf nämlich, der sich um einige Schritte verspätet hatte, warf noch dicht vor dem Walde das Schaf fort, um seinen Collegen schnell nach- und mir zu entkommen. Das Thier gab kaum noch einige Lebenszeichen von sich. Der Schäfer nahm es in Empfang, und übergab es am Abend der Wirthschafterin, die das Gesinde am anderen Tage durch ein fleischbegabtes Mittagsmahl mir zu Danke verpflichtete.

Die Leichtigkeit, mit welcher die Wölfe die Schafe trugen, war ich wirklich anzustaunen gezwungen. Wenn man so etwas nicht gesehen hat, kann man sich davon nicht leicht einen Begriff machen. Ein wahres Spielwerk war den Thieren die Last der Schafe, die vielleicht bedeutender war, als ihre eigne; vielleicht ein leichteres Spielwerk, als manchem russischen Infanterieoffizier eine Gänsefeder. Zu bequemem Transport hatten sie die Schafe auch sehr geschickt angepackt, nämlich nicht im Genick, sondern dicht hinter den Schaufeln (Schulterblättern) im Rückgrath, da wo die Rippen am schmalsten auslaufen, und der Körper die größte Festigkeit hat. Da ich mich erinnerte, in Naturgeschichten gelesen zu haben, daß der Wolf seine Beute im Genick fasse, hier aber einen Widerspruch in der That fand, so hielt ich es werth, den Schäfer, der mit dem Geschäftsbetrieb der Wölfe sehr vertraut war, umständlich zu befragen. Der Wolf fasse, erklärte der, stets seine Beute, wenn sie von der Art sei, daß er sie allein davontrage, im Rückgrath, weil in demselben der Kör-

per den meisten Halt habe, und er ihn frei in der Luft so tragen könne, daß die Füße desselben nicht auf der Erde schleppen und ihn am Laufen hindern. Am Rückgrath habe er auch einen vollen, kräftigen Biß, indem seine Fangzähne zwischen die Rippen fallen. Das Genick hingegen habe ihm die Natur darum nicht zum Angriff angewiesen, weil dasselbe keinen vollen Knochen zum Biß gewähre, und zu gelenkig sei so, daß an ihm der Körper nicht getragen, sondern nur geschleift werden könne. Anders, meinte der Schäfer, verhalte es sich mit intransportabeln Thieren, Kühen, Ochsen, Pferden 2c. Diese greifen, nicht ein Wolf, sondern mehre zugleich, und zwar am liebsten im Genick an, weil es ihnen darauf ankomme, dieselben niederzureißen. Oft aber, namentlich bei Pferden kommen die Wölfe nicht zum Griff im Genick. Das Thier ergreife die Flucht, und die Wölfe begleiten es, fortwährend an ihm in die Höhe springend, und Stücken Fleisch aus den Seiten und dem Halse reißend, so lange zu beiden Seiten, bis es entkräftet niederstürze.

Im offnen Felde, erzählte der Schäfer, lassen sich gewöhnlich die Wölfe nicht blicken. Sie halten sich fortwährend im Walde auf, wo sie den weidenden Rindviehheerden gefährlich werden. Treffen sie im Walde mehre Tage keine solche Heerde, so gehen sie, von Hunger getrieben, an den Saum des Waldes, und beobachten das Feld. Sehen sie darin eine Schafheerde, so stellen sie sich ihr so nahe, wie möglich. Schreite die Heerde vorwärts, so halten sie mit ihr gleichen Schritt, und warten nun im Gebüsch so lange, bis sich die Heerde ausbreite, zerstreue und zum Theil dicht an den Wald komme. Dann erst brechen sie hervor, fassen

die nächsten Thiere, und verschwinden mit ihnen schnell wieder in den Wald so, daß oftmals der Schäfer von dem Raube nichts erfahre. In harten Wintern aber, wo sie vom Heißhunger gequält seien, machen sie so große Umstände nicht; da gehen sie in das freie Feld, und stürzen wie blind in die Heerden.

Ungemein dreist, erzählte der Schäfer, seien sie, wenn sie keinen Raub beabsichtigen. Sie begegnen einem oft auf Waldwegen, und zeigen sich kaum entschlossen, auszuweichen.

Hiervon haben mir selbst die polnischen Wölfe — ich sage absichtlich „die polnischen", weil diese dreister sind, als vielleicht andere — Beweise gegeben. Im Jahr 37 begegnete mir einer, dem ich auszuweichen gezwungen war. Im Winter desselben Jahres sah ich an manchem Tage Schaaren von zehn bis funfzehn stets in langer Reihe, Einer nach dem Andern, dicht an meiner Wohnung vorübergehen. Die Thiere schienen zu wissen, daß die russische Furcht vor polnischen Kugeln Gewehre bei der ungeheueren Strafe der Verbannung nach Sibirien verboten hat, und daß sie darum sich zu fürchten nicht mehr nöthig haben. Seit der Revolution, nach welcher sogleich das Gewehrverbot herauskam, haben sich diese vierfüßigen Raubthiere auf eine schauderhafte Weise vermehrt. Sie sind durch ihre Zahl und Dreistigkeit ein Unglück für die Landbewohner geworden. Wohnt man in einem Dorfe, so hört man fast in jeder Woche von neuem Unheil, das sie den Heerden zugefügt haben. Die kleinen Bauerpferde, die meist einzeln, ohne Hüter, und zu Verhinderung des Davonlaufens mit geknebelten Vorderfüßen auf den Wiesen weiden, werden ungemein häufig ihr Futter. Bei harten

Wintern kommen sie schaarenweis des Nachts in die Dörfer. Daß sie Hofhunde von den Ketten abfressen, ist gar nichts Seltenes, und lassen sie es beim Hunde bewenden, so betrachtet dies der Landbewohner noch als eine besondere Gnade, denn wenn sie sich ein Mal in einen Hof geworfen haben, so pflegen sie in die Ställe zu brechen, indem sie sich unter der Thür durchwühlen, oder einige von den Stangen durchbeißen, die die Wand bilden. Sind sie ein Mal in einen Stall gelangt, so führen sie darin, namentlich in einem Schafstalle, ein gräuliches Regiment. Im Stalle selbst befriedigen sie ihren Heißhunger nicht; da würgen sie nur, und schleppen dann die Beute zur Mahlzeit ins Freie. Im Winter 37 — 38 brachen mehre Wölfe in den Schweinstall eines Einwohners der kleinen dem Grafen gehörigen Stadt. Sie würgten die beiden fetten Schweine, schleiften sie ins Feld, und verscharrten sie dort, nachdem sie ihren Hunger gestillt hatten, pfiffiger Weise in den Schnee. Am anderen Tage fand man die beiden Leichen. Natürlich hatten sie ein Aussehen, das dem süchtigsten Wurstesser auf Jahre den Appetit verdorben haben würde.

Dem Menschen, wurde mir versichert, seien die Wölfe auch selbst in dem härtesten Winter nicht gefährlich, wenn derselbe kein Thier bei sich habe. Sei er aber zu Pferd oder Wagen, so werde er leicht mit dem Thier verwechselt. Dies besteht allerdings in der Wahrheit. Ich habe einen Zimmermann gekannt, der zu und von seinem Arbeitsplatze täglich zwei Stunden weit durch den dichtesten Wald zu wandern hatte. Er versicherte mir, er sei unzählige Male in den härtesten Wintern Heerden von Wölfen begegnet, doch

habe er nie Ursache gehabt, von dem Knüppel Gebrauch zu machen, den er zu seinem Troste bei sich geführt habe. Er behauptete, man dürfe nur nicht furchtsam umkehren, sondern müsse, um ungefährdet zu sein, dreist vorübergehen. Ein Postschlitten in Podlachien hingegen wurde im Winter 38 zwei Meilen weit bis dicht vor eine kleine Stadt von neuen Wölfen verfolgt. Die Thiere waren ohne Frage vom Geruch der Pferde angelockt, verwechselten aber in ihrem blinden Heißhunger Menschen mit Pferden, und suchten von hinten auf den Schlitten zu setzen. Durch vier Pistolenschüsse hatte der Schirrmeister, die einzige Person im Schlitten, sie nicht in Furcht setzen können, und selbst mit dem Säbel war er kaum im Stande gewesen, sie von sich und dem Postillon abzuhalten. Er hat versichert, daß er eine Viertelstunde länger den Kampf nicht hätte bestehen können.

In der That läßt das Gewehrverbot, zu dessen riesenhafter Strenge offenbar die riesenhafte Furcht das Maaß gegeben hat, die Wölfe zu einem wahren Landesunglück werden. Die Behörde kennt die Sache recht wohl, und fürchtend, die gefräßigen Raubthiere möchten ihr am Ende gar noch aufs Bureau kommen, um Schafe zu würgen, bietet sie, dem Gewehrverbot die Existenz zu sichern, Prämien auf Wölfe. Wer einen ausgewachsenen Wolf fängt, und lebendig einbringt, erhält, wenn er mit den Beamteten hübsch umzugehen versteht, zwanzig polnische Gulden; wer ein Wolfsnest findet und in dasselbe dringt, erhält für jedes Junge, wenn ich nicht irre, wurde mir gesagt: acht Gulden (1 Rthr. 16 Gr.). Die Behörde würde durch diese Freigebigkeit ohne Zweifel sehr heilsam wirken, wenn die Edelleute Lust hätten, den Wölfen

Salz auf den Schwanz zu streuen und für zwanzig Gulden mit ihr in Berührung zu kommen, und die Wölfe so wohlwollend wären, ihre Nester für die armen Bauern, die zu Wolfsjagden weder Zeit noch Erlaubniß haben, auf die Chaussee zu bauen. —

Ich verließ den Schäfer, ritt zum Dorfe zurück, und übergab meine Pferde den Strożen (sp. Strusch [Wächter]).

Auch dieser Klasse von Menschen muß ich Erwähnung thun. Sie bildet die Leib- und Wirthschaftswache eines jeden Edelmanns. Sie besteht täglich aus zwei anderen Bauern, die die Obliegenheit haben, am Tage das für die Kamine nöthige Holz zu entzweien, und des Nachts Aufsicht zu führen. Die nächtliche Aufsicht weist gewöhnlich jedem der beiden Bauern einen besonderen Posten an. Der eine muß vor den Fenstern des edelmännischen Schlafgemachs die Nacht hindurch wachend sitzen, der andere hütet die Viehställe, Scheuern ꝛc. Beim Grafen hatte der eine Stróż seinen Posten vor dem Vergnügungszimmer, damit die Viehapotheke und die darin befindlichen medizinischen Kenntnisse des Grafen nicht etwa davon laufen möchten. Der andere hatte seinen Sitz vor den Scheuern. Dessen uneigentliches Geschäft war, seinen bäurischen Collegen das Stehlen so bequem als möglich zu machen, damit, wenn sie in den nächsten Nächten Strożen wären und er Dieb, sie dem Vergeltungsrecht ihre Achtung beweisen möchten. —

Ich begab mich nicht, wie gewöhnlich, in den Speisesaal, sondern in das Zimmer der Wirthschafterin. Hier wurde mir in der That durch einen reizenden Anblick jeder Schweißtropfen vergolten, der zur Erwürgung der Wölfe ver-

gebens geflossen war. Dreizehn junge, sechszehn- bis neunzehnjährige Mädchen, als Dienstpersonen der gräflichen Rindvieh-, Federvieh- und Schweinezucht angehörig, präsentirten mir alle zugleich ihre polnischen Vollblutsgesichter. Ein polnisches Bauermädchen, wenn das letzte Wasser nicht vor gar zu langer Zeit von seinen Backen abgetrocknet ist, ist — so drückte sich ein Mal der Graf aus — für den Rachen der Liebe zu jeder Zeit durchaus kein unlieblicher Bissen, doch wenn es spinnt, so ist es in der That so reizend, daß eine Parze nur zu ihrer Schande neben ihm sitzen würde. Hier sah ich dreizehn solcher Spinnerinnnen in einer Reihe. Sie saßen sämmtlich schräg auf dem Rande des riesigen Heerdes so, daß die gewaltige Kienflamme, die dem dicksten Talglichte Hohn sprach, sie von hinten erleuchtete, und nur durch den magischen Widerschein von der weißen Wand die schelmischen Gesichter traf. Die Gewandtheit, mit der die jugendlichen Wesen ihre flüchtigen Wurfspindeln in der Luft tanzen ließen, und die Grazie, welche in den zum Ausziehen des Fadens nöthigen Armstreckungen lebte, gaben ihnen in Wirklichkeit einen eigenthümlichen Reiz, der noch durch ihre große Zahl gesteigert wurde. Die Gruppe war wirklich malenswerth; selbst die Flachsrocken, die auf ein winkelrechtes Holz gespießt, das durch den Druck der Steiße Stabilität erhielt, hoch über die Köpfe der Mädchen emporstiegen, trugen zur eigenthümlichen Hübschheit derselben bei. In der That hatte ich Ursache, zu bedauern, daß meine Finger nicht von Raphaels Hand waren.

Elfter Abschnitt.

Nicht zehn Tage, sondern drei Wochen nach seinem Briefe erschien der Graf. Er hatte schon gezweifelt mich noch anzutreffen, und freute sich nun, wie er versicherte und wie es schien, sehr, daß ich seinen voreiligen Befürchtungen eine angenehme Nase gedreht hatte. Sein erstes Gespräch brachte mir ein Corps von warschauer Speisehaus- und Theaterabentheuern, dem meine Lachmuskeln nothwendig einen Schwanz anbinden mußten. Sein zweites, für welches das erste meine Laune zu freudevoller Empfänglichkeit zubereitet hatte, hieß mir mit schaudernden Vorstellungen meine Reise hinter den Winter schieben. Wenn man einen Reiseplan schon so vollständig ausgemalt hat, wie ich den meinigen, so läßt man einen fremden Pinsel nicht leicht Veränderungen machen — doch, ich war durch nichts, als meinen Vorsatz gebunden, einem geschickten Nachsatze konnte daher meine Entbindung nicht schwer werden, um so weniger, als ein kalter, schneevermengter Herbstregen mit den Fensterscheiben in einem Kampfe lag, der das naßkalte Echo von meiner Nacht-Reise von Warschau herzhaft auf meine Begriffsnerven

prallen ließ. Ich sagte zu. Sogleich entfernte sich der Graf, und kehrte mit einem Packe Bücher zurück, das er von Warschau mitgebracht hatte, um meine Befürchtung der winterlichen Langweil in Furcht zu setzen. Ich hatte hier wirklich alle Ursache, die Gastfreundschaft der Polen anzuerkennen, und spätere Erfahrungen haben meine Anerkennung vollkommen bekräftigt. Es kann unter der Sonne kein gastfreundschaftlicheres Volk geben, als die Polen. Die hochgepriesene Gastfreundschaft der Deutschen kommt mir gegen die der Polen vor, wie der Schatten eines seliggestorbenen Zwerges gegen einen lebendigen Goliath. Viele Bequemlichkeiten kann der Pole freilich nicht bieten, doch die er bieten kann, bietet er seinem Gaste (doch darf derselbe kein Russe sein) mit ungemeiner Freundlichkeit. Selbst Aufopferungen sind ihm nicht zu theuer für seinen Gast, d. h. so lange derselbe nur Gast ist, denn sobald er Verbindlichkeiten übernimmt, wird er Sklave, und die Jubelsonne purzelt mit einem Male hinter die dicke Adelstolzwolke, zu deren Nährung er Huldigungsdünste erzeugen muß. Doch genug, die Polen sind äußerst gastfreundschaftlich, und dies bewies mir in diesem Augenblicke der Graf durch die deutschen Bücher, deren Auswahl leider zum Theil die Frucht der Liebe zu alten Weibern gewesen zu sein schien. Es fanden sich gräuliche Bücher unter ihnen. Bücher, die von wahrsagenden Ochsen, philosophirenden Eseln, liebesingenden Ferkeln, sterndeutenden Dohlen ꝛc. so erbaulich erzählten, daß selbst hartherzige Waschweiber Thränen darüber hätten ablassen müssen, daß die polnisch-deutsche Literatur sich im Vieh verkörpert hatte. Ein ganz neu erschienenes Buch, einer sehr bedeutenden Person des König-

reichs zugeeignet, enthielt die gallerigen Blutgüsse aus den Geschwüren der ungesunden Singader eines Freiherrn von — —. Dieser geschworene Sänger singt unter Anderem tieffühlend folgende mir eben gegenwärtige Strophe:

Du hast mich bekränzet, o trauliche Cither!
Mit Liebe befächelt das sehnende Herz;
Es lächeln die Engel im Rosengewitter,
Und füllen die Seele mit himmlischem Schmerz.

Unter Zauber- und Mordgeschichten, modernen Räubergemälden 2c. fand sich auch ein Traumbuch, das aus geträumten Ochsenhörnern und Kräheneiern Hochzeiten und Leibesbeschwerden brütete. Genug, der Graf hatte gräuliche Bücher zusammengekauft; zwischen ihnen fand sich, wie die Königin des Tages unter nächtlichem Ungeziefer, Johanna d'Arc.

Während ich die Bücher besah, hatte der Graf den Saal verlassen. Er kehrte bald mit der Frage zurück: ob ich mir meine Schicksale von einer prophetischen Zigeunerin produciren lassen wolle. Wir mußten noch einige Zeit auf den Eintritt des Weibes warten, denn es schlug eben der dicken Wirthschafterin die Karte, von der der Graf erzählte: es könne kein abergläubigeres Weib am Leben sein, als sie, denn sie lasse sich fast alle zwei Wochen von herumziehenden Zigeunerinnen eine andere Zukunft aus dem Geldbeutel schneiden, und besitze für jede ein Gewicht von Glauben, das ihre abnorme Menschenlast zur Lumperei mache.

Endlich trat die verrauchte Prophetin mit einem zierlichen Knix zur Thür herein. So wie ich dieselbe sah, fiel mir eine Anekdote ein, die in Breslau zu meinen Ohren

gekommen war, deren Verwirklichung mir jetzt vornehmlich darum von großem Reiz war, weil ich dem Grafen ein Gegengeschenk schuldig zu sein glaubte.

Die Zigeunerin kratzte sich einige Male in den schwarzlockigen, belebten Haaren, und nahm sodann mit vielwissenden Gesichtsverzuckungen den Grafen in die Cur. Mit ungemeiner Gewandtheit wickelte sie ihre Allwissenheit in den privilegirten Mantel von zwei und dreißig Fetzen.

Bald kam die Reihe an mich. Sie prophezeihte mir großartige Dinge, unter denen Hochzeitsjubel nnd Lotterieergüsse die kleinartigsten waren. Sie warnte mich vor einer giftigen Sorte von federsüchtigen Wölfen, versicherte aber, daß die bösartigen Thiere nicht gepanzert seien; kurz, sie ließ aus ihrer Karte meine Zukunft bis zum kleinsten Detail mit einer riesenhaften Beredtheit hervorsprudeln.

Ich schnitt für diese Allwissenheit mein Staunen so groß und natürlich als möglich zu, und ließ am Ende als einen Erguß meiner Bewunderung die Frage an die Allwissende ergehen: wenn sie nun wundervoller Weise die Zukunft fremder Menschen so genau kenne, so müsse ihr doch ihre eigne jedenfalls sonnenklar vor Augen stehen. Mein Mitleid war noch in Zweifel, ob es mich solle die Anekdote verkörpern lassen, doch jeder Zweifel war hinweg, als die Zigeunerin erklärte; „o ich könne mich heilig darauf verlassen, daß sie jede Minute ihrer Zukunft kenne.“ Zum größten Erstaunen ihrer Allwissenheit brachte ihr gleich die erste Minute nach ihrer Aussage ein Paar ungewußte Maulschellen und eine stürmische Fahrt aus dem Hause.

Der Graf wollte vor Freude fast toll werden. Noch

lange Wochen darauf, sobald er an die Allwissenheit der Zigeunerin dachte, brach er in endloses Gelächter aus. — —

Sobald der Regen etwas nachgelassen hatte, verließen wir das Zimmer. Die lange Abwesenheit des Grafen machte eine Besichtigung der Wirthschaft nöthig, die uns über alle Mistsorten zu den Scheuern und dem polnischen Kartoffelkeller führte. Da in einigen Tagen die Bevölkerung eines großen Waldteiches gefangen genommen werden sollte, so interessirte uns jetzt jeder Pfuhl, um so mehr die vor uns liegenden vier großen Teiche. Verschiedenheit der Meinungen veranlaßte uns am Ende hinter der Rindviehwohnung in einen Kahn zu steigen, der zu meinem Schrecken beim Einsteigen des Grafen sich fast unters Wasser verkrochen hätte, und eine naturwissenschaftliche Teichfahrt zu unternehmen. Wir ruderten zu den Schweinställen hinab, und bestiegen die Museninsel, auf der der Graf sogleich so umständlich als möglich vor meinen Ohren den Musentempel erbaute. Wir schifften uns wieder ein, und fuhren zum südlichen Ufer des Teiches. Hier auf dem Damme befand sich das halbzerfallene Gebäude einer oberschlächtigen Mühle, die schon seit Jahren ihres Alters wegen ohne Beschäftigung geblieben war. Das Gebäude sah sehr liederlich aus. Es war nur aus Bretern zusammengenagelt. Es stand so, daß zwischen ihm und dem Wasser nur ein zwei Ellen breiter Weg blieb. In seinem Inneren sah es gräßlich aus. Die Maschine war zerfallen, die Räder verfault; kurz, die Vernichtung präsentirte sich hier mit einem übervollen Magen. Der Graf erklärte, die Mühle liege in diesem Zustande bereits siebenzehn Jahre. So wie sie angefangen habe zu stocken, habe man sie außer

Dienst gesetzt, statt ihrer auf einem anderen Orte eine neue gebaut, und sie nicht wieder beachtet. So, mußte ich anerkennen, hatte man ächt polnisch gehandelt. Von Restaurationen hält man in Polen nichts. Man macht Alles erbärmlich, aber man achtet es auch nicht. Entspricht ein Ding seinem Zwecke nicht mehr vollkommen, — zu verbessern läßt man sich nicht einfallen — so überläßt man es der Zeit zum Fraße, und schafft, selbst ohne brauchbare Theile des alten in Benutzung zu nehmen, ein neues.

Mittels einer Treppe, die selbst für Hühnerbeine nicht ungefährlich war, gelangten wir in ein kleines, fensterloses Zimmer, das frische Luft auch selbst durch die Wände einathmete. Das Bild, welches vor den Fensteröffnungen stand, war wirklich so reizend, als es irgend eine flache polnische Gegend nur besitzen konnte. Im Vordergrunde breiteten sich die vier Teiche aus, aus denen sich die Museninsel und eine zweite Insel, in welcher sich der gräfliche Weinkeller befand, erhoben; zur Linken, hart am Ufer präsentirten sich vermöge der Entfernung nicht eben unangenehm das Gesindehaus, der Palast und die Schweinställe, weiter hin, die übrigen Wirthschaftsgebäude; gerade vor, nach dem Hintergrunde, erhob sich das furchige Feld sanft zu einer Anhöhe, die nach der rechten Seite abfiel, und an ihrem Fuße das Feld in eine große Wiesenfläche übergehen ließ, die ein Bach durchfloß, der seinen Lauf mit hohen Erlen in die Luft zeichnete. Derselbe mündete in die Teiche, und war dermaleinst der belebende Geist der gegenwärtig entgeisteten Mühle gewesen. Das ganze Gemälde schloß, gleichwie ein Rahmen, rings Tannenwald ein. — Ich äußerte gegen den Grafen, daß,

wenn ich mir auf seiner Besitzung ein Plätzchen zur Wohnung auszusuchen das Recht hätte, so würde auf diese Mühlenstube meine Wahl fallen. Am anderen Tage fand ich in der luftigen Stube drei Bauern mit Axt, Beil, Kalk und Pinsel, beschäftigt, sie polnisch-bewohnbar zu machen. Ich hatte hier einen neuen Beweis, wie der Pole durch ungemeine Freundlichkeit seinen Gast zu ehren sucht. — —

Nach einer Woche erschien der Tag der Fischernte. Wie in den deutschen bürgerlichen Wirthschaften der Schweinetod ein Fest ins Leben ruft, an welchem Jeder Theil zu nehmen sucht, der ein Quentchen Vetterschaft oder Bekanntschaft aufzuweisen im Stande ist, so bringt beim polnischen Edelmanne der Fischzug ein Fest zur Welt, das manchem Freunde und Bekannten willkommen kommt. Nicht zu leugnen ist, daß das polnische Fischfest vornehmer gefeiert wird, als das deutsche Schweinefest, bei dem die Gäste sich die Finger in Wellfleisch waschen müssen, wenn sie ihren Zähnen Ansprüche auf das fette Waschmaterial verschaffen wollen. —

Gegen neun Uhr Morgens versammelten sich schon die Gäste zum Fischzuge. Ihre Zahl war nicht eben groß, doch hinreichend, einen Wallfisch um zwanzig Pfund leichter zu machen. Vorzüglich interessant war mir ein achtzigjähriger Mann, der dem letzten sächsischen Könige noch das Schwert umgürtet hatte, und darum den Titel Szablan*) führte. Ihm nächst war ein ältlicher Herr darum merkwürdig, weil sich in ihm eine wahre Kindessanftmuth mit dem großartigsten

*) Szabla; Säbel, Schwert.

Adelstolze vereinigte. Mit ihm waren seine zwei Töchter, ein Paar junge, feurige Schönheiten, die bei diesem Fischzuge wahrscheinlich den dicken Fischherrn zu fischen gedachten, um ihm mit seinem junggesellenschaftlichen Stolze, zum Jubel der Frauenschaft die Nase zu wischen, und sein Sohn, ein junger, lediger Geist, der durch rabenschwarze Bartwichse seine Ansprüche auf Achtung zu vergrößern suchte. Nach Abzug dieses Verstandesauswuchses war derselbe ein ganz verständiger Geist. Er war den ganzen Tag über mein Begleiter. Durch ihn wurde mir erst die polnische Sitte bemerkbar, nach welcher sich ledige Männer, wenn sie sich öfter, als ein Mal gesehen haben, nicht mit ihrem Geschlechtsnamen, sondern mit ihrem Taufnamen, dem sie jedoch ein Pan (Herr) vorsetzen, rufen. So wurde der junge Mann Pan Antony (Anton), und der Graf Pan Karol genannt. Auch mich unterwarf man bald der polnischen Sitten-Herrschaft, und nannte mich nicht Pan Goehring, sondern Pan Konstanty.

Sonderbarer noch erschien mir die Sitte, nach welcher im Adel die Aeltern ihren Söhnen und Töchtern mit der Ruthe den Herren- und Fräulein-Titel geben. So nannte der sanftmüthig stolze Graukopf seinen Sohn stets Pan Antony und seine Töchter Panni (Fräulein) Anna und Julusia.

Diese Sitte, die offenbar eine Mißgeburt des vornehm adligen Tones ist, scheint im Widerspruch mit der zu stehen, nach welcher man erworbene Titel nicht in die Ohren der Titularhelden stopft; doch es ist nicht unbedingt der Fall. Der polnische Edelmann ist der Meinung, daß die Hoheit allein im Adel liege. Dies Pan, welches den Herrn, den Herrscher

über Unterthanen bekundet, und noch mehr, hohe Adelstitel, als Graf, Fürst rc., gelten ihm mehr, als alle Amtstitel. Ein Amtstitel, scheint ihm, ist ein Sklaventitel, und darum eigentlich mit dem Adel nicht vereinbar, oder doch nicht denselben übertönend. Und darum nimmt er einen Amtstitel nicht in den Mund. So wurde der achtzigjährige Gast nicht Pan Szablan, sondern mit seinem adligen Geschlechtsnamen genannt. Wer ein königliches Amt übernimmt, meint der polnische Edelmann, wird der Sklave des Königs. Der Edelmann aber — selbst thronfähig — kann wohl einen König machen, aber nicht ihm dienen. Von solchen Ansichten kommt es, daß Edelleute sich selten dem Staatsdienste widmen oder widmeten.

Während die Gesellschaft im Speisesaale ein brillantes Frühmahl über die Zähne springen ließ, waren die Karbowen und Knechte beschäftigt, die großen Fischfässer, das Riesennetz, das zu seinem Transport allein einen Wagen erforderte, und zwei in ausgehöhlten Bäumen bestehende Kähne auf Räder zu bringen. Ein komisches Bild gewährten die bekahnten Wagen. In die Kähne hatte sich die gesammte zum Fischzug beorderte Bauernschaft gesetzt.

Bald nach dem Mahl begab sich die ganze Gesellschaft auf Bryczken und Pferde, und ließ sich im Trabe davon tragen. Ich blieb mit dem Pan Antony der Gesellschaft weit nach, denn gar zu viele Gegenstände begegneten mir, die einer genaueren Betrachtung bedurften. Vorzüglich interessant war mir eine Vögelsorte, die ich in Deutschland nicht kennen gelernt hatte, von der mir hier aber fast jeder Wiesenbaum einige Individuen präsentirte. Sie gehört dem Ge-

schlechte der Spechte an. Die Größe dieser Vögel erreicht fast die der wilden Tauben. Ihr Gefieder ist prachtvollblau, nach dem Bauche zu in Weißlich-gelb verschwimmend. So ergötzlich der Anzug der Thiere für die Augen ist, so gefährlich ist aber die Stimme derselben für die Ohren. Mein Begleiter erzählte, der Bauernstand lege diesen Vögeln eine große Bedeutung bei. Er halte sie für Wetter- und Schicksalspropheten. Verlassen diese Vögel in bedeutender Anzahl den Wald, und erscheinen auf den Wiesen, so folgere der Bauer auf bald eintretenden Regen; sehe der Bauer einen solchen Vogel auf einem an einem Kreuzwege stehenden Kreuze, so verlasse er am anderen Tage seine Chalupa entweder nicht, oder mit der furchtsamsten Vorsicht, weil er der Meinung sei, daß dieser Vogel auf dem Kreuze ihm die Vorbedeutung eines leiblichen Unfalles sei. —

Wir befanden uns bald im Walde. In ihm hatten wir einen Weg von mehr, als einer Meile zurückzulegen, was uns darum nicht eben angenehm war, weil die außerordentlich freundliche Laune des Wetters hoch über uns auf den Bäumen sitzen blieb. Der entsetzlich verwilderte Wald veranlaßte mich das Gespräch auf die Behandlung der Waldungen zu lenken. Ich erzählte meinem Begleiter, wie man in Deutschland die Waldungen mit der größten Sorgfalt behandle, wie man sie dort in eine Anzahl von Schlägen eintheile so, daß in jedem Jahre ein anderer Schlag unter die Axt komme, und jeder Schlag in der Zahl von Jahren, die bis dahin verfließe, wo er wieder an die Reihe komme, sich mit eben so kräftigem Holze bestellen könne, als er früher geliefert habe; ferner, wie man in den deutschen Waldungen

keinen Span verfaulen lasse ꝛc. Mein Begleiter wunderte sich darüber sehr, daß man in Deutschland mit der wildwachsenden Waare so zärtlich umgehe, und beschrieb mir die Behandlung der polnischen Waldungen im Angesicht der truglosesten Belege. Das Buschholz, erzählte er, beachte man fast gar nicht. Man lasse es wachsen, bis ihm das Alter Halt gebiete. Zu Bryczken, Leiterwagen, Ackergeschirr und Feld-, Wiesen- und Hofumzäunungen nehme man allerdings das Material von ihm, doch sei dies eine kaum erwähnenswerthe Kleinigkeit. Das Buschholz komme zum allergrößten Theile, namentlich in entfernt liegenden Wäldern um, entweder, indem es das Alter niederbreche, oder indem man es, wenn es zu gewaltig emporwuchere, und die Stammfichten beeinträchtige, niederhaue, und auf Ort und Stelle der Fäulniß überlasse. Von Schlägen sei daher keine Rede. Anders verhalte es sich aber mit dem Stammholze, das in Polen als das einzige Erwärmungsmittel der Menschheit und als das einzige Baumaterial betrachtet werde. Sein Geldwerth hänge von der Nähe eines Flusses ab, der in die Weichsel münde, und daher einen Weg nach Warschau bahne. In Warschau nun werde das Holz nicht nach Klaftern, sondern nach dem Augenmaaß, und zwar in ganzen Stämmen verkauft, und so sei der Holzverkauf in den Provinzen für den Edelmann ganz mühelos, denn derselbe brauche weder Klaftern machen zu lassen, noch die Stämme ängstlich zu messen. Auch selbst mit dem Fällen und Transportiren mache sich der Edelmann nichts zu schaffen; er zeichne seine Bäume nur im Walde an, und verkaufe sie dann in Summa, wie sie stehen, an einen Juden, der sie auf seine Kosten,

wozu aber der Edelmann die Arbeitsleute stellen müsse, fällen und auf den Fluß schaffen lasse. Da der Jude aber nichts, als den Stamm gebrauchen könne, so bleibe das gesammte Astwerk zum Verfaulen liegen. In Warschau, erzählte mein Begleiter, werde ein Stamm, der ungefähr eine sächsische Klafter halte, mit zwanzig bis vier und zwanzig Gulden verkauft; in einem zwölf bis sechszehn Meilen von Warschau entfernten, nahe an einem Flusse gelegenen Walde aber habe er kaum einen Werth von sechs bis acht Gulden, und jemehr sich der Wald vom Flusse entferne, um so mehr falle der Preis. Am Ende, bei einer Entfernung von einigen Meilen komme er fast bis auf Nichts so, daß der Edelmann am klügsten thue, Stämme und Büsche der entfernten Waldungen ihrem eignen Entstehen und Vergehen zu überlassen, wenn er nicht Gelegenheit habe, eine Glashütte, Branntweinbrennerei oder gar ein Dorf in dem Walde anzulegen. —

Endlich gelangten wir zu dem großen Waldteiche, auf dessen einem Ufer sich die Gesellschaft bereits versammelt hatte. Die beiden Kähne wurden abgeladen, aufs Wasser gebracht und mit dem Riesennetze so belastet, daß auf jeden die Hälfte desselben zu liegen kam, und zu dem entgegengesetzten Ende des Teiches gefahren. Dort gingen die Kähne nach beiden Seiten hin langsam auseinander so, daß sich das Netz auseinanderzog, und in das Wasser senkte. Dicht an den Ufern fahrend kamen sie wieder zurück. Jeder brachte das Ende eines Seiles zum Ufer, das an ein Ende des Netzes geknüpft war. An jedes der beiden Seile wurden vier Ochsen gespannt. Das Ding sah wirklich großartig aus, und war es am Ende auch, denn mit einem einzigen Netze und mit einem

Male einen Teich rein auszufischen, der eine Viertelstunde im Durchmesser hat, ist keine Kleinigkeit. Ehe das Commando des Grafen die Ochsen in Bewegung setzte, mußten die Bauern auf ihre Posten gehen. Diese armen Teufel, die wohl mit Schnaps, mit aber nicht herbstlich-kaltem Wasser in Berührung zu kommen gewöhnt waren, mußten bei diesem Fischfeste unentgeltlich entsetzlich leiden. Da der Teich nämlich vom Ufer her stark mit Schilf durchwachsen war so, daß das Netz ihn an den Seiten nicht durchgreifen konnte, mußten die Bauern mit langen Stangen die Fische in die Flucht nach dem Inneren schlagen, wo dieselben die Beute des Netzes wurden. Zu diesem Behufe gingen sie halb nackt, nur mit der Leinwandhose und der großen Schafpelzmütze bekleidet, zum Theil bis zum Halse ins Wasser, — das Commando des Grafen trieb sie — und wütheten darin zu ihrer Erwärmung auf eine schreckliche Art mit den langen Stangen. Die Gesellschaft saugte aus den beiden halb unter Wasser gesetzten Bauerncolonnen einen Jubel, der der Tollheit fast vor der Thür war. Als die Bauern ihr Geschäft zehn Minuten getrieben hatten, und zu erwarten war, daß die Fische sich in das Innere des Teiches geflüchtet haben, gab der Graf seinen Befehl an die Ochsen. Dieselben schritten sogleich langsam vorwärts, und das Netz, von dem nur die Holzklötze sichtbar waren, die es im Wasser aufrecht hielten, kam allmälig näher. Endlich war der Zug vollendet. Ein furchtbares Quantum von Fischen war an die Luft gebracht worden. Der größte Theil bestand aus Hechten, von denen neune über zwei Ellen maßen. Die Auswahl ging schnell von Statten. Kaum der hundertste Theil der Fische blieb in

Gefangenschaft; ein großer Theil wurde in einen kleinen, der größte Theil wieder zurück in den großen Teich gelassen.

Die Gesellschaft setzte sich bald wieder auf, und fuhr zu dem gräflichen Palaste zurück, wo sie ein Mahl antraf, dessen Glanz und Fülle ihres Gleichen suchten. Ich habe die Gerichte nicht zählen können, da Ungarwein und Champagner meine Sinne so, wie die jedes anderen Gastes, zu sehr in Anspruch nahmen, doch ihre Zahl muß sehr bedeutend gewesen sein, da sie ziemlich schnell auf einander folgten und das Mahl vier Stunden dauerte.

Ich würde dieses brillante Mahl, das selbst einem regierenden Fürsten Ehre gemacht haben würde, nicht erwähnt haben, wenn es dem Strohsacke, auf dem der Graf schlief, und der erbärmlichen, hölzernen Hütte gegenüber nicht einen zu starken Beitrag zur Charakteristik der Polen lieferte. Erwähnenswerth war es am Ende auch noch wegen eines sehr starken Beweises von Galanterie der Polen gegen die Damen. Ich war der Meinung gewesen, die außerordentliche Galanterie sei untergegangen, als sich die Polen Trinkgläser angeschafft haben, doch ich hatte mich geirrt, wie mir die silbernen Teller bewiesen, von denen die beiden jungen Fräuleins ihre Bissen abgabelten. Außer diesen beiden Weiblichkeiten hatte sich keine Person anderen als porcellanenen Speisegeschirrs zu rühmen.

Unmittelbar nach dem Mahle empfahlen sich sämmtliche Gäste. Auffallend war mir beim Abschied die Grußformel: „Upadam do nóg“ (ich falle zu Füßen). Der Fußfall ist die pflichtige Sitte des Sklaven, des polnischen Bauers. Daß der Edelmann eine Sklavensitte, wenn auch nur im

Worte sich zu Eigen gemacht hat, widerspricht ebenso seinem Adelstolze, als es für seine übertriebene Artigkeit stimmt, die er Jedem zu Theil werden läßt, der ihm gleich steht, und giebt einen Beweis für die Inconsequenz seines Charakters. Mit dem Gruße: „upadam do nóg,“ meint der Pole, erbiete er sich dem Gegrüßten zum Sklaven; Jemandem aber seine Freiheit übergeben, sei die höchste Aufopferung; sie Jemandem anbieten, der Beweis der höchsten Hingebung, und das größte Quantum von Artigkeit.

Dieser Gruß: „upadam do nóg,“ ist in Polen so allgemein geworden, daß man einen anderen fast nicht zu Ohren bekommt. Der Director des warschauer Taub-Stummen-Institutes, ein katholischer Geistlicher von der kleinen ehrenwerthen Classe, neben seinen amtlichen Würden auch ein Spaßvogel von der liebenswürdigsten Sorte, empfand das Unedle des Grußes — er hatte seinen Geschmack durch eine deutsche Universität (Berlin) filtrirt — so innig, daß er ernstlich darauf dachte, diese Mißgeburt der polnischen Artigkeit umzubringen. Mit Schwert und Pike ließ sich dem unkörperlichen Wesen nicht beikommen, so versuchte er es mit den Waffen des scherzenden Spottes. Als er durch eine Menge witziger Zeitungsaufsätze seine Landsleute gehörig vorbereitet hatte, kündigte er den Kampf mit der Bekanntmachung an: daß er von einem Jeden, der ihn durch den Gruß: „upadam do nóg,“ verwunde, einen Gulden Strafgeld zu Gunsten der Wohlthätigkeitsgesellschaft verlangen werde. Interessant waren im „Warschauer Kurier“ die täglichen Berechnungen der eingenommenen Gulden, denen nie die Anfangsbuchstaben von den Namen der Gestraften fehlten.

Wenn es viele solche vernünftige Spaßvögel gäbe, so würde das „upadam do nóg“ bald vertrieben sein; und wenn der polnische Adel in Deutschland studirte, wie es der Director der Taubstummenanstalt gethan hat, so würde für die steifen Rücken der polnischen Bauern bald eine goldne Zeit kommen.

Zwölfter Abschnitt.

Nach einigen Wochen bezog ich die Stube in der verfallenen Mühle. Ich hatte sehr gefürchtet, daß die harte Winterluft sich durch die dünnen Breterwände nicht werde von meiner Haut abhalten lassen, doch bei der polnischen Art der Holz-Vernichtung konnte sie nicht so zudringlich sein. Zehn bis zwölf mannslange Scheite von den kienhaltigsten Fichten, aufrecht in den Kamin gestellt, befanden sich fast fortwährend so im Brande, daß die Flamme weit über den Rauchfang herausschlug, und die breterne Decke bedrohte.

Selbst dem Grafen fing mein Luftschloß an zu gefallen. Mit dem Frühsten erschien er täglich — bei mir, und hielt sich nicht selten den ganzen Tag auf. — —

Ich machte mir jetzt viel Bekanntschaft in den Bauerhütten. Es verging fast kein Tag, an dem ich nicht in einer meine Visite gemacht hätte. Das Leben der polnischen Bauern ist ungemein einförmig, und so konnten mir die Visiten auch immer nur dasselbe wiederbringen, doch eine derselben machte eine Ausnahme; sie führte Eigenthümlichkeiten vor meine Augen, die noch nicht vor ihnen gewesen waren.

In der Hausflur der Hütte empfing mich der Bauer, — es war derselbe, der mich mit der bäurischen Tabakfabrikation bekannt gemacht hatte — mit dem gebräuchlichen Fußfalle. Um ihn waren sämmtliche Kinder versammelt. Er bat mich, ich möchte einen Augenblick verweilen, weil es in diesem Augenblicke keiner Mannsperson und keinem Kinde erlaubt sei, in die Stube zu treten. Er wollte mir erklären, auf was das Verbot fuße, doch seine Zunge war zu langsam und die Frist zu kurz; die Stubenthür öffnete sich plötzlich, und ein altes Bauerweib, dessen Gesichtsfarbe von der eines Kohlenbrenners große Aehnlichkeit hatte, trat mit der schmunzelndsten Miene und dem jubelvollen Ausrufe: Chlopak! (ein Junge) hervor. Der Bauer, die Kinder, das Weib und ich mit strömten in die Stube, in der sich außer einem Schnapsduft, der selbst zwei Ziegen berauscht zu haben schien, die wie toll in der Stube herumtanzten, und unter den kampflustigsten Geberden die Kniekehlen der Menschen bedrohten, die Hausfrau auf dem Wochenbette kaum einen Augenblick nach ihrer Entbindung befand.

Das schwarze Weib, das, wie ich jetzt sah, die Hebamme war, füllte alsbald das Schnapsglas, und reichte es mir, nachdem es in seinem erschnapsten Jubelrausche mir mehre Male die Knie geküßt hatte. Ich warf ein Guldenstück in das Glas, und reichte es wieder zurück. Nachdem das Weib für diese Freigebigkeit meinen Knieen von Neuem seine Zähne ein Mandel Mal eingedrückt hatte, fischte es mit den noch ungewaschenen Fingern das Geldstück aus dem Glase, und reichte den trüben Trank dem Bauer, der ihn auch, jubelnd über seinen Jungen, den er jedoch noch nicht zu Augen

bekommen hatte, mit dem gesündesten Appetite durch die Kehle trieb. Auch die Kinder waren nicht von der Freude ausgeschlossen; ein jedes erhielt sein Glas Schnaps, das es denn auch mit der achtenswerthesten Fertigkeit zu verschlingen verstand.

Da ein Jedes mit einem kurzen Ruck nach löblicher Gewohnheit sein Quantum beseitigte, so dauerte die Schnapsfreude nur eine kurze Minute, nach der die Hebamme sogleich wieder an ihr Geschäft ging. Sie nahm das nackte Kindchen, das mit großen Augen die neue Welt ansah, und mit tiefem Athemzuge die erste Luft sammt dem beißenden Schnapsduft einschnappte, von dem Erbsenstrohlager der Wöchnerin, und präsentirte es dem langhaarigen Papa, der sogleich zu schmunzeln begann, und seinen Blick nach der Schnapsflasche wandte. Die Hebamme hüllte darauf den Kopf des Kindes dick in Flachs, der mit Eiweiß getränkt war, wickelte dasselbe bis zum Halse in eine Schürze, und legte es unter die Bank in die Ecke, welche die Wand und der ungedielte Fußboden bildeten, wo es einige Minuten liegen blieb, während welcher der Schnapsjubel repetirt wurde.

Ich frug die Hebamme, welche Gründe sie habe, das neugeborene Wesen unter die Bank in die kalte Ecke zu stopfen. Sie erklärte, es sei allgemeine Sitte; jede Hebamme thue es, und kein Kind dürfe in das erste Wasser gebracht werden, bevor es nicht einige Minuten unter der Bank gelegen habe; warum dies sei, wisse sie nicht, doch sie wisse, daß es so sein müsse.

Nachdem sie eine große Gelte mit Wasser auf den Tisch gesetzt hatte, nahm sie das Kind wieder auf, wickelte es aus

seiner ersten Montur, besprengte es mit Wasser aus dem an der Thürpfoste hängenden, irdenen Weihbecken, und legte es in die Gelte. Jetzt begann eine förmliche Taufhandlung. Die Hebamme hielt eine etwa funfzig Worte haltende Rede, bei welcher sich Alles, was nach Abzug der Hühner und der beiden frivolen Ziegen in der Stube war, bekreuzte, sagte, während sie das Kind tüchtig im Wasser wusch, und mit Kleien abrieb, das Vaterunser sammt den zehn Geboten her, und gab sogleich dem Kinde den Namen.

Dies erste Bad betrachtet der polnische Bauer als Vortaufe, und als eine nöthige und heilige Handlung. Er nennt es: Ochrzcienie z wody (Das Taufen aus dem Wasser).

Danach begabte die Hebamme das Kind wieder mit der eiweißschwangeren Flachsmütze, wickelte es bis zum Halse fest in Leinwandstreifen, und legte es in die vor dem Lager der Wöchnerin frei in der Luft schwebende Wiege, die in einem aus Birkenreisern zusammengeflochtenen Korbe bestand, der von drei von der Stubendecke herabhängenden Stricken gehalten wurde.

Sobald das Kind in dieser Wiege lag, begann der Schnapsjubel wieder, und zwar in großartigerer Weise, als vorher. Jetzt trank Jedes so viel, als die Kehle nur schlucken konnte. Die Hebamme spielte bei diesem Feste fortwährend die Schenkerin. Das Fest erstreckte sich jetzt aber nicht bloß auf die Inwohner der Hütte, sondern auch auf jede Person, die der Weg an der Hütte vorüberführte, ohne Rücksicht auf Alter und Geschlecht. Selbst zwei kleine Kinder, von denen das ältere wohl kaum fünf Jahre alt war, zog die Hebamme zum Schnaps in die Stube.

Die Wöchnerin, die, wie es mir schien, außerordentlich krank war, wurde bei dem Jubel nicht vergessen; doch ihr reichte die Hebamme nicht von demselben Tranke, durch den sie sich selbst und alle Uebrigen beseligte, sondern von erhitztem, mit geschmolzenem Fett vermischtem Branntwein. Von diesem Getränk, das zugleich als Medicin betrachtet wurde, mußte die dem Tode nahe Frau Quanta verschlucken, vor denen sich sicherlich ein deutscher Kürassier gefürchtet haben würde. —

Ich besuchte am anderen Tage die Hütte wieder. Die Wöchnerin war kränker, als am vorigen Tage. Dem Branntweingenuß konnte man beim polnischen Magen derselben schwerlich die Schuld beimessen. Ich frug den Bauer, ob nicht ein Arzt in der Gegend wohne, den er zu Hülfe rufen könne; er schien aber von Aerzten und ihrem Beruf wenig zu wissen, und erklärte in seiner Einfalt, daß es Mode sei, wenn Jemand sterben wolle, Medicin von der dicken Wirthschafterin zu holen.

Mein Vertrauen zu den medicinischen Kenntnissen des Grafen und der Apothekerkunst der dicken Wirthschafterin war zu gering, und mein Mitleid mit der Bäuerin zu groß, als daß ich mich nicht hätte näher um einen Arzt befragen sollen. Der Pisarz, mein entfremdeter Freund, erklärte, es wohne allerdings ein Arzt in der Gegend; nämlich in der kleinen, dem Grafen gehörigen Stadt. Derselbe sei ein Jude, barbire, reiße Zähne aus, practicire im Innern der Leute, mache Schafpelze und unterhalte auch ein Handelsgeschäft mit solchen.

Die Bezeichnung war so umständlich, daß ich den Tausendkünstler hätte finden müssen, und wenn ihn die Stadt in ihrer äußersten Ecke versteckt gehabt hätte. Ich setzte mich aufs Pferd, und ritt so schnell als möglich, um die Wöchnerin aus ihrer Schnapsseligkeit womöglich nicht in die Himmelsseligkeit hinüberschweben zu lassen. Nach Verlauf von einer Stunde war ich in der kleinen Stadt. Dieselbe glich Wysmierzice der Qualität nach gänzlich, der Quantität nach aber nicht. Sie war weit kleiner. Sie besaß nicht mehr, als sechs und funfzig Häuser, konnte mir daher das Auffinden des Medicus nicht schwierig machen. Derselbe saß in einem Zimmer, das das in Turek, in dem die geschorene Jüdin auf dem schweißgelben Himmelbett unsere verschluckten Schabbasfischchen retour zu treiben versuchte, zu einem Prachtsaale erhob, beschäftigt die Gebrechen eines alten Schafpelzes zuzuheilen. Die Menge der neuen und alten Schafpelze, der das finstere Zimmer, in dessen vierscheibigem Fenster drei Scheiben durch vorgeklebtes Papier ersetzt waren, zum Niederlage= und Verkaufslocal diente, die ausdünstenden drei Betten und die Wiege, die eine eigne blaue Atmosphäre um sich bildete, der furchtbare Schmuz auf dem Fußboden, der keine Diele durchschimmern ließ, und den in meiner Gegenwart die Jüdin mit einem Grabscheit losschurfte und in festen Schollen hinter den riesigen Kachelofen warf, von dessen Gesimms herab mehre Weiber= und Kinderhemden im Trockenproceß begriffen schwebten, und am Ende ein kleiner Kinder=Nachtstuhl und eine Menge aus Rindfleisch gemachter Würste, die an dem Querbalken der Decke aufgehängt waren, hatten mit gemeinschaftlicher Kraft das Zimmer mit solcher Stickluft

gefüllt, daß ich kaum im Stande war, meinen Mund zu öffnen, um den deutschen Gruß herausgehen zu lassen. Der Jude erhob sich mit einem tiefen Complimente, und frug: „was der Herr bedarf?“ Ich frug: ob ich die Ehre habe, den Herrn Doctor zu sprechen, und er meinte: „jich ben's.“ Ich trug ihm denn mein Anliegen vor, das er mit einer ungemein nachdenklichen Miene in Empfang nahm. Am Ende erklärte er: „aufs Dorf sai er gur nisch eingericht, uber wanns miss' sain, so miß er bekimmen für den Weg zwei pohlnsche Gilden.“ Nach meiner Gegenerklärung wandte er sich zum Bett, zog unter demselben einen Kasten hervor, und nahm aus dessen Inneren eine mit schwarzer Materie gefüllte Flasche, die er in die Tasche seines langen, jüdischen Rockes versenkte.

Ich bot ihm mein Pferd an, damit er desto schneller bei der Kranken sein möchte, doch er dankte dafür mit der Erklärung: „er hub selber å klaines Ferd, wail er immer miß' auf då Derfer rimfuhren zů einkaifen då Felln vun då Schufen.“

Ich versichere, kein Bild auf dieser großen Welt hat meine Eingeweide mit Zersprengen so heftig bedroht, als das, welches dieser langbärtige Physikus in seinem schnittlosen, jüdischen Rocke, mit dem großen, breitgekrämpten, schwarzen Hute, auf dem kleinen, dürren Pferde, dessen spitze Hüftknochen, wie Spieße, nach des Reiters Sitztheilen zielten, ohne Sattel, mit aus Stricken fabricirten Zügeln, gestaltete.

Sobald wir vor dem Städtchen waren, fing ich an zu traben. Der Jude mußte mir folgen, machte es sich aber bequemer, und galoppirte. Demungeachtet ließ der scharfe

Rücken des dürren Pferdchens ihn durch harte Zusammenkünfte mit seinem Hintern bisweilen so grimmige Gesichter schneiden, daß ich meine Patientin gänzlich vergaß, und das Lachen mich kaum noch auf dem Sattel duldete.

Wir ritten einen anderen Weg zum Dorfe, als der, auf dem ich zur Stadt gekommen war. Er war näher, aber so sandig, daß wir uns begnügen mußten, von gemächlichen Schritten befördert zu werden.

In halbstündiger Entfernung von der Stadt fanden wir im Felde ein Pferd, das seine Rechnung mit der Welt abgeschlossen, und dem Scheine nach bereits begonnen hatte, sich in die Wölfe zu verkriechen. Sein Duft begleitete uns zum Aerger unserer Nasen eine ziemliche Strecke. Mein Begleiter meinte, wenn man ihn zu des Pferdes Lebenszeit zu Hülfe gerufen hätte, so würde jetzt wahrscheinlich kein stinkendes Aas unsere Nasen incommodiren. Er versicherte, daß er auch die Viehnaturen vortrefflich in seinem Kopfe habe. Ich frug ihn, auf welcher Universität er seine Studien vollbracht habe? Er sah mich an mit einer Miene, als ob sein Verständniß keine Verdauungskraft für meine Frage habe, und meinte: „er wiß gur nischt, å wus das sai: Unisevertet.“ Ich frug nun, wo ihm die medicinischen Kenntnisse in den Kopf gebracht worden seien, und erhielt die Antwort: sein Vater habe schon mit schwarzen Tropfen und verschiedenen Kräutern gehandelt und damit die Menschen curirt, und von ihm habe er denn die Zubereitung der Tropfen und die Kräuter kennen gelernt. Zur Zahnausreiße- und Barbierkunst sei er aber durch sich selbst, d. h. durch einige kühne Versuche gekommen.

Kein europäisches Land außer Rußland kann mit Aerzten so schlecht versorgt sein, als Polen. Kaum, daß man in den Obwodschaftsstädten, die doch meist über drei bis vier tausend Einwohner enthalten, einen oder einige findet, wenn nicht zufällig Militairärzte in ihnen vorhanden sind. Zu einer Obwodschaftsstadt gehört aber oft eine Menge von kleinen Städten, über die die hülfefähigen Arme der etwa vorhandenen Aerzte nicht reichen können. So wird es denn den Juden nicht schwer, sich auf Grund einiger Kräuter, die sie als unschädlich, oder auch als nützlich kennen, ein Geschäft in den kleinen Ortschaften zu verschaffen, das so, wie sie es am liebsten haben, mühelos ist, und keine Auslagen erfordert. Da die Behörde die Unzulänglichkeit legitimer Aerzte kennt, so hindert sie die Juden in den kleinen Städten nicht an ihrer Praxis, denn durch sie werden jene ersetzt, und ihr ist geholfen, indem die Kleinstädter keinen Arzt von ihr fordern, und diesen ist am Ende auch geholfen, indem sie mit den jüdischen Grasextracten den Glauben einschlingen, der denn wirklich oftmals in seinen heilsamen Wirkungen die Vortrefflichkeit der langbärtigen Doctoren beweist.

Die Dorfbewohner nehmen weder einen legitimen, noch einen solchen jüdischen Arzt in Gebrauch. Sie wissen zum größten Theil nicht, was ein Arzt zu bedeuten hat, und wie wohlthätig er durch die Gedärme zu gehen versteht; und wenn sie es wissen, so haben sie nicht Mittel ihn mobil zu machen. Ich glaube, man kann ohne zu lügen sagen, daß vom polnischen Bauernstande noch nicht der hundertste Theil einen Tropfen Medicin zu Grabe trägt, oder den Glück-

wunsch irgend eines Arztes mit in jene Welt nimmt. Die meisten Bauern sterben hin, wie Thiere. —

Endlich erreichten wir das Dorf und die Hütte. Ehe der Doctor noch die Kranke gesehen, und mit ihr gesprochen hatte, holte er schon die Glasflasche aus der Tasche, und verlangte ein Bierglas. Dies mußte von einem Topfe vertreten werden. Er machte den Trank zurecht, und zügelte durch denselben, wie es schien, wirklich die ausreißerische Seele der Kranken; dieselbe genas wenigstens. —

Am anderen Tage besuchte ich die Hütte wieder, um dem Tauffeste beizuwohnen. Es zeigte nicht eben viel Merkwürdigkeiten. Die Gevattern folgten der Hebamme, die das Kind in einem Betttuche trug, dessen Zipfel sie in ihrem Genick zusammengebunden hatte, zur Kirche. Als sie zurückkamen, wurde das Kind ebenso, wie nach der Geburt, unter die Bank, in die erwähnte Ecke gelegt. Nach einigen Augenblicken nahm es die Hebamme wieder empor, wickelte es aus den Leinwandstreifen, und ließ es von einem jeden Pathen mit einem Reisbesen drei Mal auf den kleinen Hintern schlagen.

Ich habe vergebens nach dem Ursprung und dem Zwecke dieser Besenaction geforscht; Niemand konnte mir Auskunft geben, und kein Befragter wußte mehr als: sie sei eine alte und im Bauernstande allgemeine Sitte. Die dicke Wirthschafterin behauptete, durch den Besenschlag nach der Taufe werden die Kinder vor Convulsionen geschützt. Ob dieser Glaube nur der dicken Wirthschafterin gehörte, oder ob er

wirklich der Sitte zu Grunde lag, ist nicht zu meinem Wissen gelangt. —

Der Graf war mehre Tage in gerichtlichen Angelegenheiten in der Obwodschaftsstadt gewesen. Sobald er zurückkam, erzählte ich ihm meine neuen Erlebnisse. Daß ich den langbärtigen Doctor herbeigeritten, und durch ihn die Seele der Bäuerin festgehalten hatte, schien ihm nicht so ganz behaglich zu sein; wenigstens äußerte er: „man müsse sich gegen den Bauer nicht so klein machen, und ihm Dienste erweisen." Alles, was ich ihm von der Taufe erzählte, war ihm gleichgiltig, weil es ihm bekannt war; das crepirte Pferd aber, dessen übelen Duft meine Nase bei der Ewähnung wieder zu verspüren meinte, erregte sein besonderes Interesse, und zwar meinetwegen. Er frug, ob noch Fleisch an ihm sei, und ob es mir Freude mache, einen Wolf zu fangen. Die erste Frage mußte ein Ritt zu dem unglücklichen Leichnam, die zweite ich bejahen. Der Graf schickte noch an demselben Abende einen Knecht ab, dessen zwei Pferde den abgeschiedenen Collegen hinter das Dorf in die Nähe des Waldes schleifen mußten. Ungefähr fünf Schritte vom Cadaver spannte der Graf ein mächtiges Wolfseisen auf, das er, um die Wölfe am Diebstahl zu hindern, durch einen vierarmigen Anker mit der Mutter Erde verwachsen ließ. Durch eine Druckfeder, an der sich ein feiner Faden befand, wurde das Eisen gefährlich, durch einen an dem Faden befindlichen Entenmagen verführerisch, und durch aufgescharrten Schnee unsichtbar, heimtückisch. Der Geruch des Entenmagens, versicherte der Graf, besitze in Bezug auf Wolfsnasen weit

mehr magnetische Kraft, als der des Pferdes; das Pferd selbst aber sei für die Augen wirksamer, und locke ihre Inhaber aus der Ferne, wohin der Duft nicht reiche, herbei.

Wir fuhren acht Tage lang Abends und Morgens zum Cadaver, um einen Wolf im Eisen zu finden, doch fanden wir uns jedes Mal getäuscht. Die Thiere thaten sich eine Güte am Pferdefleisch, gaben aber keinen Beweis von der größeren Anziehungskraft des Entenmagens. Endlich am neunten Tage fanden wir einen Wolf im Eisen. Er konnte aber nicht von dem Entenmagen angelockt worden sein, denn er hatte sich mit beiden Hinterfüßen gefangen. Der Fang mußte vor sehr kurzer Zeit geschehen sein, denn das Thier war noch in der vollsten Kraft. Es wüthete entsetzlich gegen die Fessel. Den Anker hatte es aus der Erde gerissen, und wäre, wenn derselbe sich nicht in das Geripp des Pferdes verhängt gehabt hätte, vielleicht mit dem Eisen ein tüchtiges Stück, oder ganz davon gegangen.

Wir fuhren wieder zurück, und holten eine Schlinge. Dieselbe bestand in einer langen Stange, an deren oberem Ende eine Hanfschnur die eigentliche Schlinge bildete, die nach Nöthigkeit festgezogen oder nachgelassen werden konnte. Wir fanden den Wolf jetzt liegend und erschöpft. Als wir uns näherten, sprang er auf, und versuchte nochmals davon zu kommen. Der Graf zog ihm die Schlinge über den Kopf, und ein Knecht, der mit uns war, mußte das Eisen aufbrechen.

Ich habe nie in der Natur eines Thieres eine so plötzliche Veränderung zu erkennen Gelegenheit gehabt, als in der dieses Wolfes. So bald derselbe seinen Hals in der Schlinge fühlte, war er zahm, wie ein polnischer Bauer

unter der Knute. Er ließ sich führen, als ob er gewöhnt sei, geführt zu werden. Vor dem Palaste versammelte sich eine Schaar von Menschen um ihn. Er ließ sich befassen; ein Knecht zauste ihn sogar an den Ohren, und er zeigte nicht die geringste Spur von Wildheit. Sein Benehmen schien weniger eine Verblüfftheit, als das Bewußtsein tiefer Beschämung zu zeigen. Er wurde an eine Kette gelegt, und sollte ernährt werden. Doch der Verlust der Freiheit hatte eine zu starke Gewalt über ihn. Von dem Fleisch, das ihm hingeworfen wurde, rührte er selbst des Nachts nichts an. In Zeit von fünf Tagen war er auf eine schauderhafte Weise abgemagert, und am sechsten Tage Morgens fand man ihn todt. —

Dreizehnter Abschnitt.

An einem Sonntagsmorgen hatte ich die Freude, eine ganz allerliebste Bekanntschaft zu machen. Ich war sehr früh durch das Geräusch aufgeweckt, das das Wasser des angeschwollenen Teiches dadurch hervorbrachte, daß es, über den Schutz steigend, sich auf das alte, unbewegliche Mühlrad stürzte. Da ich keine Ursache hatte, meiner Bequemlichkeit einen Possen zu spielen, so ließ ich mich wohlbehaglich unter der seidenen Decke auf dem stachligen Heusacke. Bald überraschte mich der Eintritt zwei vierfüßiger Gäste, einer Ratte und eines Wiesel. Beide stiegen aus einer Spalte hervor, die das fehlende Stück einer Diele in dem polnischen Fußboden meiner Stube bildete. Sie schienen sehr befreundet; doch zeigten sie sich stets in Flucht und Verfolgung. Die Ratte floh stets vor dem niedlichen, schmucken Wiesel. Sie kreisten mehre Male flink in der Stube um, verschwanden durch dieselbe oder eine andere Spalte des Fußbodens wieder, kehrten zurück, und trieben so ihr possirliches Spiel. Den ganzen Winter hindurch, so oft ich ein wenig früh

erwachte, und mich ruhig auf meinem Lager verhielt, genoß ich das Schauspiel der beiden niedlichen Thiere. Doch mit Beginn des Frühjahrs wurden sie mir, obgleich ich sie täglich mit Futter versorgte, das einem bäurischen Gaumen sicherlich den Barzcz und die Holzbirnen würde verachten gelehrt haben, untreu, und besuchten mich nicht mehr.

Ich hatte noch mein Vergnügen an den beiden neuen Gästen, als der Graf auf meine Stube trat. Er wollte sich darüber todt lachen, daß ich mich bis zum hellen Tage nicht hatte vom Heusacke trennen können; doch meine Erzählung von der neuen Bekanntschaft brachte ihn zur Besinnung, und hielt ihn vom freudvollen Selbstmorde ab. Er frug, ob ich Lust habe, mit ihm am Nachmittag dem Pan Antony, dessen Vater und Schwestern einen Besuch abzustatten. Diese Frage war mir in der That in Rücksicht auf die Langweiligkeit des lieben Sonntags so angenehm, als nur irgend eine sein konnte. Der Graf machte sich das Vergnügen höchstselbst die auf dem Kamine stehenden Kienstämme in brennende Verzehrung zu setzen, darauf das Fenster zu öffnen, und über den Teich hinweg zu dem Palaste seinen Befehl fliegen zu lassen, in Folge dessen schnellstens die Milchsuppe auf meine Stube kam. Sobald dieselbe die erste Station auf der Reise durch unsere Leiber erreicht hatte, erhob sich der Graf, um zum Palast zurückzukehren, und daselbst durch die Lohnzahlung, die er, wie er bekannte, schon sieben Wochen hindurch von einem Sonntage zum andern verschoben hatte, die lechzenden Bauergurgeln zu beglücken. Eine polnische Lohnzahlung war mir viel zu interessant, als daß ich auf der Stube hätte bleiben und

ihr nicht beiwohnen sollen. Wir nahmen des näheren Weges halber den Kahn unter unsere Füße, und addirten hinter uns so viel Teich, als wir vor uns subtrahirten.

Vor dem Palaste fanden wir das ganze Corps der Bauern, das durch geleistete freie Arbeit seinem Durste Anwartschaft auf Löschung verschafft hatte. Die armen Teufel mochten schon geraume Zeit gewartet haben, denn der rothblaue Frost guckte sehr bemerkbar aus ihren Gesichtern. Sobald sie uns nur von ferne sahen, flogen ihre Köpfe aus den Schafpelzmützen. —

In der Küche fanden wir den Pisarz, der mit dem aus ungefähr zwanzig Bogen zusammengehefteten Buche, in welches das gesammte Rechnungswesen der ganzen gräflichen Besitzung gepreßt war, auf die Ankunft des Grafen gewartet hatte. Er ging mit uns in den Speisesaal.

Nachdem der Graf eine große Schachtel mit Papierstücken, und eine kleine mit Geld herbeigebracht hatte, ließ er sich die Conto's der Bauern zeigen. Diese hatten ein eigenthümliches Ansehen. Jedes bestand nur aus zwei Linien, die quer durch die Tagesrubriken gezogen waren. Die obere Linie trug Männer=, die untere Weiberarbeit. Auf dieser befanden sich nur senkrechte kleine Striche, von denen jeder eine Tagesarbeit bezeichnete; auf jener befanden sich Striche und Kreuze. In den Kreuzen erkannte man die Ochsenarbeit. Die Striche und Kreuze jedes einzelnen Conto summirte der Graf, erkannte danach gleich, ob der Bauer mehr gearbeitet habe, als er unentgeltlich mußte, und merkte das zu entgeltende Mehr am Rande an.

Nach dieser Geistesanstrengung gab er dem Ekonom, der

sich unterdessen an die Saalthür gestellt hatte, die unmittelbar in die freie Natur führte, den Befehl zum Aufschluß.

Es trat ein Bauer herein. Derselbe hatte in den verflossenen sieben Wochen vier und dreißig Tage dem Grafen mit den Ochsen, und drei und zwanzig Tage ledig Dienst thun müssen. Da er nun wöchentlich nur vier Diensttage mit den Ochsen und zweie ledig unentgeltlich zu leisten verbunden war, so hatte er den Lohn für sechs Tage Spann- und neun Tage Handarbeit zu verlangen. Ein Spanntag stand im Preise von einem Gulden, und ein Tag Handarbeit von funfzehn Groschen (2 sächsische Gr.). Somit hatte der Bauer zehn und einen halben Gulden verdient. Wenn der arme Teufel dies bekommen hätte, ich glaube, er hätte sich der Zerrissenheit seiner Stiefeln zum Possen für den glücklichsten Menschen unter den Schafpelzmützen gehalten; allein er erhielt vom Grafen nur ein und einen halben Gulden (6 Gr.) in blanker Münze, und zwar mit dem Bedeuten: „na sol!“ (zu Salz), und statt der übrigen acht Gulden acht Papiere, die mit einigen Schriftzügen bezeichnet waren. Jedes dieser Papiere hatte den Werth eines Gulden; doch nirgends weiter, als in der gräflichen Karczma, und da nur im Tausch gegen Schnaps, denn ein anderer Tausch war nicht möglich.

Der polnische Adel, dessen Kopf dies Verfahren ausgeheckt hat, ist, das muß man bekennen, ein sehr speculatives Wesen. Er weiß in Bezug auf seine Unterthanen seine Zwecke vortrefflich zu erreichen. Wäre dazu auch ein Riesenquantum von Unmenschlichkeit und Niederträchtigkeit nöthig; dies beißt ihn eben nicht ins Gewissen. Wenn der arme Bauer mit Kummer und Schweiß so viel hat arbeiten

müssen, daß ihm einige Gulden zukommen, die er zu Kleidung, oder selbst zu Stillung des Hungers nöthig hat, so erhält er aus besonderer Gnade des Edelmanns eine Kleinigkeit baaren Geldes zu Salz (Salz ist das einzige und unentbehrlichste Gewürz des polnischen Bauers; um nichts ist derselbe ängstlicher bekümmert, als um das Vorhandensein von Salz), das große Uebrige aber in Papieren (Kwiti; Quittungen) die er gezwungen ist, in der Karczma auszugeben. Somit muß er, wenn er seine Arbeit nicht ganz umsonst geleistet haben will, ein Trunkenbold sein, und kann sich nicht aus der Collegenschaft des Viehes erheben, und ein Mensch werden; denn der Edelmann zwingt ihn zum Schnapsgenuß. Dieser freilich erreicht seine sauberen Zwecke; er erhält seinem Kartoffelbranntwein, so abscheulich er auch sein mag, einen sicheren Absatz, erhält den Bauer in Armuth, und läßt ihn nicht aus der Viehclasse emporkommen. Und dies Letzte hauptsächlich will er, damit der Bauer nicht Menschenverstand bekomme, die aufgelöste Leibeigenschaft inne werde, und ihm die blödsinnige Unterthänigkeit versage, die seinen adelstolzen, genußsüchtigen Kniescheiben so höchst wohlschmeckende Küsse zukommen läßt. Zwischen dem Niedrigeren nur und dem Höheren, meint der Edelmann, könne eine Huldigung statt finden. Da er nun ein kleines Bißchen über der Viehclasse stehe, so müsse der Bauer nothwendig in der Viehclasse stehen.

Der Gebrauch, den Bauer durch Kwitenzahlung in der Viehclasse festzuhalten, ist über ganz Polen ausgebreitet. Ich bin überzeugt, daß sich nicht zehn Edelleute im ganzen Königreiche finden, die den Bauern baares Geld zahlen.

Auch selbst die besseren Charaktere des Adels, wenigstens die, die ich habe kennen lernen, haben sich nicht von der Schändlichkeit dieses Gebrauches überzeugen mögen. Der Bauernstand ist von langen Zeiten her durch den Gebrauch zu sehr an die Wonne der Besoffenheit gewöhnt, als daß er denselben verwünschen sollte; doch finden sich einzelne Individuen, die, wenn auch nicht das Unmoralische, doch das Drückende desselben fühlen. Selbst auf der Besitzung des Grafen fand sich ein solch' löbliches Exemplar. Dieser Freund der Nüchternheit gab regelmäßig die Hälfte der Quittungen an den Grafen zurück, und war damit zufrieden, daß ihm dieser profitsüchtige Geist den dritten Theil des Werthes dafür baar zahlte. —

Bald nach der Lohnzahlung kam das Mittagsmahl vor uns. Sobald wir es seiner Bestimmung zum Opfer gebracht hatten, setzten wir uns in den Schlitten, und ließen unsere vier kleinen Polaken flink vor uns her laufen. Unfern dem Dorfe hatten wir das Vergnügen, einer Heerde von Zigeunern zu begegnen, die auf der Wanderung nach festen Winterquartieren begriffen war. Der Graf erklärte mir, die liebliche Gesellschaft ziehe in die Gegend von Wloszczowna und Scickocim, wo sie in den Höhlen des Krakauer Gebirges dem Giftzähne des Winters Hohn lache. Eine Person des Trupps trug ein getödtetes Schwein auf dem Rücken, dessen Rückkunft wahrscheinlich irgend ein rechtschaffener Landmann oder Kleinstädter mit Schmerzen erwartete. Eine zweite Person wollte den Grafen durch ihre komische Tracht von Sinnen bringen. Sie hatte die Beine bis über die Kniee so dick in Lappen gewickelt, daß sie kaum vorwärts schreiten

konnte, trug trotz ihrer Mannheit einen zerrissenen Weibermantel auf den Schultern, und auf dem edlen Haupte einen schwarzen modernen Hut, über den der Flügel eines Raubvogels emporragte. Die Gesellschaft führte eine russische zweispännige, mit einer Leinwandplane überdeckte Kibitka bei sich, auf der einiges Gepäck uud eine Wöchnerin lagen. Wir wurden angebettelt. Der Graf war ziemlich tyrannisch gegen seinen Geldbeutel. Er meinte, man könne die Freundschaft der Zigeuner nicht für ein Ding halten, was mit einigen Gulden zu theuer bezahlt werde, da die Feindschaft derselben sich gern an Scheunen, Ställen oder Bauerhütten ein Freudenfeuer bereite. —

Wir hatten die Landstraße noch nicht erreicht, als uns der von Warschau zurückkehrende Kammerdiener begegnete. Er meldete, daß die sechs Wagen mit der Dreschmaschine unweit hinter ihm seien. Diese unerwartete Ankunft der Maschine ließ uns natürlich den Pan Antony vergessen, und wendete augenblicklich unser Fuhrwerk um. Nach Verlauf einer halben Stunde kamen die sechs angekündigten Wagen vor dem Palaste an. Die Maschine war wirklich großartig. Sie wurde in den nächsten Wochen in dem hölzernen Scheunengebäude, dessen Raum sie zur Hälfte ausfüllte, aufgestellt, und verkündigte dort, von zwei Pferden beseelt, durch großartiges Brausen und Klappern die Großartigkeit ihres Besitzers.

Wenn ich nicht irre, so habe ich früher ein Mal die Behauptung ausgesprochen, daß der Pole der Mann der Extreme sei. Auch hier ist dafür ein Beleg. Der Pole hat seit einer kleinen Reihe von Jahren die Landwirthschaft

des Auslandes kennen gelernt. Die Eigenthümlichkeit seines Charakters läßt ihn aber von der Landwirthschaft des cultivirten Auslandes nur das Großartigste nachahmungswerth finden. Eine großartige Dreschmaschine ist ihm wünschenswerth; eine solche kauft er sich, und stellt sie in seiner schilfbedeckten Scheune auf, die aus jungen Fichtenstämmen zusammen gefügt ist, deren Aeste zum Theil noch ihren natürlichen Sitz haben. Eine Dreschmaschine, oder sonst so eine großartige Anstalt, die seiner Wirthschaft am entbehrlichsten ist, muß er haben, wenn auch sein Abtritt aus einer Stange besteht, die auf der Miststätte vor den Schweinställen auf zwei Pfähle genagelt ist. Alles, was der Pole Großartiges im Auslande sieht, macht er sich wo möglich zu Eigen, und bedenkt nicht, daß er erst unzählige Erbärmlichkeiten weg zu schaffen habe, wenn ihm das Großartige nützlich werden und ihn nicht lächerlich machen solle. Die Sucht nach Großartigkeit und der daran sich knüpfende Dünkel des in den großartigsten Jämmerlichkeiten steckenden Polen sind in der That großartig. Völker, deren Handels- und Postwesen bereits im vortrefflichsten Zustande sich befand, projectirten Eisenbahnen Anfangs auf einige Meilen; wie z. B. die Preußen, von Berlin nach Potsdam, die Sachsen, von Leipzig nach Dresden ꝛc.; doch die großartigen Polen, deren Postwesen noch so jämmerlich beschaffen ist, deren Land weder von Geschäfts- noch Vergnügungs-Reisenden besucht wird und aus seinem Innern nicht ein Mal so viel Belebtheit besitzt, daß eine Personenpost auf der frequentirtesten Chaussee, wenn sie wöchentlich drei Mal fährt, hinreichende Beschäftigung fin-

det, sie projectiren mit heroischer Großartigkeit gleich eine Eisenbahn von Krakau nach Warschau zur nördlichen Landesgrenze, eine Eisenbahn, die Wien und Danzig verbindet, das ganze polnische Land im Mittelpunkte (Warschau) durchschneidet — nie zu Stande kommt, und sie lächerlich macht. —

Mit der Dreschmaschine, zu Aufstellung derselben, war auch ein deutscher Fabrikarbeiter auf der gräflichen Besitzung angekommen. Er versicherte, daß seine Principalität, die Gebrüder Evans, und andere Maschinenfabrikbesitzer für ihr Etablissement keinen günstigern Platz hätten wählen können, als Polen. Sie können, sagte er, nicht genug produciren; die polnischen Edelleute kaufen wie toll. Oft, erzählte er, besitze der Edelmann bei der schlechten Bearbeitung seiner Felder nicht einmal so viel Getreide, daß er eine Dreschmaschine acht Tage lang füttern könne, doch, sobald er in der Fabrik das großartige Wesen einer solchen Maschine gesehen habe, kaufe er ohne alle Rücksicht. Eben so handle er in Bezug auf Säemaschinen, die sich bei seiner eigenthümlichen Pflügart nicht ein Mal wohl anwenden lassen, und andere großartige Maschinen-Werke. Er kaufe, so drückte sich mein Landsmann aus, ohne eigentlich zu wissen, warum er kaufe, und kaufe am unbedachtsamsten, wenn die Maschine schön angemalt und mit vielen Verzierungen versehen sei. — Da es sich hier doch nur um die Charakterisirung der Polen handelt, so darf ich zu den Angaben des Fabrikarbeiters die Aeußerung eines angesehenen, hiesigen Kunsthändlers fügen. „Gemälde,“ sagte er, „die keinen Werth besitzen, die Jahre lang den Laden hüten, mit einem Worte,

die hier kein Mensch haben mag, schicke ich nach Polen. Besitzen sie starke Schattirung, ein blendendes Farbenspiel und hauptsächlich ein so großes Format, daß sich hinter ihnen die halbe Wand einer Stube verkriechen kann, so finden sie dort selbst bei unmäßig erhöhtem Preise sicheren Absatz.“ — Es giebt Polen, die recht wohl ihre Nationalschwächen kennen. Von ihnen stammt auch wahrscheinlich das neue, doch bereits allgemein gewordene Sprichwort:

„Anglyk mysli,	Der Engländer denkt,
Niemiec robi;	Der Deutsche macht;
Polak glupi	Der dumme Pole
Kupi.“ —	kauft.

Der Graf war hoch entzückt in seiner Dreschmaschine. Er staunte in ihr das ganze Riesenquantum seiner ökonomischen Kenntnisse an. Da der Mensch aber gar zu gern seine eigne Klugheit anerkennt, anstaunt und, wenn es, wie hier, Klappern und Brausen giebt, anhört, so war es nicht wunderbar, daß der Graf in den ersten Wochen seiner Dreschmaschine den Rücken nicht zudrehen konnte. Da in der Dreschmaschine meine Klugheit nicht stak, so wurde sie mir bald langweilig, und ich machte mir ohne die Begleitung des Grafen mein Vergnügen zu Pferde oder in den Bauerhütten.

An einem Nachmittag umgab ich mich wieder mit einer Bauerhütte, in der ich bisher noch nicht gewesen war. Ich fand in ihr nicht weniger, als sieben Kinder, von denen das älteste, das einen großen Filzhut auf dem Kopfe, ein kurzes Hemd, das vorderhalb von jeder Mahlzeit der letzten

Wochen einen Rest präsentirte, auf dem Leibe trug, und statt der Hosen eine Weiberschürze umgebunden hatte, neun Jahre alt war. Diese kleinen Wesen machten sich das sonderbare Vergnügen, aus der Kammer, in der zwei Kühe Wohnung hatten, Mist zu holen, ihn auf den Ofen zu schleppen, und von da herab nach dem Hunde zu schleudern, der durch Zähnefletschen und grimmiges Bellen das duftreiche Bombardement zum Stillstand zu bringen suchte. Der Papa der Kinder saß auf dem Bettgestell, und belebte den Mistjubel durch ein seelenvolles Gelächter. Mein Eintritt befreite den gequälten Hund aus seiner Noth. Gleich nach mir trat auch die Hausfrau ein. Sie schien mehr Ordnungsliebe, und eine edlere Nase zu besitzen, als ihr Herr Gemahl, denn sie war ungehalten über den Unrath in der Stube, und ließ ihn die Kinder augenblicklich wieder in die Kammer tragen.

Ein interessantes Beispiel von der Betrügerei der Zigeuner gab mir die Bäuerin in der Erzählung ihres jüngsten Erlebnisses von Wichtigkeit. Ihrem Manne, erzählte sie, sei vor einigen Wochen die Feier einer Kindtaufe so in die Glieder gedrungen, daß er das Bett habe unter sich nehmen müssen. Die Krankheit habe eine solche Größe erlangt, daß sie den Tod für eine Gewißheit gehalten habe. Da sei denn zum größten Glück eine Zigeunerin gekommen, die sich erboten habe, ihr mit der Genesung des Mannes die Thränen abzuwischen. Dieselbe habe mehre Kreise am Fußboden gemacht, habe auf den Mittelpunkt zwei kleine Knochen über Kreuz gelegt, sie mit einem Lappen überdeckt, und habe danach die zwei Gulden verlangt, die

sie sich als Lohn ausbedungen gehabt habe. Nach Empfang des Geldes, das sie (die Bäuerin) vom Karczmarz habe borgen müssen, sei die Zigeunerin drei Mal unter Production heilsamer, aber unverständlicher Worte um die Kreise gegangen, und habe dann ein vom mindesten Schmuz gereinigtes Fünfguldenstück mit dem Bemerken verlangt, daß von diesem hauptsächlich das Genesen des Kranken abhänge. Das Fünfguldenstück sei ihr geschafft worden. Sie habe darauf den Lappen von den beiden Knochen aus dem Kreise genommen, habe das Fünfguldenstück hineingewickelt und unter die auf dem Kamin befindlichen Kohlen gescharrt. Sie habe dann die beiden Knochen an eine Schnur geknüpft, und dem Kranken auf die Brust gehängt. Nachdem sie wieder einige Worte gesprochen, habe sie die Kreislinien mit dem Fuße ausgewischt. Nun endlich habe sie ihr (der Bäuerin) den strengen Befehl gegeben, nicht früher auf dem Kamin etwas anzurühren, als die Kohlen völlig zu Asche geworden seien. Dann aber solle sie nach dem Fünfguldenstück suchen; finde es sich, so sei dies ein Zeichen, daß ihr Mann die Krankheit nicht bald überstehe, finde es sich aber nicht, so überstehe er die Krankheit mit einigen Tagen; in jedem Falle aber sei er vom Tode gerettet; übrigens werde sie (die Zigeunerin) am anderen Tage wiederkommen, und sich nach dem Befinden des Kranken erkundigen. Nun, meinte die Bäuerin, habe sie zwar das Fünfguldenstück geborgt gehabt, und nicht gewußt, auf welche Weise sie die Wiederbezahlung möglich machen solle, doch habe sie, da ihr Mann ja wohl mehr, als fünf Gulden werth sei, den lieben Gott darum gebeten, daß er sie das Geldstück nicht finden lassen

möchte. Sie habe es denn auch, Gott sei Dank! nicht gefunden; der Lappen habe sich sogar noch in der Asche gefunden, aber das Geldstück sei nicht darin gewesen; und richtig, ihr Mann sei gesund geworden. Die Zigeunerin, meinte die Frau, müsse doch ein sehr gescheites Weib sein, denn ohne dieselbe wäre schwerlich ihr Mann noch am Leben; doch sei sie eine Diebin, denn sie habe vom Plot (die Barriere, die den Hofraum begrenzt) ein trocknendes Hemd gestohlen.

Der langhaarige Ehemann gab zu den Aussagen seiner Frau so bestätigende Mienen, daß ich zu Unterdrückung des Lachens fast Gewalt anwenden mußte. Er machte sogar sein Hemd aus einander, und zeigte mir die beiden Knochen, die er nach Anweisung der Zigeunerin bis zum Tage des heiligen Woyciech (Adalbert), also länger, als ein Vierteljahr, von der Brust nicht nehmen wollte.

Man sollte meinen, die Spitzbübereien der Zigeuner müßten endlich die Bauern zu Verstande bringen, und ihnen zeigen, daß sie bloße Spitzbübereien seien; doch zu häufig fügt sich der glückliche Zufall zum Spiel, der den Zigeunern Glauben verschafft. Daß die Zigeuner Diebe sind, und daß man das Seine vor ihnen hüten muß, wissen die Bauern recht wohl, und darum tragen sie, wenn sie aufs Feld gehen, Alles vom Hofe in die Hütte, deren Thür sie mit allen Kunstgriffen, die der Mangel eines eisernen Schlosses erfordert, verrammeln; doch daß die Zigeuner auch Leute sind, die mehr können, als andere Leute, die übernatürliche Kenntnisse, oder besser, Kenntnisse von dem Uebernatürlichen besitzen, vor deren Augen das Buch der heilsamen Zauber-

kunst offen liegt, dies glauben die Bauern mit der vollen Glaubenskraft eines Blinden, und dieses Glauben macht ihnen selbst das Possenspiel leicht, das die hochwürdigen Pfaffen täglich die Religion vor ihren Augen geberden lassen. Bei den Ceremonien, die der Bauer selbst üben muß, und die er den Pfaffen üben sieht, muß er natürlich etwas denken, denn sonst könnte er kein Mensch sein. Viel denkt er natürlich nicht, denn dazu ist er zu wenig Mensch. Also er denkt, welches Denken auch der hochwürdige Pfaffe mit der ganzen Gewissenhaftigkeit, die er seinem Berufe schuldig zu sein glaubt, bekräftiget, daß die heiligen Possen geheime, heilsame Kräfte der Natur= und Geisterwelt in Bewegung setzen. Warum sollte es ihm nun schwer werden zu glauben, daß die Ceremonien der Zigeuner eine eben solche Wirkung ausüben. Sind einem Bauer die Ochsen, ein Pferd oder sonst etwas von der Weide oder des Nachts aus dem Stalle gestohlen worden, so rennt der arme Teufel vor allen Dingen in den Wald, sucht in demselben womöglich einen Zigeunertrupp (nicht selten findet er denselben, der den Diebstahl verübt hat) auf, und erfährt nun für einige Groschen, nach welcher Himmelsgegend die gestohlenen Ochsen hingeführt worden, wie der Ochsendieb aussieht, ob die Thiere wieder zu erlangen sind ꝛc. Verneint die Wahrsage die Wiedererlangung, so fällt es dem Bauer nicht ein, sich weiter um dieselbe zu bemühen. Eben so groß ist der Glaube der Bauern an die Gewalt der Zigeuner über Krankheiten und andere Uebel der unvollkommnen Welt. Die Feindschaft Niemandes vermeidet der polnische Bauer so ängstlich, als die der Zigeuner. Das letzte Stück

Brod, die letzte Metze Hafer oder sonst etwas reicht er ohne Widerrede der bettelnden Zigeunerin, weil, wenn er es nicht thäte, seine milchreiche Kuh sterben, ihre Milch versiegen, oder sonst sich ihm ein Unglück zutragen könnte. —

Ich beschäftigte mich eben sehr angenehm damit, daß ich dem Bauer seine Herzensmeinung über den Grafen aus der Kehle zog, als die unbehobelte Thür sich öffnete, und den Herrn Organisten eintreten ließ, dessen Bekanntschaft ich bereits in den herzzerreißenden Tönen seiner Orgel gemacht hatte. Er war ein noch jugendlicher Mann. Sein vorstehender Bauch gab einen starken Beweis von der Nahrhaftigkeit seines Amtes. Nachdem er seine künstlerischen Finger in dem an der Thürpfoste hängenden töpfernen Weihwasserbecken abgekühlt hatte, begrüßte er uns. Mit ihm war ein ihm dienstbarer Bauer. Beide Personen waren belastet; der Bauer mit einem zur Hälfte gefüllten Sacke, der Organist mit einem Handkorbe, dessen Inhalt ein rothseidnes Tuch überhüllte, das durch drei angeheftete, aus Tuch geschnittene Kreuze dem Anschauenden Ehrfurcht einwehete. Dieser Inhalt bestand in dünnen Oplatki (Oblaten), die die Größe eines Blattes aus einem Taschenbuche hatten, und durch das eingedrückte Bild des gekreuzigten Christus heilig gemacht waren. Sechs solcher zu einem Packetchen verbundener Oblaten überreichte der Organist der Bäuerin. Diese dankte vorläufig mit einem Handkusse, rannte darauf in die Kammer, und kehrte von da mit einem Topf voll Hafer, einer Schüssel voll getrockneter Schlehen, und einer Mandel Eier zurück, was Alles der dienstbare Bauer des Organisten eiligst seinen habgierigen Sack verschlingen ließ.

Sobald der beglückte Organist die duftreiche Stube verlassen hatte, um sich in einer anderen Hütte zu bereichern, erkundigte ich mich bei der Bäuerin nach dem Zweck der heiligen Oblaten. Ihre Erklärung war aber so entsetzlich verworren und unverständlich, daß ich beim tausendsten Worte eben so viel wußte, als beim ersten. Die Unerreichbarkeit des Verständnisses trieb mich am Ende aus der Hütte und zu der dicken Wirthschafterin, die mir über den Buttermilchappetit der Knechte und mancherlei andere Gegenstände von Wichtigkeit bereits so eindrucksreiche Orakel gegeben hatte, daß ich ihrer tiefen Wissenschaft mein volles Zutrauen schenken durfte. Leider aber hatte ich mich betrogen, und ich mußte durch eine Menge Kreuz- und Querfragen dem dicken Grafen seine Wissenschaft auspressen. Aber auch diese war sehr ungenügend. Alles wußten mir die guten Menschen zu erklären, nur nicht: aus welcher Idee die Oblatensitte entstanden sei.

Die Oblaten dienen zur Feier des Weihnachtsfestes. An dem Geburtsfeste Christi sollen wir aber daran denken, daß Christus für uns gestorben ist: und darum befindet sich auf den Oblaten das Bild des gekreuzigten Christus. Durch seinen Tod aber hat uns Christus das Brod des Lebens verschafft: und dies bezeichnet die Oblate selbst. Die Idee also, aus der die Sitte, Oblaten mit dem Kreuzesbild am Christabend zur Feier zu gebrauchen, entstanden ist, ist: die Menschen zu erinnern, daß Christus geboren ist, um für sie zu sterben, und daß er gestorben ist, um ihnen das Brod des Lebens zu verschaffen.

Diese Auseinandersetzung war der Berg, der dem

Grafen sowohl, als der Wirthschafterin so unübersteiglich war, als manchem Deutschen der illuminirte Christbaum. Das Weitere, was sich an die Oblaten hängte, beschrieb mir der Graf auf das Umständlichste. Oblaten, meinte er, könne sich wohl Jedermann, wenn er eine Form besitze, selbst backen; doch die Pfaffenschaft erkläre, daß dieselben von einer geweihten Person gebacken sein müssen, wenn sie vor Gott einen Werth haben sollen. So sei denn der Pfaffe zum Oblatenbäcker geworden. So wenig nun auch zu dem Backwerk Material nöthig sei, denn mit zwei Metzen Mehl, namentlich wenn es aus Salpeter, Kohle und Schwefel bestehe, könne man das ganze Königreich Polen mit Russen bekleben, so nehme es der Pfaffe doch nicht aus seinem Speicher, sondern lasse es sich von der Gemeinde liefern. In der Woche vor dem ersten Advent sende er darum den Organisten als bevollmächtigten Einsammler mit mehren auf große Frachtquanta eingerichteten Wagen in die Dörfer seines Kirchspiels, und lasse von jedem Gemeindegliede zwei Garben Hafer entnehmen. Da nun bisweilen sein Kirchspiel an dreißig Dörfer enthalte, so bekomme er eine solche Hafermasse zusammen, daß er das ganze Königreich Polen mit Oblaten versehen könne. So viel nun das Königreich größer sei, als sein Kirchspiel, so groß sei sein Profit. Man könne das nun Unrecht nennen, daß er als ein geweihter Mann sich von der Gemeinde zum Backmaterial ein Quantum geben lasse, dessen tausendster Theil vielleicht zureichend wäre; doch es sei ein Mal Pfaffengrundsatz, sich für jedes zu versprechende Loth Himmel einen Centner Welt geben zu lassen. Nun backe denn der Pfaffe die Oblaten, und lasse

sie in der Woche vor Weihnachten herumtragen. Eine jede Bauerhütte bekomme ein halbes Dutzend. Das Material habe nun zwar die Gemeinde gegeben, doch die Arbeit des Backens sei damit noch nicht bezahlt, und so habe denn ein jedes Gemeindeglied bei Empfang der Oblaten einen beliebigen Backlohn, der gewöhnlich in Eiern, trocknem Obst, Getreide ꝛc. bestehe, zu reichen. Da nun der Wolf seinen Raub nie allein fresse, sondern seine Collegen auch mit schnabliren lasse: so überlasse denn der Pfaffe das dem Organisten, was beim Austheilen der Oblaten in den Sack des secundirenden Bauers falle. —

Bald erschien der heilige Abend des Weihnachtsfestes. Er gab meinen Augen und Ohren um so mehr Beschäftigung, als sie ihm zum ersten Male in ihrem Leben in einem katholischen und dazu polnischen Lande begegneten. Im gräflichen Palaste ging es sehr still zu. Nur erst der Abend gab durch ein reiches Mahl, zu dessen dreizehn verschiedenen Gerichten — da der Weihnachtsabend einer der strengsten Fasttage ist — einzig und allein Fische ihr stummes Leben hatten hergeben müssen, einen Beweis vom Vorhandensein eines Festes. Die Tafel war etwas stärker besetzt, als an anderen Tagen, wo sie nur den Grafen und mich vor sich hatte. Drei junge Edelleute, unter denen Pan Antony, der auch heute nicht vergessen hatte, seinen Schnurrbart unter eine achtungswerthe Couleur zu verstecken, waren zu Gast.

Wir hatten bereits drei bis vier Gerichte so zur Ehre der Küche behandelt, daß der Kammerdiener, der die Ge-

wohnheit hatte, in Gesellschaft der mundlichen Reste, die vom Tische gingen, zu seiner Frau heimzukehren, eine herbe Wehmuthsmiene aller Verbeißung zum Trotz mit sich herumtragen mußte, als das gesammte Dienstpersonal des Grafen, von der Höhe des Ekonom bis zur Tiefe des Schäferjungen, mit langer Reihe in den Saal kam. Die dicke Wirthschafterin, die sich als erste Person des Haus- und Viehstandes, zugleich als ehemalige Herzensbeherrscherin des alten, seligen Grafen für ein eximirtes Glied der dienstbaren Weiblichkeit ansah, schritt voran, und setzte somit dem langen Bandwurm von Säugethieren einen unverhältnißmäßig dicken Kopf auf. Sie schritt zuvörderst zum Grafen, und hielt ihm eine Oblate zum dreimaligen Abbrechen vor. Der Graf nahm darauf von einem mit Oblaten behäuften, auf dem Tische stehenden Teller eine, und ließ sie wieder davon drei Mal abbrechen. Darauf ging sie der Reihe nach zu jeder am Tische sitzenden Person, und brach mit derselben in derselben Weise heilige Oblaten. Ihr folgte der Ekonom, der ganz dasselbe that, wie seine Vorgängerin. Dem folgte der Pisarz, dem die Karbowen, die Schäfer, die Ochsen- und Pferdeknechte, die Weidejungen, denen die uralte Wirthschafterin, die den Mäßigkeitsverein durch den einundvierzigjährigen Genuß eines großen Gnadenmaaßes von Schnaps für null und nichtig erklärte, und dieser folgte das schalkhafte Corps der schmunzelnden Mägde. Diese bunte Reihe von einigen sechzig Personen, mit deren jeder wir heilige Oblaten brechen mußten, brachte ein so starkes Intermezzo in unser Mahl, daß wir, als die letzte Magd den Saal verließ, kaum noch eine Empfindung von der Einver-

leibung der ersten drei Gerichte hatten, und mit verjüngtem Appetite mehre Aalraupen um ihre gebratene Existenz bringen konnten.

Nicht bloß die Dienstleute mit ihrer Herrschaft, sondern auch die Kinder mit ihren Eltern, Freunde mit Freunden; überhaupt Alle, die am Christabend zusammen kommen, brechen mit einander Oblaten. Die ursprüngliche Bedeutung dieser Sitte, die schwerlich in der Wissenschaft irgend eines langhaarigen Polen zum Sitz gekommen ist, ist die gegenseitige Anerkennung der Glaubensbrüderschaft. Wenn zwei Personen am Weihnachtsfeste mit einander die das Brod des Lebens bedeutende Oblate brechen oder theilen, so heißt das so viel, als: Christus ist für uns beide geboren, gestorben, und hat für uns beide das Brod des Lebens gegeben, und darum theilen wir uns hinein; d. h. wir sind Glaubensbrüder, und als solche erkennen wir uns gegenseitig bei Uebung dieser Sitte an. Religiöse Sitten, wie diese, die ohne sichtbaren Zwischenhandel der Pfaffen in der Gegenseitigkeit der Individuen des Laienstandes ihre Pflege haben, sind, wie man bei genauer Betrachtung wohl erkennt, einer sehr feinen pfäffischen Berechnung entsprossen. —

Das fischreiche Mahl und das Oblatenbrechen waren Alles, was das Fest in den Palast brachte. Den Bauerhütten spendete es weit reichlicher. In ihnen erschien es mit Feierlichkeiten von gewaltigem Umfang und sehr eigenthümlichem Zuschnitt, und weit zeitiger, als im Palaste.

Gleich nach Mitternacht in der Nacht zum heilgen Abend öffneten sich alle Hütten des Dorfes, denn es waren Gäste zu erwarten, und diese eine verriegelte Thür treffen zu

lassen, hielt jeder Bauer für die dickste Sünde gegen den Gebrauch. Auf dem unbehobelten Tische einer jeden Hütte fand sich nebst einem blechernen oder gläsernen Trinkgeschirr ein irdener Topf oder eine große Glasflasche, die der Bauer mühevoll durch Kwiti mit Schnaps gefüllt hatte.

Gegen ein oder zwei Uhr des Nachts entspann sich ein Leben in dem Dorfe, das nicht leicht am Tageslichte zur Perfection gekommen wäre. Ein Jeder verließ seine Hütte, um dem Nachbar und der gesammten Collegenschaft seinen Besuch zu machen, und stieß mit dem Schritte über die Schwelle einen möglichst gewaltigen Lebensbeweis aus der Kehle, um dadurch sein nahes Erscheinen anzukündigen. Das Gebrüll überall war gräulich. Man konnte wahrlich der Meinung werden, der polnische Bauernstand enthalte die Nachkommenschaft des seligen Stentor. Bald war die gesammte Einwohnerschaft des Dorfes in Bewegung. In keiner Hütte waren außer der Hausfrau, die in dieser Nacht die Stelle der Schenkerin versehen mußte und etwa den kleinen Kindern die Personen zu finden, die hineingehörten. Vater, Söhne und Töchter, Jedes auf eigne Faust, machten in den fremden Hütten ihre Besuche, um den Schnapstöpfen derselben einen eben solchen Verlust beizubringen, als ihrem Schnapstopfe in ihrer Abwesenheit von Anderen beigebracht wurde.

Dieses jubelvolle Treiben hatte die Berechtigung, auch am Tage noch fortzudauern, doch beschränkte es sich selbst.

Das Geschrei machte mich des Nachts schon sehr locker auf meinem Heusacke, doch die Kälte wirkte zu überwiegend, und so blieb ich bis zum Morgen fest liegen. Gegen acht

Uhr erhob ich mich erst. Ohne die Milchsuppe abzuwarten, wanderte ich ins Dorf, wo ich in allen Hütten ohne Ausnahme einen Besuch abstattete. Nur ein einziges Bild trat vor meine Augen, denn keine Hütte präsentirte etwas Anderes, als die andere; doch dies war hinreichend, mir die Schnapsvernichtung der Nacht als ein Riesenwesen zu schildern. Auf den Erbsenstrohlagern, Bänken, Oefen, und selbst auf den Fußböden lagen alte Bauern, Burschen, Mädchen; alle durch einander mit dem Ausschlafen des verschlungenen Schnapsquantums beschäftigt. Das Spaßhafteste war, daß die betrunkenen Schläfer fast sämmtlich nicht den Hütten angehörten, in denen sie lagen. Die Etiquette besitzt beim polnischen Bauernstande eine so bedeutende Ausdehnung, wie ungefähr im Reiche der Thiere; wo den guten Menschen die Müdigkeit und der Rausch ein wenig zu sehr in die Füße gequollen waren, hatten sie sich ungenirt und ohne Frage, ob sie sich in ihrer Hütte oder in welcher befinden, auf Bett, Bank, Erdboden oder sonst den ersten besten leeren Raum geworfen.

Gegen Mittag wurde es wieder lebhaft im Dorfe. Diejenigen, deren Schlaf bereits seinen Zweck erreicht hatte, humpelten nach Hause, um im Kreise der Ihrigen nun den Rest des Schnapses, der der verhängnißvollen Nacht entgangen war, über die Zähne zu messen.

Am Nachmittag war es im Dorfe weniger lebhaft. Besuche waren jetzt nur noch den Verwandten gestattet, und so war der Jubel in die Hütten, und zwar in die Kreise ihrer rechtmäßigen Bewohner gebannt. Hier aber dauerten sie und das Schnapstrinken, von dem selbst die kleinen Kinder

und sogar die Säuglinge nicht ausgeschlossen waren, ohne Unterbrechung fort. Man suchte sich förmlich durch den Schnaps zu sättigen, da den ganzen Tag über auch nicht eine Spur von Speisen genossen werden durfte. —

Am Abend begab ich mich in die Hütte, durch welche mir der Pisarz den ersten Begriff von dem Inneren einer polnischen Bauerwirthschaft eingegeben hatte. Ich hielt mich unterbrochen in ihr auf, und bekam dadurch alle zur Feier des heiligen Abends gebräuchlichen Ceremonien in ihrer Reihe und Ordnung zu Gesicht. Gegen eine solche Beute war gewiß der Kampf, den meine Nase mit der Schnapsdunst zu bestehen hatte, nicht der Erwähnung werth. Nur die Hausfrau ausgeschlossen, stand das gesammte Personal, das aus dem Gospodarz (Wirth, Hausvater), seinem Sohne, einem achtzehnjährigen Bengel, der ein so thierisch dummes Aussehen besaß, wie es mir noch kein Mensch hatte zu Gesicht kommen lassen; seiner Tochter, einem hübschen vierzehnjährigen Mädchen; deren Freier, einem Bengel, der seine große Schafpelzmütze bis auf die Nase herabgezogen trug; mehren Verwandten, unter denen sich ein Lahmer, der dem Gospodarz als Knecht, den Tanzlustigen des Sonntags als Musikant, und den Bärtigen als Barbier diente, (In den polnischen Dörfern existirt gewöhnlich ein Bauer, der aus Versuchen die Barbierkunst in seine Finger gezogen hat. Zu ihm kommt des Sonntags früh die ganze männliche Gemeinde, und läßt sich die unzuläßlichen Auswüchse von der Physiognomie schaben. Dafür muß sie ihn aber in der Karczma beim Schnaps frei halten, ihm die zum Rasiren nöthige Seife kaufen, und selbst zu den Kosten bei

Schleifung oder Anschaffung eines Rasirmessers beisteuern.) besonders auszeichnete, und vier unerwachsenen Kindern bestand, auf sehr unsicheren Füßen. Die guten Menschen waren alle in dem seligsten Taumel, und jauchzten, seelenvergnügt sich unter einander herumdrehend, so gräßlich, daß meine Ohren nach Ueberstehung dieses heiligen Abends auf Aufnahme in die Zahl der Märtyrer vollen Anspruch hatten. Die Gospodyni (Wirthin, Hausmutter), die vom ganzen Personal die einzige war, die noch einen leidlich gesunden Menschengeist in sich hatte, war am Kamin mit Erschaffung des Abendmahles beschäftigt.

Sobald die Dämmerung eingetreten war, ließ der Gospodarz das Trinkgeschirr noch ein Mal die Stufenleiter von sich bis zu seinem vierjährigen, kleinen, barfußen Mädchen herabsteigen, und nun ergriffen alle Personen Schaufeln, Besen und dergleichen zu Reinigung der Stube. Sobald diese vollbracht war, holte das ganze Corps aus der Scheune Heu, womit es mehr, als einen Fuß dick den Tisch bedeckte. Auf das Heu stellte nun die Gospodyni die Töpfe, Gelten und irdenen Schüsseln, welche das ungewöhnliche Abendmahl enthielten.

Was die Sitte, den Tisch mit Heu zu bedecken, zu bedeuten habe, konnte mir der lahme Barbier trotz seiner erschnapsten Besinnungslosigkeit auseinander setzen. Der Pfaffe, erklärte er, befehle alle Mal am Sonntag vor Weihnachten das Bedecken des Tisches mit Heu, indem er auseinandersetze, daß es zur Erinnerung daran diene, daß Jesus Christus nach seiner Geburt auf Heu (in der Krippe) gelegen habe. —

Ich hatte geglaubt, das hungrige Corps werde alsbald über das Mahl herfallen; doch es geschah nicht so. Sobald die Gospodyni Töpfe, Gelten 2c. auf den heubelasteten Tisch deponirt hatte, begab es sich vor die Hütte, und sandte seine Blicke zum Himmel — doch nicht etwa betend in Rücksicht auf die Bedeutung des heiligen Festes; denn an Gebet und an die Bedeutung des Festes zu denken, konnte neben der colossalen Schnapssitte natürlich nicht Sitte sein; sondern um einen Stern zu erblicken. Der lahme, musikalische Barbier bewies auch hier wieder, wie sehr er den übrigen Personen an Geist und Gewandtheit überlegen sei. Er war der erste, der einen Stern erblickte. Nun stürzte die hungrige Gesellschaft jauchzend in die Hütte zurück an das Abendmahl. —

Die Sitte, der zu Folge die polnischen Magen die Erfüllung ihrer Wünsche von den Sternen holten, konnte mir keine Person in der Hütte erklären. Obgleich meine eignen Kräfte es vermochten, frug ich doch am anderen Tage noch besonders die dicke Wirthschafterin. Sie gab mir folgende sonderbare Auskunft: „In dem Lande, wo der Herr Christus geboren worden, sei eine entsetzliche Hungersnoth gewesen (auf dieser Annahme scheint das strenge Fasten am heiligen Abend zu beruhen). Da sei denn Christi Geburt geschehen, und mit ihr sei plötzlich ein Stern viel größer, als die Sonne, an den Himmel getreten, den die Leute selbst am „Aufgang der Sonne“ (Morgenland) haben sehen können. Im Lichte dieses Sternes habe denn die hungrige Menschheit plötzlich bemerkt, daß die ganze Erde voll von Brod liege: — und darum genieße man zum Andenken

nicht früher etwas, als sich Sterne am Himmel gezeigt haben. —

Das Mahl, mit welchem die ausgeleerten Menschen sich auf eine so gewaltige Weise stopften, daß ihre Magen sich mindestens bis zu den Kehlen verlängerten, war bäurisch großartig. Jedes, was nur die Hütte an Genießbarem besaß, war ihm zu einem Gericht geworden. Barszcz, wilde Birnen und Aepfel, Schlehen, gekochte Erbsen, mit Hanföl zubereitetes Sauerkraut, gekochtes Heidekorn und dergleichen mehr befanden sich, Jedes in einem besonderen Gefäße, auf dem Tische.

Eine Sitte ohne erhabeneren Sinn, die vielleicht nur des Scherzes wegen, gleichwie das Bleigießen am Sylvesterabend in Deutschland, gepflegt wurde, trat nun ins Leben. Sobald eine Person so angefüllt war, daß sie ohne Bangigkeit den hölzernen Löffel, mit dem sie abwechselnd bald aus diesem, bald aus jenem Gefäß zugelangt hatte, niederlegen konnte, ging sie vor die Hütte, und stieß da einen so gewaltigen Schrei aus, als ihn nur die Kehle über die Zähne zu bringen im Stande war. Kam das Echo von den Hütten des Dorfes zurück, so war sie, vielleicht gegen ihren Wunsch, zu dem Glauben verpflichtet, daß sie in demselben Dorfe und unter der Knute des Grafen bleiben werde; verlief es sich aber in dem Walde oder sonst in der Ferne, so war dies ein Zeichen, daß sie das Dorf verlassen werde. Da nun die Personen einer jeden Hütte Auskunft über ihre Zukunft haben wollten, so wurde das Geschrei in dem Dorfe bald eben so gräulich, als in der vergangenen Nacht, und so allgemein, daß Mancher die Stimme seines Nachbars für

das Echo der seinigen hielt, und wegen der gräflichen Knute in Schrecken gerieth.

Sobald die Gospodyni die Speisegeräthschaften vom Tische genommen hatte, gingen sämmtliche Personen zur Scheuer, von wo eine jede ein Bund Roggenstroh brachte. Da der Heiland in einem Stalle zur Welt gekommen war, mußte zur Erinnerung die Stube auch völlig einem Stalle gleichen; so wollte es die Sitte, die die Pfaffen ins Leben geführt hatten. An diese Sitte knüpfte sich aber wieder eine Huldigung dem Aberglauben. Das Stroh wurde nicht unmittelbar in die Stube gestreut, sondern eine jede Person warf ihr Bund so, daß es nachher sich über den Fußboden ausbreiten mußte, gegen die aus fichtenen Stangen zusammengefügte Stubendecke. Aus den Strohhalmen, die an ihr hängen blieben, wollte der Gospodarz die Größe seiner nächsten Ernte ersehen.

Hiermit schlossen, wenn man den weiteren Schnapsgenuß nicht in Erwähnung bringt, die Eigenthümlichkeiten des heiligen Abends. Jetzt machten sich sämmtliche Personen durch Waschen und dergleichen seltene Gebräuche zum Kirchgange fähig, den nur die Hausfrau, die die Nacht hindurch die Speisen für die beiden Feiertage, an denen ihr die geringste Arbeit verboten war, kochen mußte, nicht mit hielt. —

Ich schritt zum Palaste zurück, in dem nur noch der Graf und Pan Antony vorhanden waren. Der Graf weigerte seiner Bequemlichkeit zu Gefallen einen Ritt zur Kirche, doch Pan Antony, den der Heimweg durch das Kirchdorf führte, wurde mein Begleiter. Es war eine

gräuliche Reise. Der Weg zur Kirche war mit Wanderern, mit Ochsenfuhrwerk, mit reitenden Bauern u. s. w. so überfüllt, daß wir uns in einem gräulichen Schneckengange fördern mußten; die Kälte war so beißend, daß wir gern im sausendsten Galopp davon geflogen wären. Fast erfroren kamen wir gegen Mitternacht vor der Kirche an. Mit dem Glockenschlag Zwölf wurde dieselbe geöffnet. Das Volk konnte nur sehr allmälig dieselbe füllen, denn jede Person mußte erst an der Thür von dem Zakrystyan (Glöckner) ein Wachslicht in Empfang nehmen, dessen kaum Stunden langen Gebrauch sie mit drei polnischen Groschen bezahlen mußte. Das Innere der Kirche während der Messe: die ungeheuere Masse von knienden Bauern, Bäuerinnen und Kindern, von denen ein Jedes ein brennendes Licht hielt, gewährte einen höchst merkwürdigen Anblick.

Noch ehe die Messe geschlossen wurde und der Weg sich von Neuem füllen konnte, setzte ich mich aufs Pferd, und jagte, von der Kälte gestachelt und dem klarsten Mondenschein begleitet, zurück. Nach drei Uhr Morgens kam ich erst in meinem Wohnorte an.

An jedem der beiden Feiertage begab ich mich wieder in die Hütten. Das Heu auf dem Tische und Stroh auf dem Fußboden lagen noch so, wie sie am heilgen Abend gelegt worden waren. Erst am Morgen nach den Feiertagen erhielten die Stuben ihr alltägliches Ansehen wieder. Stroh oder Heu die beiden Feiertage hindurch nicht in der Stube liegen zu lassen, wurde mir erklärt, sei die größte Sünde; denn da Christus in einem Stalle geboren worden sei, so

müsse auch zur Erinnerung an seine Geburt bis zur letzten Minute die Stube eines ächten Katholiken einem Stalle gleichen.

Man hätte in den Bauerstuben in der That des Heues und Strohes nicht bedurft, um sie mit einem Stallcolorit zu begaben; Hühner, Ziegen, Ferkel und zweibeinige Ferkel reichten vollkommen hin.

Interessant noch war mir, daß während des Weihnachtsfestes kein Bauer auf dem Bett, dem Ofen, der Bank oder sonst seiner gewöhnlichen Lagerstatt, sondern auf dem Feststrohe schlief, und zwar dies zum Andenken, daß die heilige Maria bei der Geburt des Kindes auf Stroh gelegen habe. (In einem Stalle natürlich läßt sich etwas Anderes nicht erwarten.)

Die eigentliche Festfeier schloß mit dem Ende des zweiten Feiertages, und nur der Schnapsjubel verlängerte das Fest bei denjenigen Bauern noch um einige Tage, die zur Freude ihrer feiersüchtigen Kehlen nicht zur herrschaftlichen Arbeit beordert wurden.

Vierzehnter Abschnitt.

Je mehr Ceremonien dem Weihnachts-heiligen-Abend aufgebürdet waren, desto weniger trug der Neujahrs-heilige-Abend. Dieser zeichnete sich durch nichts von jedem gewöhnlichen Wochentage aus. Das war natürlich eine Folge der katholischen Kirche, oder besser, des Pfaffenthums. Nicht allein in Polen, sondern fast in jedem katholischen Lande hat die Kirche eine so überwiegende Herrschaft gewonnen, daß sie die fast alleinige Erschafferin der Volkseigenthümlichkeiten geworden ist. Fast alle Sitten und Gebräuche sind die Mißgeburten der Pfaffenköpfe, und tragen, so groß oder klein sie auch sind, ein mehr oder minder sichtbar kirchliches Colorit. Natürlich haben nun die Pfaffen nur den Kirchenfesten heilge Possen eingeimpft, und daher kommt es, daß, wie in den meisten katholischen Ländern, auch in Polen das Neujahr, als ein weltliches Fest, und der Heilige-Abend desselben aller Ceremonien entbehren. Auch vom Bleigießen, Salzhäufchensetzen, Papierkräuseln und all den lustigen Gebräuchen, durch die man bei uns dem Schöpfer der Welt die Allwissenheit streitig zu machen sucht, oder dem Aehn-

lichem weiß man dort nichts. So wurde mir das Neujahr nur merkwürdig wegen eines Umstandes, der die gräfliche Wirthschaft anging.

Außer dem Grafen fand ich im Speisesaale, den ich betrat, um nach Gewohnheit der Milchsuppe das Vorhandensein meines Magens zu beweisen, den Ekonom und die Karbowen, welche den anderen gräflichen Dörfern vorstanden. Es wurde wegen Recrutirung des neuen Hofgesindes Rath gehalten. Elf Knechte und acht Mägde mußten, da sie bereits zwei Jahre auf dem gräflichen Hofe gedient hatten, nach der Norm, die der Graf selbst gegeben hatte, entlassen, ihre Stellen natürlich aber wieder besetzt werden. Zu Behuf des Letzten berichtete jeder Karbowy aus seinem Dorfe, welche Bauern einen dienstfähigen Sohn oder eine Tochter haben, und darauf wählte und bezeichnete der Graf die Recruten.

Zuvörderst jetzt rief der Ekonom die aus dem Dienste zu entlassenden Knechte und Mägde. Dieselben traten mit so glückseligen Gesichtern ein, daß ich deutlich erkennen konnte, daß ihnen der Hofdienst ganz anders sauer geschmeckt hatte, als der Barszcz. Mit den großartigsten Gnadenmienen erklärte ihnen der Graf, daß er ihnen erlaube, am nächsten Morgen wieder in die älterlichen Hütten zurückzukehren, und zahlte ihnen in baarem Gelde den gewaltigen Jahreslohn. Jeder Knecht erhielt dreißig und jede Magd zwanzig Gulden (5 Rthlr. — 3 Rthlr. 8 Gr.), wofür aber noch die Production eines demüthigen Fußkusses erforderlich war.

Sobald das Gesinde den Saal verlassen hatte, verließen ihn auch die Karbowen, um in ihre Dörfer zurückzukehren,

und den zum Dienst bestimmten Personen durch die hohe Ordre einen Todesschreck in den Leib zu versenken.

Nichts ist den polnischen Bauer-Burschen und Mädchen erschrecklicher, als der Hofdienst, der sie ununterbrochen unter den Augen des Edelmanns hält, und sie zum steten Spielwerk seiner Knute macht. Viele dieser unglücklichen Wesen entfliehen, sobald sie vom Karbowen den Befehl: am nächsten Morgen den zweijährigeu Hofdienst anzutreten, erhalten haben, und suchen in fremden Dörfern bei Bauern, Colonisten, Schäfern oder sonst Leuten ihres Standes Dienste. Doch selten bleiben sie verborgen; die Edelleute haben gewöhnlich Juden an der Seite, die mit ihren Spürhundnasen den Aufenthaltsort der Entflohenen auswittern. Dieselben werden dann zurückgeholt, und müssen ihren Steiß der edelmännischen Knute zum Besten geben. Hierfür erhielt ich einige Tage nach dem Neujahr einen zum Theil spaßhaften Beleg. Ein Mädchen hatte die Furcht vor dem Hofdienste zu einem in einem fremden Dorfe wohnenden Verwandten fliehen lassen. Sein Aufenthalt war am anderen Tage schon ausfindig gemacht. Der Graf sandte die beiden Struże mit dem Befehle ab, es zurückzubringen. Diese armen Teufel hätten es gewiß gern so weit als möglich entfliehen lassen, doch die Furcht vor der Knute machte sie zu Barbaren. Ich sah die Gefangene herbeiführen. Ein Bild, das sicherlich dem finstersten Hypochondristen hätte Genesung ins Gehirn bringen müssen! Die beiden Strużе, große, gewaltige Kerle, denen die hohe Schafpelzmütze, die bis zur Erde reichende Sukmana und die ungeheueren Stiefeln ein Riesenansehen gaben, hatten dem schwächlichen,

kaum der Kindheit entwachsenen Mädchen — es war noch nicht ein Mal funfzehn Jahre alt — die Arme auf den Rücken gebunden, (dies wahrscheinlich auf Befehl) und führten es von beiden Seiten an dem Stricke, dessen Enden sie ängstlich um die Hand gewickelt hatten. Selbst dem Grafen kam dieser Aufzug spaßhaft vor so, daß er sich nur fähig fühlte, dem jungen Dinge einen Verweis zu geben. Nach einigen Tagen entfloh das Mädchen zum zweiten Male. Es wurde wieder zurückgebracht. Jetzt aber erhielt es eine Tracht Knutenhiebe, daß ihm wahrscheinlich auf mehre Tage seine Sitztheile unnütz waren. —

Mehre Tage nach dem Neujahr kam mir zum ersten Male eine polnische Brautwerbung zu Gesicht. Indem wir, der Graf und ich, im Begriff, in ein unweit gelegenes Dorf zu fahren, um den Bau einer großen Brücke zu betrachten, aus der Thür des Palastes traten, versperrten uns zwei fremde Bauern mit einem unmerkwürdigen Fußfalle den Weg. Der eine, ein junger, kräftiger Bursche, aus dessen Gesicht die Gluth des Weihnachtsschnapses noch nicht verdampft zu sein schien, trug die Last der Liebe in seiner Sukmana; der andere dagegen, dessen bereifter Schnurrbart durch seine Borstenartigkeit bewies, daß er keinem Jüngling diene, trug als Brautwerber mehre Kapaune unter dem Arme, durch die er den Grafen für die Liebe des langhaarigen Burschen zu gewinnen suchte. Die Kapaune gelangten sogleich in die Arme der dicken Wirthschafterin. Unter fortwährendem vor die Füße Halten der großen Mütze erklärte nun der Brautwerber, daß sein Mündel sich in ein Bauer=

mädchen des gräflichen Dorfes verliebt habe, daß das Mädchen so, wie seine Aeltern, bereits seine Einwilligung gegeben habe, und daß nun Alles nur noch von der Gnade des Grafen abhänge.

Der Graf würde, wenn der Bursche einem seiner Dörfer angehört gehabt hätte, vielleicht ohne Weiteres die Bewilligung ertheilt haben, doch derselbe war aus dem Dorfe eines fremden Edelmanns. Der Graf, wie die meisten Edelleute, hielt noch immer die schöne Zeit der Leibeigenschaft der Bauern, wo das Vermögen nach der Zahl der Sklaven berechnet wurde, für vorhanden, und durch Bewilligung dieser Heirath ging ihm eine Sklavin verloren. Der Brautwerber und Bursche wiederholten ihre Bitten und Fußfälle, doch eine zweite mündliche Antwort gestattete die Hoheit des Adels nicht; die Reitpeitsche fertigte jetzt die Bittsteller ab.

So gern auch mein Gerechtigkeitsgefühl dem Grafen wegen der Anmaßung von Rechten, die ihm nicht zukamen, einen Nasenstüber hätte geben mögen, der ihm bis in die entfernteste Fußzehe gekrochen wäre, so hatte es doch zu wenig Recht dazu, und so mußte ich, da ich einmal den Mund nicht ganz halten konnte, die Partei des verliebten Burschen im Scherzen nehmen. Hätte mir vor einem Jahre Jemand gesagt, daß ich in meinem Leben einmal der Liebebeglücker eines polnischen Bauers werden werde, ich hätte ihn für toll gehalten; — der Graf ließ augenblicklich die beiden unglücklichen Geister zurückrufen, und gab mir einen neuen Beweis, wie der Pole seinen Gast zu ehren wisse. Hätte der Bursche gewußt, daß ich der Genius seiner Liebe war, er würde mir vor Inbrunst die Hosenknie zerbissen

haben. Der Graf fertigte die zu dem Aufgebot nöthige Bescheinigung seiner Bewilligung aus, und entließ die beiden Bauern, die nun wenigstens nicht klagen durften, die Kapaune für nichts dargebracht zu haben.

Niemand leistet den Edelleuten zu Unterdrückung des Bauernstandes so bereitwillige Hand, als die verehrliche Pfaffenschaft. Aus christlicher Liebe sucht sie den Bauernstand zu eignem Nutzen in geistiger Unwissenheit zu erhalten, und zum Nutzen des Adels, von dem sie den meisten Profit hat, hilft sie ihn in Unwissenheit über seine Freiheit erhalten. Kein Pfaffe nimmt eher das Aufgebot vom Bauer an, als derselbe des Edelmanns schriftliche Bewilligung zur Heirath einbringt. Wie sehr es den Edelleuten mit Hilfe der Pfaffen gelungen ist, die Bauern nichts von der Auflösung der Leibeigenschaft merken zu lassen, zeigen die Brautwerbungen im Uebermaaß. Hätte der Bauer nur eine Ahnung davon, daß er frei ist, so würde er schwerlich noch dem Edelmanne das Recht zugestehen, über seine Heirath zu gebieten. —

Da fast alle polnische Bauerhochzeiten in die Zeit vom Neujahr bis zu den Fasten fallen, indem in den Fasten Trauungen nicht gestattet sind, und der Sommer zu wenig Zeit für solche Jubelfeste bietet, so hatte ich jetzt Gelegenheit, in jeder Woche mehre Brautwahlen zum Theil bewilligen, zum Theil versagen zu sehen.

Das Interessanteste in dieser liebereichen Zeit waren mir natürlich die Bauer-Hochzeiten; um so mehr, als ihre Form nach Versicherung des Grafen von den alten Hochzeiten der Vornehmen stammte. Ich wohnte

nicht weniger, als fünfen bei. Sie waren bis zum geringsten Gebrauch übereinstimmend so, daß ich mir erlauben darf, meinen geehrten Lesern nachfolgende, ursprünglich nicht für dieses Buch berechnete Allgemeinschilderung zu geben.

Die Bauerhochzeit.

Eine lange Ueberlegung, eine lange Erwägung der Gegenwart und Zukunft, der Folgen jeder Handlung, kann nie bei Menschen stattfinden, die in gänzlicher Unwissenheit und Unbildung, in dem rohesten, unveredeltsten Zustande, und dabei in gänzlicher Unselbstständigkeit leben. Die augenblicklichen Neigungen derselben entscheiden ihre Handlungen. So haben auch die langhaarigen polnischen Bauern weder in ihrer großen Pudelmütze ein Verständniß, noch in der Sukmana eine Ahnung von dem, was Schiller in den Worten sagt: „Und darum prüfe, wer sich bindet, ob sich das Herz zum Herzen findet; der Wahn ist kurz, die Reu' ist lang." An ein längeres Liebesverhältniß zwischen dem Bauerburschen und dem Mädchen, durch welches sich Beide erst kennen lernen sollten, ist fast nie zu denken. Der erste, schnellste Eindruck, den ein Mädchen auf den Burschen macht, bestimmt ihn auch sogleich zur Werbung. Oft hat er noch nicht einmal mit der Schönen gesprochen; er hat sie nur von ferne bemerkt; sie ihn vielleicht gar nicht; doch ihre Figur, ihr Gesicht haben ihm ins Herz gestachelt, und sogleich, nachdem er den Namen erforscht hat, beginnt er, ohne sich um Vermögensverhältnisse zu kümmern, denn was kann ein Sklave an die Sklavin für Ansprüche machen? seine Experimente.

Aus dieser schnellen und rücksichtslosen Willfahrung der ersten Liebe erklärt sich, daß die meisten polnischen Bauern vor ihrem zwanzigsten Lebensjahre Eheleute oder gar Väter sind, und daß sich wenig alte Ehestände im Bauernstande finden. Wenige Monate oder Jahre nach der Trauung, wenn die jungen Eheleute sich zum Ueberdruß lieb gehabt haben, gehen sie auseinander. Der Mann schließt sich nun an irgend eine andere Frau, die ihrem Manne davon gelaufen ist, die ihm jetzt besser gefällt, als seine angetraute, und diese geht gleichfalls zu irgend einem Anderen, der seine Frau verlassen hat. Beide erfreuen sich nun eines durch Abwechselung angefrischten Ehegenusses. Durch dergleichen Umtauschungen kommen die verschiedenartigsten Kinder zusammen.

Bemerken muß ich, daß sich ledige Leute fast nie in unerlaubtem Verhältniß befinden. Nie lebt ein Mädchen mit einem seiner Frau entlaufenen Manne, und nie leben zwei ledige Personen mit einander. Dies erklärt sich aus den frühen Verheirathungen, zugleich aber auch aus den Gesetzen, die die Pfaffen vorschreiben, und der strengen Buße. Nie fragt der Pfaffe: ist auch dein rechtmäßiger Mann der Vater dieses Kindes? Wohl aber fragt er: hast du einen Mann? oder lebst du ungetraut mit Jemandem, und betrügst mich um das Traugeld? —

Doch, um die Hauptsache nicht zu verlieren! In der Karczma, auf dem Jahrmarkte, beim Odpustfeste (Ablaß) in irgend einem Kirchdorfe oder einer Stadt, oder bei sonst einer Gelegenheit hat der Bursche ein Mädchen gesehen, dessen glühende, dicke Backen sein Herz entzündet haben. So-

gleich ist er entschlossen, die himmlische Flamme zu löschen. Nichts stellt sich seinem Wunsche entgegen; denn bei dem unwesentlichen Bedürfniß des Lebens ist, wie bei den Wilden Amerika's, keine Nahrungssorge zu fürchten; diese nistet nur da, wo statt der Erzeugnisse des Grund und Bodens das blanke Geld die Basis der menschlichen Existenz bildet. Selbst eine nähere Bekanntschaft mit dem Mädchen hält er nicht für nöthig. Giebt ihm der Tanz Gelegenheit, sogleich an das Mädchen zu kommen, so ist er natürlich nicht hartnäckig; ist dies aber nicht der Fall, so macht er sich nicht eben mehr Sorge um die Erfüllung seines Herzenswunsches. Das Erste, was er jetzt thut, ist die Auskundschaftung des Namens und Wohnortes des Mädchens. (Für den Fall, daß der Bursche schon länger das Mädchen kannte, vielleicht gar mit ihm an Einem Orte wohnte, würde meine Schilderung natürlich eine Aenderung erleiden müssen. Es kommt mir darauf an, meinen Lesern eine von denjenigen Bewerbungen zu beschreiben, welche, obgleich außerordentlich häufig, doch besonders eigenthümlich sind.) Hat er die Lösung jener Fragen erlangt, so ist sein nächstes Geschäft, sich einen Unterhändler zu verschaffen. Diesen Genius der Liebe, der auf Befehl der Sitte verheirathet sein muß, und den Namen Dziewoslomb führt, wählt er aus dem Kreise seiner Freunde. Mit diesem Dziewoslomb nun verabredet der verliebte Bursche die nothwendigen Schritte der Bewerbung. Der erste Sonnabend oder nach Umständen ein späterer, doch nie ein Tag mit anderem Namen wird bestimmt zu dem schönen Unternehmen. Ist dieser Sonnabend erschienen, so führt der Bursche seinen Dziewoslomb in die Schenke, und läßt

ihm dort so viel Schnaps geben, als er zu Ausfüllung seines Magens bedarf. Daß dieses Quantum nicht unbedeutend sein kann, weiß Jeder, der einen polnischen Bauermagen auszumessen einmal Gelegenheit gehabt hat. Die Beschnapsung des Dziewoslomb, die als Sitte zur unumstößlichsten Nothwendigkeit geworden ist, hat wahrscheinlich ihren Grund in der begeisternden Kraft des Schnapses, die das Sprech- und Ueberredungstalent — zwei Elemente der Brautwerbung — zu besonderer Größe anwachsen läßt. Sind nun diese Elemente im Dziewoslomb bis auf den höchsten Grad gesteigert, und ist der Abend, oder sonst der Zeitpunkt des Abmarsches herangekommen, so kauft der verliebte Bursche noch eine große Flasche Schnaps zu einem späteren Zwecke.

Der angefeuerte Dziewoslomb, jetzt verpflichteter Schnapsflaschenträger, tritt nun mit seinem Mündel die Wanderung nach dem Wohnorte der holden Kochanka (Geliebte) an. Um Mitternacht erst erreichen sie das Dorf, oder wenigstens beginnen sie nicht eher ein Unternehmen. Also erst, wenn die Geisterstunde vorüber ist, was sie in Ermangelung der Uhren an Mond und Sternen oder sonstigen Welt-Verhältnissen erkennen, schreiten sie zu der Hütte, in welcher die Kochanka mit ihren Aeltern in ahnungslosem Schlafe liegt.

Ich muß hier erwähnen, daß der polnische Bauer auf der Reise wo möglich nicht in einer Karczma übernachtet. An der ersten, besten Bauerhütte bittet er um Aufnahme. Diese wird ihm auch gewöhnlich nicht versagt, da der genügsame Mensch mit der schlechtesten Streue und in deren Ermanglung mit der harten Bank oder dem Fußboden fürlieb nimmt.

Während sich nun der junge Bursche hinter der Hütte der schlummernden Kochanka versteckt, schreitet der Dziewoslomb zum kleinen, drei Viertel Ellen hohen Fenster, und pocht an. Nicht so leicht hören die Bewohner des Hauses, denn entweder die Arbeit, oder der Schnaps des Tages läßt den Schlaf zu einem gewaltigen Zwingherrn werden. Der Dziewoslomb vergrößert nun die Gewalt seiner Fäuste, und pocht so lange, bis die Ohren der Schläfer getroffen sind, und nach seinem Begehr gefragt wird. Sich stellend, als sei er ein Wanderer, bittet er dringend um Nachtquartier. Der Wirth des Hauses bewilligt, wenn ihn sonst nicht Umstände hindern, in welchem Falle die Werbung auf einen anderen Sonnabend verschoben werden müßte, sogleich die Aufnahme, und steigt mit seiner Ehehälfte von dem Erbsenstrohlager herab. Die Gospodyni (Wirthin, Hausmutter) zündet jetzt vor Allem das Kienholz auf dem Heerde an, welches die Stelle des Lichtes vertritt. Darauf wird der Dziewoslomb, den man noch immer für einen harmlosen Wanderer hält, hereingelassen. Doch sobald er in die Stube tritt, erkennen der Bauer und dessen Frau den Freiersmann an der großen Branntweinflasche, die er unter dem Arme hält. Sie stehen verwundert, und suchen in aller Eile durch Nachdenken zu erforschen, wer der Liebhaber sein könne; der Dziewoslomb aber verlangt vor Allem ein Branntweinglas. Giebt der Bauer das verlangte Glas, so ist dies ein Zeichen, daß die Tochter noch disponibel ist; weigert er es aber, so beweist dies, daß dieselbe, vielleicht der Jugend wegen, oder weil sie schon einen Geliebten hat, nicht gewährt werden kann. In diesem Falle verläßt der Dzie-

woslomb das Zimmer ohne Weiteres; — doch kann dieser Fall nur ein sehr seltener sein, da der polnische Bauer ein Mädchen von 14 Jahren für heirathsfähig hält, und ein polnisches Mädchen selten einen Freier hat, indem es sogleich Frau wird. Die erste Bekanntschaft mit dem Freier und die Hochzeit liegen meist in einem Zeitraume von vier Wochen.

Kann nun also der Bauer seine Tochter gewähren, so reicht er mit freundlicher Miene das Glas, das der Dziewoslomb sogleich vollgießt. Mit triumphirender Geberde hebt der es sodann hoch in die Luft, und beginnt mit einer Lobrede die schöne, zur schwersten Arbeit taugliche Gestalt, das einnehmende Gesicht und sonstige Erhabenheiten seines Mündels, der unterdessen außerhalb am Fensterchen horcht, zu preisen. Der Bauer, erfreut durch die Lobeserhebungen, ist alsbald entschlossen, die Tochter zu gewähren, was er durch die Worte: „na, niech bedzie“ (mag es werden) beweist. Sogleich ruft der Dziewoslomb dem Bauer ein: „na zdrowie wasze“ (zu Eurer Gesundheit) zu, und trinkt das Glas aus, das er sodann für den Bauer füllt, der es ebenfalls mit einem Ruck hintergießt, und dabei ein „na zdrowie twoie“ (zu deiner Gesundheit) seiner Frau zuruft, die darauf ein Gleiches thut. Jetzt ist die älterliche Bewilligung unterschrieben und untersiegelt.

Vor Allem wird jetzt die liebe Tochter geweckt, die im Corps ihrer Geschwister auf dem zweiten Erbsenstrohlager bisher geschlafen, oder auch gewacht und gelauscht hat. Sie erhebt sich, bindet nur das Kopftuch zurecht, denn eines weiteren Anzuges bedarf es nicht, da der polnische Schlaf stets in voller Uniform steckt, und tritt mit verschämtem,

jungfräulichem Angesicht zu der an der Kienflamme des Kamines stehenden Versammlung. Sogleich erhebt der Dziewoslomb seine Stimme von Neuem, und sucht durch Rühmung des in banger Erwartung vor dem Fenster stehenden Burschen auch das junge Mädchen in Entzücken zu setzen. Dieses, gewöhnlich sehr jung, weniger die Liebe kennend, als den Genuß der Ehe sich süß vorstellend, oder auch sich vor dem Hofdienst fürchtend, nimmt sogleich von dem Dziewoslomb das volle Schnapsglas an, trinkt es aus, und hat somit auch — wenigstens vorläufig — sein Wort gegeben. Fröhlich eilt ietzt der Dziewoslomb aus der Stube, und führt den langhaarigen Bengel herein, der, nachdem er sich mit Wasser aus dem an der Thürpfoste hängenden Weihbecken besprengt hat, den Aeltern der holden Kochanka zu Füßen fällt und die Kniee umklammert.

Das Verhältniß zwischen dem Burschen und der Kochanka ist in den ersten Stunden ein höchst wunderbares. Er bietet ihr weder eine Hand, noch auch redet er sie an, sondern bleibt starr uud steif an der Thüre stehen, und erwartet das Weitere. Während nun der Dziewoslomb mit der großartigsten Wortverschwendung fortfährt, den vorstehenden Lieberitter am Gesicht und jedem einzelnen Gliede lobpreisend, wie ein Pferdeverkäufer sein Thier, auszumessen, betrachtet das junge Mädchen, das sich schamhaft in eine Ecke zurückgezogen hat, von ferne die dumm „bang" ahnende Bildsäule in der Sukmana und großen Pudelmütze. Ist diese ein häßliches, den Lobpreisungen des Dziewoslomb nicht entsprechendes, und namentlich den Anforderungen ihres übrigens sehr anspruchslosen Geschmackes nicht genügendes

Exemplar, so spricht sie kein Wort, sondern verläßt die Stube. Dies ist das Zeichen, daß sie ihre Hand weigert. Da Altejungferschaft beim Bauernstande, dessen Ansprüche in Bezug auf Heirath so unwesentlich sind, ein unerhörtes, fast nie vorkommendes Ding ist, also auch keine bange Sorge um einen zweiten Freier vorhanden ist, so lassen die Aeltern der Tochter völlig freien Willen, und treten ihr bei dem verneinenden Rückzuge nicht in den Weg. Höchstens der Dziewoslomb sucht das Mädchen aufzuhalten, und durch wiederholte Anpreisung des vorstehenden Lümmels noch etwas auszurichten. Läßt sich aber das hartnäckige Mädchen nicht von der schnapsbegeisterten Eloquenz desselben für den Burschen verliebt machen, so müssen nun die Aeltern nach der Sitte den Schnaps, den der Freier vergebens geopfert hat, bezahlen, wonach der Dziewoslomb mit seinem Mündel die Rückwanderung sogleich beginnt. Doch ein solcher Fall kommt nur höchst selten vor.

Ist das Mädchen mit dem angebotenen Burschen zufrieden, so bleibt es ruhig in der Stube. Hat der Dziewoslomb aus diesem Harren den Entschluß erkannt, so gießt er das Schnapsglas wieder voll, hebt es mit triumphirendem Arme in die Luft, und ruft: „na zdrowie mlodych ludzie!“ (zur Gesundheit der jungen Leute!) Nachdem dann die Aeltern des Mädchens im Namen beider jungen Leute geantwortet haben: „Panie Boże zaplac!“ (Herr Gott, bezahle [vergelte] es!) gießt der Dziewoslomb blitzesschnell den Inhalt des Glases durch seine Kehle, und reicht eine neue Füllung dem Burschen hin, der von nun den Titel Kochanek (Bräutigam) führt. Dieser trinkt mit gleicher Kunstfertigkeit,

und giebt das Glas wieder zurück. Der Dziewoslomb füllt es von Neuem, wiederholt seinen vorigen Ausruf, trinkt es nochmals aus, und reicht es frisch gefüllt der hübschen Kochanka, die, indem sie austrinkt, die vollkommenste Bestätigung ihrer Zuwilligung bekundet. Jetzt, sollte man meinen, müßten die jungen Leute sich im höchsten Entzücken um den Hals fallen; doch man irrt sich; die Sitte, oder auch die Gelenklosigkeit der bäurischen Liebe setzt Grenzen. Beide bleiben sich noch fremd, oder doch fern, und huldigen nur zum Beweis ihrer Herzensfreude der großen Schnapspulle. Die Gospodyni legt jetzt dreifach Kienholz auf den Kamin, damit die verdreifachte Flamme den fernstehenden Tisch erleuchte, vor dem sich nun Alle theils auf die unbehobelte Bank, theils auf Hackklötze und Gefäße niederlassen. Das Branntweinglas geht ohne Ruhe und Rast herüber und hinüber.

So dauert nun die Verlobungsfeier so lange fort, bis nur Branntwein noch in Magen vorhanden ist, oder die Köpfe sich nicht mehr auf den Schultern halten lassen. Jedes sucht sich dann seinen Ruheplatz. Der Kochanek ist, wenn er sonst von seinen Sinnen noch etwas weiß, der glücklichste. Ihm giebt die Sitte das Recht, neben seiner Kochanka auf dem Erbsenstrohlager, das dem gesammten Kindercorps unterthänig ist, Platz zu nehmen.

Am Morgen ist zuerst die Gospodyni auf dem Platze, die, ihrem weiblichen Zartgefühl huldigend, sich wenigstens nicht so bestialisch niedergeschnapst hat, als die meisten anderen Personen. Sie hebt sich von dem Lager, und schreitet über einige an der Erde liegende Ziegen hinweg zum Kamin,

wo sie die vortägigen Kohlen aufscharrt, und mittels des Blasebalges ihrer mageren Wangen von Neuem anfacht. Ein tüchtiger Topf voll Barszcz wird erhitzt, und die übrigen Personen finden mit ihrem Erwachen das fertige Frühstück, das aus dem hölzernen oder irdenen Tischgeschirr dichte Dampfwolken mit einladenden Wohlgerüchen emporwirbelt. Alles drängt sich zum Tische. Bietet derselbe nicht Raum genug für alle Personen, so bilden sich zwei Colonnen; die kleineren Gestalten setzen sich unmittelbar an den Tisch, die größeren stellen sich hinter diese, und reichen mit ihren hölzernen Löffeln über deren Köpfe hinweg in die gemeinschaftliche Schüssel.

Jetzt, da die Ueberraschung, welche die unerwartete Freierschaft auf den Bauer und dessen Familie hervorgebracht hat, ausgeschlafen ist, entwickelt sich ein verständiges Gespräch. Auch der Kochanek wird nun dreister; er erzählt seiner Kochanka irgend etwas von seinen Erfahrungen, und erkundigt sich bei ihr nach den Launen des Edelmanns, der noch immer als ein Schreckensmond an seinem Liebeshimmel hängt. Sobald sich vermuthen läßt, daß der Edelmann das Bett verlassen hat, feuert der Dziewoslomb seinen Muth wieder mit Branntwein an. Darauf nimmt er einige Kapaune und sonstige Gaben unter den Arm, und schreitet mit seinem Mündel, dessen Herz und Rücken in banger Ahnung schweben, nach dem Edelhofe. Hier, an dem stockwerklosen, aus fichtenen Bohlen zusammengefügten Palaste des gewaltigen Grundherrn angelangt, wendet sich der Dziewoslomb an die Pokojówka (Stubenmädchen), um Anmeldnng bittend. Nach geraumer Zeit, denn das Wartenlassen ist ein Vorrecht

des Adels, erscheint der schnurrbärtige Herr, eine knutenartig geflochtene Reitpeitsche der Sitte gemäß unterm Arme haltend, in der Hausthür. Sogleich fallen Dziewoslomb und Kochanek ihm zu Füßen. Der Dziewoslomb offerirt die Kapaune und was sonst, und bittet um Gewährung des Mädchens dem vorstehenden Burschen. Der Edelmann läßt sogleich die Gaben in Empfang nehmen, und besinnt sich dann, um auch selbst im Falle der Zusage die Freiheit seines Willens zu bekunden, geraume Zeit.

Sobald nun der Edelmann sein stolzes: „dam ja“ (ich gebe es, nämlich, das Mädchen) ausgesprochen hat, fallen ihm beide Bittsteller dankbar nochmals zu Füßen, und wandern dann überglücklich, denn dies war der gefährlichste Schritt, indem er eben sowohl eine Verneinung, und gar Knutenhiebe zur Folge haben konnte, zur Hütte zurück. Der Schnapsjubel beginnt von Neuem, doch dauert er nicht lange Zeit, denn bald müssen sich der Dziewoslomb, Kochanek und der Vater der Kochanka auf den Weg zum Pfaffen machen, damit noch mit demselben Tage die Aufgebote beginnen können.

Eine fröhliche Miene zieht sich über das strotzende Antlitz des Pfaffen, sobald er die drei Männer auf den Hof treten sieht, denn er kann schon die Bestellung von Aufgeboten, deren jedes ihm mit einem polnischen Gulden bezahlt werden muß, errathen. Ist vielleicht schon einmal zur Kirche geläutet, so macht der geistliche Herr hartnäckig Umstände, das Aufgebot noch für denselben Tag anzunehmen; doch der Bauer kennt schon die Eigenthümlichkeiten der Pfaffenschaft; er erbietet sich, um nicht die Hochzeit um eine Woche

zu verzögeren, über die Taxe zu zahlen, und sogleich bringt der Pfaffe mit verstohlenem Schmunzeln das große Kirchenbuch herbei. Nachdem die Einzeichnung vollendet, gehen die drei Bauern zur Kirche, um die Messe und das bestellte Aufgebot zu hören.

Nach dem Gottesdienste wandert der Dziewoslomb mit seinen beiden Begleitern wieder zum Wohnorte der Kochanka zurück. Hier führt er den Kochanek und dessen zukünftigen Schwiegervater sogleich in die Karczma, und geht dann, um die harrende Braut, deren Mutter und Geschwister ebenfalls zur Karczma einzuladen und dahin zu geleiten. In diesem Tempel des heiligen Pistorius beginnt nun die Fortsetzung des jubelvollen Schnapsfestes, und währt bis spät am Abend. Endlich wankt und stolpert die selige Gesellschaft nach Hause, um in gleicher Art, wie gestern, die Nacht zu überleben.

Am Morgen wandern der Dziewoslomb und Kochanek wieder in ihre Heimath. Letzter kehrt aber, wenn sein Wohnort nicht allzu entfernt ist, an jedem Abende wieder, um in der Hütte seiner Kochanka zu übernachten.

Die erste Woche vergeht nun ohne weitere Unternehmungen; erst in der zweiten, als am Donnerstage vor dem dritten Aufgebote, beginnen die nöthigen Hochzeitsvorbereitungen. Der Kochanek wählt aus dem Kreise seiner Freunde den, der ihm der Liebste ist, und überträgt ihm das Ehrenamt des Glowny Druzba. (Ich weiß nicht, wie ich dies Wort verdeutschen soll; vielleicht: Haupt-Bräutigam-Führer.) Dieser Glowny Druzba steht jetzt dem Kochanek ebenso zur Seite, wie ihm der Dziewoslomb, dessen Geschäft erst bei der Hochzeit selbst wieder beginnt, bei der Werbung zur Seite

gestanden hat. Nachdem sich der Kochanek mit seinem Glowny Druzba wegen der Wahl der fünf oder sieben Subaltern-Druzben berathschlagt und vereinigt hat, gehen Beide, um diese einzuladen. Nach geschehener Einladung versammeln sich sämmtliche sechs oder acht Druzben in der Hütte des Kochaneks, um bei einer gefüllten Schnapsflasche zu berathen, welche Swaty und Swachni (Erste, die männlichen verheiratheten, Zweite, die weiblichen verheiratheten Hochzeitsgäste) einzuladen seien.

Sind nun nach vollendeter Berathung die Swaty und Swachni bestimmt, so theilen sich die Druzben, die, was ich zu erzählen vergessen habe, junge, unverheirathete Burschen sein müssen, in mehre Parteien. Der Kochanek, Glowny Druzba und ein Unter-Druzba vollziehen die Einladung der Swaty und Swachni in dem Wohnorte des Kochaneks, und in dem Dorfe, wo die Kochanka lebt. Die übrigen Druzben gehen je zwei auf die fremden Dörfer, um die Einladungen dort zu besorgen. —

Ebenso wählt auch die Kochanka an diesem Donnerstage ihre Druchni (junge Mädchen; Brautführerinnen). Die Zahl derer muß eben so groß sein, als die der Druzben, damit beim Hochzeittanze kein Bursche ohne Tänzerin, und kein Mädchen ohne Tänzer bleibe. Diese weiblichen Hochzeitsbeamteten haben vor der Hand kein erwähnenswerthes Geschäft.

In den jetzt beginnenden anderthalb Wochen (die Trauung ist jedesmal eine Woche nach dem dritten Aufgebote am Montage) trifft jeder bei dem Freudenfest Betheiligte seine für seine Person berechneten Vorbereitungen. Die

Druchnen machen sich ihr Staatshemd, den weißen Rock und den wunderlichen Kopfputz, die Druzben ihren Hutschmuck, die Swachni ihre Hauben, und Jeder so das ihm Zukommende zurecht.

In der Hütte der Kochanka herrscht in dieser Zeit die größte Unruhe; denn die Bewirthung der Hochzeitsgäste erfordert manche vorbereitende Anstrengung. Eine Kuh muß nothwendig geschlachtet werden. Gewöhnlich trifft das Todesloos eine blinde, die die Weide nicht mehr besuchen kann, kranke oder sonst für das Leben untaugliche aus dem Stalle des Edelmanns, die mit Handarbeit bezahlt werden muß. Das große Sauerkrautfaß wird ausgepackt; Kartoffeln, Erbsen, Mehl und dgl. zur Hand gestellt, und Branntwein, der Nerv der polnischen Bauerfreuden, in großen Quantitäten angeschafft. Es gehen nun auch die ausschließlich in Nahrungsmitteln bestehenden Hochzeitsgeschenke der Swaty und Swachni (Druzben und Druchnen sind von jeder Spende frei) ein. Der schickt ein Schaf, Jener ein Kalb, ein Dritter ein Viertel Heidekorn rc. Diese Geschenke dienen nicht, wie man meinen sollte, dem Brautpaar zum Beginn seiner Wirthschaft, sondern müssen nothwendig beim Hochzeitsfeste verzehrt werden. Auch nur eine Spur von ihnen den Zähnen des Festes zu entziehen und für seine Benutzung zurückzubehalten, würde man für die häßlichste Schande ansehen.

Endlich kommt nun der Sonntag nach dem letzten Aufgebote heran. Früh wandern der Kochanek und seine Kochanka zur Kirche, um durch Beichte und Communion, ohne welche keine Trauung möglich ist, sich von Sünden zu

reinigen. Unmittelbar nach diesem heiligen Amte führt der verliebte Bursche seine Braut zur Karczma, die stets in der Nachbarschaft der Kirche sich befindet. Einige Quanta Schnaps lassen sich nun die jungen Leute zum süßen Vorschmack der ehelichen Wonne dienen. Ein Musikant, mit einer Geige bewaffnet, übt hier die Herrschaft aus, welcher sich jedes junge Brautpaar, das aus der Traubeichte kommt, der Sitte gemäß bis zum Nachmittag unterwerfen muß. Nachdem sich nun der Bursche und seine Kochanka satt getrunken und satt getanzt haben, kehren sie wieder nach Hause, wo sie die schon versammelten Druzben und Druchnen finden. Alles läßt sich jetzt auf die Bank, Bettstelle, Hackklötze, oder was sonst einen Sitz bietet, jedoch nicht in bunter Reihe, nieder, und ergötzt sich so lange an dem Genusse des Branntweins, bis (gewöhnlich in der Abenddämmerung) der Dziewoslomb erscheint, der von hier an wieder die Hauptrolle, den Commandeur oder Ceremonienmeister, spielt. Ein weißes, an der Brust festgeheftetes Zwirnband unterscheidet ihn von den Druzben und Swaten. Sobald er in die Stube tritt, bietet er den früher erwähnten Gruß: Niech bedzie pochwalony etc., und bleibt so lange an der Thür stehen, bis der Vater der Braut ihm den Gegengruß geboten, und ein volles Glas zugetrunken hat. Jetzt tritt er um einige Schritte näher, und bleibt wieder stehen. Sogleich fallen ihm der Kochanek, die Kochanka und nach diesen die Druzben und Druchnen, also alle unverheirathete Personen, der Reihe nach zu Füßen, und küssen seine mit sackleinwandner Hose überzogenen Kniee.

Welche Empfindung mögen dem tölpischen Bauer, der

das hohe Amt des Dziewoskomb bekleidet, solche Huldigungen, die sonst nur dem gewaltigen Adel zukommen, bereiten?

Jetzt also beginnt der Dziewoslomb sein Amt wieder. Er beordert zuvörderst die Druzben, die Hochzeitsgäste (Swaty und Swachni) herbeizuführen; sendet dann eine beliebige andere Person nach den Musikanten, und läßt alle Gegenstände außer Tisch und Bettgestellen, die ihrer pfahlartig in die Erde geschlagenen Füße wegen immobil sind, von den hübschen, jungfräulichen Druchnen hinfort räumen, und mit Schaufel und Hacke den Fußboden der Stube des Tanzes wegen nach Möglichkeit ebnen. Die Kienflamme auf dem Kamine wird so bedeutend vergrößert, daß selbst die entferntesten Winkel der Stube eine zum Lesen der feinsten Schrift nöthige Lichtfülle enthalten. Zum Ueberfluß, oder der hochzeitlichen Pracht wegen wird auf dem Ofen ein dünnes Talglicht aufgepflanzt. Die Stelle des Leuchters vertritt ein hölzerner Klotz, in den zu Stellung des Lichtes ein Loch gebohrt ist. Nachdem nun die Umwandlung der Stube in einen Salon vollendet ist, werden die kleinen Kinder, damit sie keine Störung im Tanze verursachen, auf die Oberfläche des großen Ofens gejagt, von wo herab sie das Freudenfest mitgenießen dürfen. Die Gospodyni stellt nun die große Bauchflasche mit Schnaps und die nöthigen Trinkgeschirre auf den Tisch. Einen Topf voll dieses geistigen Getränkes theilt sie für die Kinder ab, und reicht es zu deren Disposition auf den Ofen hinauf. Noch holt sie das übercomplete Hemd vom Zaune herein, um es am kleinen Fenster unberufener Neugier zum Trotz die Stelle eines Rouleau verwalten zu lassen.

Ist durch diese Geschäfte der Zeitraum bis zum Erscheinen der Gäste noch nicht ausgefüllt, so ist es die Pflicht des Dziewoslomb, durch lustige Erzählungen und Possen die jungen, lachhaften Druchnen zu kurzweilen. Endlich erscheint das Musikchor. Es besteht aus zwei Personen. Die eine, die ihr Talent auf die Geige streicht, wird, da sie ohne fremde Hülfe den Tanz zu beseelen vermag, (außer bei Hochzeiten tanzen die polnischen Bauern immer nur nach einer Geige) mit dem umfassenden Titel „Musykant" belegt. Die andere führt eine Baßgeige und den Titel: „Bazysta." Beide Apollosöhne sind gemeine Bauern. Ihre Kunst steht in gleichem Verhältniß mit ihrem Verdienste, der außerordentlich beklagenswerth ist, da er nicht in baarem Gelde, sondern in dem freien Zutritte zum Branntweinglase besteht. Die Instrumente, dem Atelier irgend eines Zimmermanns entsprungen, sind der Anerkennung noch mehr werth, als ihre Begeisterer.

Sobald diese Virtuosen eintreten, begrüßt sie der Dziewoslomb mit dem vollen Schnapsglase, und läßt sie aus dem Bettgestell das Orchester machen. —

Ich darf hier zu bevorworten nicht unterlassen, daß für die ganze Zeit des Hochzeitfestes dem Kochanek und seiner Kochanka von der gebietenden Sitte eine unsinnige Demuth und Unterwürfigkeit zur Huldigung den Verheiratheten auferlegt sind. —

Nach und nach finden sich nun die Swaty und Swachni, geführt von den Druzben, mit ihren Kinderschwärmen ein. Jede Familie, sobald sie eintritt, bietet den bekannten Gruß, besprengt sich mit Weihwasser, und bleibt so lange stehen,

bis der Dziewoslomb und nach ihm Vater und Mutter der Braut ihr volle Gläser zugetrunken haben, und der Kochanek sowohl, als die Kochanka ihr, d. h. dem Swat und dessen Frau, der Swachna, zu Füßen gefallen sind. Den Kindern derselben wird natürlich eine solche Huldigung nicht zu Theil; diese werden gleich nach ihrem Eintritte auf den Ofen gejagt, wo bereits die Geschwister der Braut campiren. —

Es ist ein Anblick, der sich nicht so leicht vergißt. Die Schaar von Bauern, die, wie Bäre, in ihren langen, schnittlosen, weißen, wollenen Kitteln und mit ihren hohen schafpelz'nen Mützen freudestrahlenden Antlitzes jauchzen, Scherze nach eigenthümlicher Art treiben, und sich gegenseitig durch wunderliche Possen zu erfreuen suchen; die geschwätzigen Weiber, die sich, überall trinkend und anbietend, mit überschreienden Jubelstimmen zudringlich an die freundlichen Bäre andrücken; an der Seite die bescheidenen, jungen Druchnen in ihren bunten Miedern, über welche die strotzenden, nur von dem fast durchsichtigen Mousselinhemd überdeckten Brüste hervorquellen; in der und jener Ecke die jungen Burschen mit ihren großen Pudelmützen oder aus Kuhhaaren gemachten Filzhüten, an denen ein farbiges Band oder ein umschlingender Messingdrath als Schmuck sich befindet; auf dem Bettgestell die beiden originellen Musikanten, und auf dem riesenhaften Ofen das Chor der dickbäckigen, fröhlichen Kinder — wahrhaftig, an einer solchen polnischen Hochzeitsstube fände ein Maler einen großen Raum für seinen Pinsel. —

Sobald sich nun Alle durch das schnellläuferische Schnapsglas in gehörige Polterabendstimmung versetzt haben, gebie-

tet der Dziewoslomb den Beginn des Tanzes. Sogleich üben die Musikanten ihre Tyrannei auf die Instrumente aus.

Mit den ersten Klängen der Musik stellt sich die ganze Gesellschaft in einen Kreis. Der Dziewoslomb erfaßt eine Tänzerin, führt sie ein Mal rechts im Kreise herum, und bleibt dann an der Seite stehen. Eine eben solche Runde vollendet nach ihm jedes einzelne Paar. Darauf schreiten alle Paare zugleich unter Anführung des Dziewoslomb mehre Male im Kreise herum, und hieraus entspringt plötzlich ein wilder Tanz, eine Art Walzer, indem eine Anzahl von Paaren im weitesten Kreise, eine kleinere in engerem Kreise, und ein oder zwei Paare sich gänzlich auf einem Flecke, im Centrum, drehen. Hat diese Lust eine Weile gedauert, so giebt der Dziewoslomb ein Zeichen. Sogleich tritt Alles wieder zurück; die Paare kehren sich um, und der Dziewoslomb führt in der früheren Art den Tanz links herum an. In dieser Abwechselung dauert nun der Tanz, den, was ich früher zu sagen vergessen habe, die Frauenzimmer barfuß ausführen, bis zur Mitternacht ohne Unterbrechung fort; dann aber giebt der Dziewoslomb das Zeichen zu einer neuen hochzeitlichen Handlung.

Die Braut, der diese jetzt beginnende Handlung ihren zweiten jungfräulichen Stolz, ihren Zopf, raubt, sucht der Sitte gemäß zu entfliehen, doch wird sie natürlich daran gehindert. Alles Sträuben und Umsichschlagen ist vergebens; sie wird von der Menge übermannt, und auf einen mitten in der Stube stehenden Hackklotz, Faß oder ähnliches Sitzinstrument gesetzt, und festgehalten. Der Glowny Druzba tritt jetzt hinter sie, flechtet ihr den nach bäurischer Tracht

lang herabhängenden Zopf auf, und kämmt ihr die Haare zu beiden Seiten glatt herunter. Von dieser Minute bis zu ihrem Tode darf sie nie wieder einen Zopf tragen. Es ist eine merkwürdige Sitte; doch bildet sie eine ausnahmlose Regel. So wenig, wie eine ungeschorene Jüdin, findet sich in Polen eine Bauerfrau mit geflochtnem Haar.

Der Gedanke, daß mit dieser Zopf-Handlung die Kochanka aus dem Kreise der jungen Mädchen und zugleich aus den Armen der Mutter zu treten beginnt, ist wehmüthig; und auf Grund dieser Wehmuth hat sich die Sitte festgestellt, daß Mutter und Tochter bei der Handlung nothwendig weinen, der Kochanek und Dziewoslomb aber, die dabei im Vortheil stehen, nach Möglichkeit lustig und ausgelassen sein müssen. Das Weinen der Braut wird als eine sehr große Nothwendigkeit erachtet. Ich habe eine junge Bäuerin gekannt, mit der sich fünf Jahre nach ihrer Verheirathung noch keine Frau des Dorfes abgeben mochte, darum, weil sie bei der Zopfscene ihrer Hochzeit nicht geweint hatte.

Die Scene ist höchst komisch: die Kochanka, festgehalten auf einem Klotze, in Thränen schwimmend; in irgend einer Ecke die Mutter, mit lauter Stimme heulend und wehklagend; dazu die Musikanten, die die Handlung mit jämmerlichen, gezogenen Tönen begleiten, und nun, ringsherum alle Anderen im fröhlichsten Jauchzen und heitersten Gelächter. —

Sobald die Auffiechtung vollendet ist, giebt der Dziewoslomb ein Zeichen; die Musikanten stimmen ihre frühere, lustige Tanzmusik an, und sogleich springt die Kochanka mit lautem Freudengelächter auf, faßt ihren Kochanek, und tanzt

mit fliegenden Haaren den neuen Tanz vor, der nun ohne Störung bis zum Anbruch des Tages, oder nur so lange fortdauert, bis die Gäste, die das Schnapsglas nicht vergessen, nicht mehr auf den Füßen stehen können. Nach Anordnung des Dziewoslomb wird dann der Fußboden mit einer Streu bedeckt, auf welche sich das gesammte Völkchen, Swaty und Druchnen, Swachni und Druzben, Alles bunt durch einander zur Ruhe niederlegt. Eine Bauerfrau, die das Amt der Köchin verwaltet, ist bald die einzige Wachende in der Stube. Sie bereitet das große Mahl vor. Zwar sind Kuh, Hammel, Kartoffeln, Erbsen, Sauerkraut und Kwas schon an den vorigen Tagen gekocht worden, doch bedürfen sie der Erwärmung und Theilung. Wenn endlich die großen Töpfe auf dem Kamine zu glühen anfangen, ermuntert sie die Druzben, deren Geschäft es ist, die Tafel in Stand zu setzen. Pfähle werden zu diesem Behufe in den Fußboden geschlagen, Breter auf dieselben gefügt, die nöthigen Geräthschaften, welche die Sitze bilden, herbeigetragen u. a. m. In großen Gelten wird jetzt der Barszcz, in dem das in Stücke zerschnittene Fleisch schwimmt, auf die Tafel gestellt, die sich freilich weder einer Blumenvase, noch eines Tischtuches rühmen kann.

Jetzt wenden die Druzben die Kraft ihrer Kehlen und Arme an, um die Schläfer zu ermuntern, die, sobald sie mit gemeinschaftlicher Anstrengung die Streu hinfortgetragen haben, sich zum duftenden Frühstück, das aber von ihnen „hochzeitliches Abendbrod" (Kolacya) genannt wird, niedersetzen. Jedes ergreift einen hölzernen Eßlöffel, holt mit diesem ein Stück Fleisch aus der Suppe, nimmt dasselbe in

die linke Hand, (der polnische Bauer kennt keine Gabeln) und beißt während dem Suppen-Genuß davon so lange ab, bis es verzehrt ist. Ist diese Piece hindurchgeführt, so tragen die Druzben die großen Gelten mit Sauerkraut, Erbsen und dergleichen auf, in welchen sich ebenfalls Fleischportionen befinden, die, wie die früheren, aus freier Hand verzehrt werden. Den Beschluß bildet eine Art Kuchen.

Das Branntweinglas ist bei diesem Mahle natürlich in fortwährender Bewegung. Ein Jedes trinkt es, so oft es ihm auch gereicht wird, bis auf den Grund aus, und vermag es das nicht, so schüttet es den Rest auf den Erdboden; eine Neige wird nie zurück oder weiter gegeben. Auch der selbstfabricirte Schnupftabak spielt eine bedeutende Rolle. Auf mehren irdenen Tellern ist er zur Tafel gestellt, damit Jedes nach Belieben seine Nase ergötzen könne.

Nach beendetem Mahle gehen die Druzben und Druchnen nach Hause, um ihren Putz für den bevorstehenden Gang zur Trauung anzulegen. Sie versammeln sich erst gegen zehn Uhr wieder. Jetzt zeigt sich das gesammte junge Völkchen in einer anderen Couleur. Der Kochanek trägt an der Brust eine rothe Bandschleife; jeder Druzba trägt auf seinem Hute fünf bis sechs rückwärts niederschwankende Haushahnfedern und einen hochemporragenden Strauß von Papier- und Knistergoldblumen, welche, an Messingdraht befestigt, in stets zitternder Bewegung, ein blendendes Blinken verursachen. Der Schmuck der Druchnen ist der sonderbarste. Tausend Schleifen von buntem Papier oder Band bedecken den Kopf, daß auch nicht eine Spur von Haaren mit Ausnahme des auf den Rücken herabhängenden Zopfes

zu sehen ist. Unzählige Bänder von den verschiedensten Farben hängen lang auf die Schultern nieder, und Gold- und Silberflittern, bunte kleine Federn, Glasperlen, Stückchen Messingblech u. dergl. m. schauen überall aus den dicht zusammengedrängten Schleifen hervor. Es ist ein Anblick, der einen in der That zu einem Unterleib-zersprengenden Lachkrampfe zwingen kann.

Die Kochanka — doch seit Aufflechtung des Zopfes heißt sie nicht mehr Kochanka, sondern Panna mloda*); ihr Bräutigam nicht mehr Kochanek, sondern Pan mlody. — Die Panna mloda trägt einen ganz eben solchen Kopfputz, und unterscheidet sich von den Druchnen nur durch ihr offnes, auf Brust und Rücken herabwallendes Haar, ferner dadurch, daß sie keinen Ring trägt, während die Druchnen, wie alle polnischen Bauermädchen, alle Finger voll von dieser Messingwaare haben.

Swaty und Swachni haben keinen auszeichnenden Schmuck, und der des Dziewoslomb besteht in dem schon erwähnten weißen Zwirnbande.

Jetzt vor Allem genießen die hochzeitlichen Leute ein eben solches Mahl, wie das frühere war, welches aber zum Unter-

*) Der Spracheigenthümlichkeit wegen diese Bemerkung: Pan, Herr; mlody, jung — In verschiedener Stellung haben die beiden Worte eine verschiedene Bedeutung: mlody Pan bezeichnet jeden jungen Herrn; Pan mlody dagegen bezeichnet den Bräutigam während der Hochzeit, von dem Augenblicke an, wo der Braut die Haarflechte aufgelöst worden ist. So bezeichnet mloda Panna jedes junge Mädchen von Stande; Panna mloda dagegen die Braut während der Hochzeit.

schiede von jenem „Frühstück,“ und zwar Montags= oder Trautagsfrühstück genannt wird. In Mitten dieses, wie eines jeden Mahles, steht der Dziewoslomb auf, nimmt einen großen, hölzernen Kochlöffel, und pocht mit demselben vor einem jeden Gaste auf die Tafel, die Worte sprechend: „Kucharzu, Kucharzu, fartużek ci się zdarl!“ (ungefähr: der Koch hat seinen Schurz zerrissen). Darauf muß der Gast drei polnische Groschen (sechs Pfennige) in den Löffel werfen, welche der Dziewoslomb sogleich der hinter ihm stehenden Köchin, für welche diese Collecte bestimmt ist, überreicht.

Nach beendetem Schmause bindet die älteste Druchna an jedes der beiden musikalischen Instrumente ein rothes Band, und nun ordnet der Dziewoslomb den Trauzug. Vorauf schreitet er selbst; ihm folgen die beiden Musikanten, die auf dem ganzen Wege ohne Unterlaß spielen müssen; nach denen kommt das Brautpaar; nachdem die Druzben, jeder eine Druchna an der Hand führend; nach diesen, sämmtliche Swaty und Swachni ohne bestimmte Ordnung, und sodann, die zu ihnen gehörenden Kinder. So zieht der Zug nach Umständen zwei bis drei Meilen weit nach dem Kirchdorfe. Vor jedem am Wege stehenden Kreuze und Heilgenbilde hält er; der Dziewoslomb hält eine kleine Stegreifpredigt, die natürlich gar wunderlicher Art ist; Jedes küßt das Kreuz, und er schreitet wieder vorwärts.

Die Demuth, die das Brautpaar bei dem ganzen Hochzeitfeste beweisen muß, muß es auf dem Traugange der gebietenden Sitte gemäß auf den höchsten Grad steigern. Jeder Person, die dem Zuge begegnet, auch selbst dem kleinsten

Kinde muß es zu Füßen fallen. Auch auf diesem Wege muß die Braut in Thränen schwimmen, heulen und schreien, während der Bräutigam im ganzen Gesichte lacht.

Endlich gelangt der wunderliche Zug zum Kirchdorfe. Die beiden Musikanten bleiben außerhalb des Gotteshauses stehen, die Uebrigen begeben sich auf den Hof, und das Brautpaar, dessen Aeltern und der Dziewoslomb in die Stube des Pfaffen. Zuvörderst muß der Pan mlody die 20 polnischen Gulden Traugebühren aufzahlen, dann erst nimmt der Pfaffe die Feder, und schreibt die Namen der jungen Brautleute und der Trauzeugen ein. Nun bewegt sich der Zug unter Anführung des hochwürdigen Herren zur nahen Kirche. Hier steht der Organist schon mit brennenden Wachslichtern, von denen ein Jedes während der Trauhandlung eins in die Hand zu halten bekommt, wofür es aber dem Pfaffen drei polnische Groschen (6 Pfennige) bezahlen muß. Das Brautpaar kniet vor dem Altare, alle Anderen mit den brennenden Lichtern hinter demselben und zwar so, daß auf der einen Seite sich nur Frauenzimmer, auf der anderen nur Mannspersonen befinden. Nachdem der Pfaffe seine Rede, die ihrer Latinität wegen dem bäurischen Ohre wie eine wundervolle Zauberformel klingt, schnell abgelesen hat, richtet er die bestimmten Fragen an die knieenden Brautleute, läßt sie danach ihre Hände auf einanderlegen, bindet dieselben unter Aussprechung der dazu gehörigen Worte mit einem weißen Bande zusammen, und läßt sich von jeder der beiden Personen den langen Schwur nachsprechen.

Ich muß hier bemerken, daß bei Zusammenbindung der Hände gewöhnlich ein kleiner Kampf zwischen den beiden

Brautleuten ausbricht. Ein Jedes der Beiden will seine Hand obenauf haben.

Sobald der Pfaffe nun das Band wieder aufgelöst hat, läßt er die messingenen Trauringe wechseln, das Crucifix küssen, und schließt den Act schnell mit einigen lateinischen Worten.

Sämmtliche Hochzeitleute sammeln sich nun vor der Kirchthür, das Brautpaar aber muß nochmals auf die Wohnung des Pfaffen, um von diesem einige Verordnungen für die Ehe zu empfangen. Die hauptsächlichste dieser Eheverordnungen, kann man sich denken, gründet sich auf die bekannten biblischen Worte: „seid fruchtbar, und mehret Euch" — — und zwar, meint der Pfaffe, so viel als möglich, denn das giebt Taufgebühren so viel als möglich.

Sobald das junge Ehepaar wieder zurückkommt, ordnet der Dziewoslomb den Zug, der sofort unter klingendem Spiel und kreischenden Jauchzungen in die der Kirche naheliegende Karczma schreitet. Hier steigen jetzt die Schnapsconsumtion und die Ausgelassenheit des Tanzes auf den höchsten Grad, und dauern bis zum Abende fort, wo endlich die Gesellschaft ohne bestimmte Ordnung und betrunken, daß sie die Sterne nicht vom Monde zu unterscheiden weiß, wieder in die Heimath wandert, wo sie sich nicht in die Festhütte, sondern wiederum in die Karczma begiebt. Obgleich schon angefüllt mit Schnaps bis zum Anbrennungsgrade, hört sie doch nicht auf, in gleichem Maaße weiter zu genießen. Ist das Thermometer ein Mal auf den Siedepunkt gestiegen, so bringt es die größte Flamme nicht weiter hinauf: so scheint auch jetzt der Schnaps seine steigende Kraft verloren zu ha-

ben; derselbe wird nun nicht mehr aus Schnapsgläsern, sondern aus Töpfen, Biergläsern und Blechmaaßen genossen. Wer nicht Augenzeuge einer polnischen Bauerhochzeit war, kann sich keinen Begriff von der Riesenhaftigkeit des Schnapsgenusses machen.

Gegen Mitternacht läßt der Dziewoslomb den wilden Tanz enden und das Hochzeitmahl in der Karczma einrichten, zu dem die Speisen aus der Festhütte geholt werden. Zu diesem öffentlichen Mahle findet sich das ganze Dorf als Zuschauer ein.

Nachdem der Dziewoslomb mit dem großen Löffel an der Tafel herumgegangen, und für die Köchin eingesammelt hat, wird das Mahl aufgehoben und der Tanz begonnen, der nun ununterbrochen bis zum Morgen des Dienstages fortdauert. Während diesem Tanze wird auch dem Schlafe sein Recht gelassen. Wer der Ruhe bedarf, legt sich unter die rings an der Wand hinlaufende Bank, schläft aus, und steht wieder auf, um von Neuem zu tanzen und zu trinken, und einem Anderen das Ruheplätzchen zu überlassen.

Mit dem späten Morgen verläßt nun die jauchzende Schaar die Karczma, um die große Frühstückwanderung zu beginnen. Der erste Weg führt zur Festhütte, wo die Köchin bereits die Tafel mit Barszcz, Fleisch, Sauerkraut, Erbsen, Kuchen, Schnupftabak und Schnaps versehen hat. Ist das Vorhandene bis zum letzten Rest mit Mäulern und Nasen verzehrt, so ordnet sich der Zug wieder, und bewegt sich in die Hütte des ältesten Swat, wo ihn ein gleiches Frühstück erwartet. So wandert er nun in die Hütte eines jeden verheiratheten Hochzeitgastes zum Frühstück. Wenn sich bei der

Hochzeit viele Gäste befinden, die in fremden Dörfern wohnen, so zieht sich die Frühstückwanderung leicht bis in die späteste Nacht.

Ein höchst amüsantes Bild gewährt dieser wandernde Zug. Die Musikanten produciren fortwährend auf dem Wege Tanzmusik. Vor ihnen dreht sich der jauchzende Dziewoslomb ohne Tänzerin mit den gräßlichsten Geberden und Sprüngen, hinter ihnen her aber tanzt Alles ohne Unterschied, die Swachni, Swaty, die jungen Druchnen mit den flatternden Bändern und Schleifen und die Druzben mit den Hahnsfedern und hohen Goldbüscheln auf den Hüten unter fröhlichem Gekreisch durch Pfützen, Staub, Schmuz- und Misthaufen und Alles, was sich auf den polnischen Dorfwegen befindet, hinweg. Nur der Pan mlody und die Panna mloda dürfen an diesem Jubel keinen Theil nehmen. Sie sind auch auf dieser Wanderung verpflichtet, demüthig jeder begegnenden Person zu Füßen zu fallen.

Sobald die glückseligen Hochzeitleute von dieser Frühstückwanderung in die Festhütte zurückgekommen sind, beginnt ein regelmäßiger Tanz, der bis zur Mitternacht dauert, und dann gegen eine der merkwürdigsten Scenen vertauscht wird. Der Dziewoslomb giebt den Musikanten ein Zeichen, worauf diese eine weinerliche, gezogene Melodie anstimmen. Mit diesem Wechsel der Musik treten sämmtliche Gäste in einen weiten Kreis. Der Dziewoslomb stellt in die Mitte ein sitzartiges Geräth, und darauf einen irdenen Teller. Sodann faßt er die Panna mloda, und stellt sie der ganzen Gesellschaft als eine Kuh vor, die er zu kaufen gesonnen sei. Sogleich legt er nun ein beliebiges Geldstück, gewöhnlich

einen Gulden, auf den Teller, und führt, wozu er ein daraufbezügliches Lied singt, die junge, mit tausend Schleifen und Bändern geschmückte Kuh im Inneren des geschlossenen Kreises drei Mal um den Sessel herum. Hierbei muß die Madame Kuh nothwenig hinken. Der Dziewoslomb erklärt sodann, daß er lahmes Vieh nicht gebrauchen könne, und so möge denn ein Anderer sein Glück an der Kuh versuchen. Damit führt er die Panna mloda ihrem Vater zu, der nun, als Vater, ein etwas bedeutenderes Geldstück auf den Teller wirft, darauf seine Tochter Kuh ebenso drei Mal um den Sessel herum führt, und dieselbe, da sie auch bei ihm hinkt, unter gleichem Vorwande, wie der Dziewoslomb, an ihre Mutter zum Versuch übergiebt. Diese, sodann die nächsten Verwandten, dann alle Hochzeitgäste der Reihe, oder vielmehr der Würde nach, die das Alter verleiht, wiederholen, während die Musikanten fortwährend ihre weinerliche Melodie produciren, mit der Panna mloda dasselbe Spiel, bei dem sich natürlich das Geld auf dem Teller, das gewöhnlich das einzige Vermögen ausmacht, das die Frau zu ihrem Manne bringt, bedeutend vermehrt.

Nun also haben alle Gäste bis zur jüngsten Druchna herab vergebens ihr Geld geopfert; bei einem Jeden blieb die Kuh dieselbe unbrauchbare, lahme. Jetzt tritt der Pan mlody in den Kreis. Mit einer stolzen, heroischen Miene rückt er die hohe Schafpelz-Mütze auf das linke Ohr, und erklärt: er wolle doch nun ein Mal versuchen, ob für ihn die Kuh nicht brauchbar sei. Schnell wirft er ein ansehnlicheres Geldstück auf den Teller, faßt seine junge Ehekuh beim Arme, und alsbald springen Beide in einem wahren Jubelgalopp

drei Mal um den Sessel herum, was natürlich ein allgemeines Freudengeschrei veranlaßt. Eiligst trägt jetzt die Mutter der Panna mloda den mit Geld belasteten Teller hinfort.

Darauf bald entwickelt sich eine neue Scene. Sämmtliche Druchnen umgeben die Panna mloda, und setzen sie auf den Sessel, um welchen die Gäste, die mit Begleitung der Trauermusik ein auf die Handlung bezügliches Lied singen, den Kreis enger zusammenziehen. Die älteste Druchna beraubt jetzt die Panna mloda, wobei diese wiederum weinen muß, auch des letzten jungfräulichen Schmuckes, der vielen bunten Bänder, Schleifen, Glasperlen und weiteren Flittern, die dieselbe in den Haaren hat. Darauf singen sämmtliche Druchnen ein kurzes Liedchen, in welchem sie erklären, daß nunmehr die Panna mloda aus dem Kreise der Mädchen verbannt sei, und treten von derselben hinweg. Gleich aber kommt die älteste Swachna, und setzt der Panna mloda eine mit vielen Spitzen und Bändern besetzte Frauenhaube auf, und sogleich treten alle Swachni herzu, und nehmen unter lautem Freudengeschrei die Panna mloda in ihren Kreis, also in die Frauenschaft auf. Nachdem nun noch eine jede Swachna der Panna mloda eine leinene Haube, gleichsam als: „Willkommen in der Frauenschaft!" zum Geschenk übergeben hat, fällt Alles jauchzend über den Schnaps her, der nun mit einer entsetzlichen Freuden-Wuth verschlungen wird.

Dies ist die letzte Hochzeitceremonie. Tanz- und Schnapsjubel dauern aber noch einen Tag und eine Nacht fort so, daß das Fest mit dem Morgen des Donnerstag sein Ende erreicht.

Bayerische StaatsBibliothek

Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Goehring, Carl

Polen unter russischer Herrschaft

Bd.: 2

Leipzig (1843)

Bamberg, Staatsbibliothek -- Geogr.it.o.133-a(2
urn:nbn:de:bvb:12-bsb11449161-7